# Der große Krieg in Feld und Heimat

## Erinnerungen und Betrachtungen

von

Oberst Bauer

Dritte Auflage
(13. bis 15. Tausend)

Osiander'sche Buchhandlung / Tübingen 1922

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Ueberſetzung, vorbehalten.

Copyright 1922 by Osiander'sche Buchhandlung, Tübingen.

Den Einband hat Bildhauer Friedrich Schenkel, Berlin, entworfen.
Die aufgedruckte Plakette wurde im Felde 1917 von ihm gefertigt und vom Deutſchen Kronprinzen als Auszeichnung für ſeine Sturmtruppen verwandt.

286750
JUL 17 1924

F081
.B33

Den Manen
des Fürſten Otto von Bismarck,
des Schöpfers deutſcher Kaiſerherrlichkeit
gewidmet

# Vorwort zur ersten Auflage.

Goethe hat einmal von sich bekannt, daß er nur zu schreiben vermochte, „was ihm auf den Nägeln brannte; daß fast alles, was er gestaltet und geschrieben, Selbstbefreiung war". Nicht anders ist es mit diesem Buche, und es ist in diesem Sinne ein höchst persönliches; kein Geschichts-, sondern ein Bekenntniswerk. Sein Wahrheitsgehalt, sein Wille zur Objektivität ist trotz so subjektivem Entstehungsgrund nicht kleiner. Wer so nah an einem der Brennpunkte der größten Weltwandlung stand, die Geschichte im mannigfachen Gang ihrer Entwicklung kennt, und wer jetzt die Verdrehung oft der einfachsten Tatsachen sieht, auf dem *lastet als Pflicht* das Bedürfnis, Zeugnis abzulegen über das was war, was aus ihm wurde und „was ist".

Es war mir nicht vergönnt, während der Ereignisse, die ich schildere, in *unmittelbar* verantwortlicher Stellung zu stehen. Ich brauche daher weder mich noch irgend jemand zu „rechtfertigen" oder zu „verteidigen". Aber wenn ich auch um so unbefangener dem riesenhaften Geschehen gegenüberstehe, so bin ich natürlich an die Optik meiner Augen, an meine Weltanschauung gebunden. Ich will sie auch nicht verleugnen, im Gegenteil, sie offen zu bekennen, gebietet mir mein Gewissen.

Unübersehbar fast ist heute schon die Kriegsliteratur, die militärische wie die politische. Neben leidenschaftlicher Anklage steht nicht minder leidenschaftliche Verteidigung. Geschickte und ungeschickte Advokaten tauchen in allen Lagern auf, gut gemeinter Redlichkeit wird oft von geriebenen Sophisten das Wort im Munde verdreht, einfachste Vorgänge werden künstlich verdunkelt, komplizierteste in primitivster Naivität (oft echter, ebensooft gut gespielter) abgehandelt.

Mich in solche Seitenpfade zu verirren, das Nebenher anders, als eben ein Nebenher zu behandeln, liegt mir völlig fern. Für mich ist ledig-

lich das Entſcheidende, die oft geknickte, doch nirgends unterbrochene Linie des großen Geſchehens in ihrem äußeren und inneren Zuſammenhang, von Belang. Meine Endabſicht, an der Hand perſönlicher Erinnerungen die Fehler und Vorzüge, Schwächen und Stärken unſerer militäriſchen, politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe klarzulegen; zu zeigen, daß Deutſchland die ihm auferlegte Prüfung, den Krieg, hätte gewinnen können und daß es nicht ſeinen Gegnern, ſondern der Schwäche ſeiner Regierung und dem verbrecheriſchen Treiben des politiſchen Radikalismus jeder Schattierung erlegen iſt. Dabei wird die Charakteriſierung derjenigen nicht zu umgehen ſein, die beſtimmenden Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe hatten oder haben konnten, alſo der Heeres- und der Staatsleitung, der Parlamente und Gewerkſchaften. Wenn ich dabei manchen Perſonenkultus zerſtöre, wenn ich noch lebende Kameraden hier oder dort verurteile, ſo liegt mir jede Abſicht der Kränkung, jeder Haß gar meilenfern. Allein ſchon Treitſchke hat geſagt: „Wer die Sache ſchlagen will, muß zuweilen auch die Männer treffen.“ Soweit es nicht galt, offenkundige Niedrigkeit der Geſinnung zu brandmarken, habe ich es mit möglichſter Schonung getan. Man mag mir vorwerfen, daß ich ſtellenweiſe Mängel und Fehler entſchuldige, daß ich hie und da bewußt nicht alles ſage. Es trifft zu, und ich behalte mir noch für ſpätere Zeit manches vor. Nie bin ich indes von der Wahrheit abgewichen. Ich fühlte nur keinen Grund, ſie unnötig nackt und plump darzuſtellen. Und wer bei ehrlichem Willen gefehlt hat, darf ſchon dafür Anerkennung verlangen. Gefehlt haben letzten Endes wir alle.

Habe ich ein Recht zu ſolcher Kritik? Ich glaube „ja“.

Ich war 1905 in den Generalſtab gekommen. Ich hatte alſo noch das hohe Glück, die hoch über jeden Durchſchnitt ragende Perſönlichkeit Schlieffens in ihrem Sein, Denken und Wirken zu erleben. Dieſer intuitiv ſtarke und doch kühl rechnende, von Ideenfülle und Energie überreich bediente Kopf, von dem auch nicht einer, der ihn kennen lernte, je zweifelte, daß er das große Schickſal, das über uns verhängt war, ſiegreich gemeiſtert hätte, war ein Feldherr, ohne je das Glück der Führung eines Feldheeres genießen zu dürfen. Ihn als Führer, Ludendorff als ſeinen erſten Gehilfen ſich zu denken — wir hätten ohne Zweifel das Höchſte erreicht, was Menſchenwitz und deutſche Sehnſucht in nun rauh zerſchlagenen Träumen ſich denken konnte.

1908 brachte mich in die Aufmarsch- und Mobilmachungsabteilung, wo ich bis 1912 unter Ludendorff arbeitete. Schon damals war er der „große Mann", der sah, was unausweichlich kommen mußte, wenn die Diplomatennetze sich so weiterspannen, und was prompt dann auch kam, als unsere Gegner sich stark genug wähnten. Vergebens versuchte Ludendorff Abhilfe: Versetzung in die Front war der Lohn seines Mühens. Reichstag und Kriegsministerium waren damals, wie während des Krieges, stärker als der Generalstab, der vor dem Inland angeschwärzt und vor dem Ausland als Kriegshetzer denunziert wurde. Alle Ministerien atmeten auf, wenn der stets in die Rolle des lästigen Mahners Gedrängte wieder „eins weg hatte". Daß die Sicherheit unserer Zukunft damit jedesmal gleichzeitig „eins weg hatte", kam den geistig ewig von der Hand in den Mund Lebenden nicht in den Sinn. Was, im Frühjahr 1913, Ludendorffs Abgang erzwang, erzwang gleichzeitig die Niederlage an der Marne: wir stehen damit vor einem der wenigen Punkte, die nicht umstritten werden, weil sie nicht umstreitbar sind.

1912—13 saß ich im Elsaß, im Stab der 39. Division, von wo ich im Oktober wieder mein altes Quartier in der Aufmarschabteilung bezog. Statt Ludendorff regierte dort Oberstleutnant Tappen. 1914 kam ich dann (mit der ganzen Abteilung) in die Oberste Heeresleitung und gehörte ihr auch bis Oktober 1918, bis zu Ludendorffs Rücktritt, ohne Unterbrechung an. Mit ihm zusammen schied auch ich aus dem Dienst.

Mein Sinnen und meine Arbeit hat alle Zeit und insonderheit im Kriege dem Heer gegolten. Dazu verurteilt, täglich 14—15 Stunden im Bureau bei der O.H.L. zu sitzen, war mein Herz allezeit bei der Truppe an der Front. So oft ich konnte, war ich bei ihr, sah die unaufhaltsamen Angriffe unserer Infanterie, freute mich am Donner unserer Artillerie. Mit Stolz und Trauer zugleich nahm ich an dem übermenschlichen Ringen, Dulden und Sterben unseres unvergleichlich wunderbaren Heeres teil. Der Fronthelden würdig zu sein, das war die Triebfeder für mein Handeln, das darin gipfelte, dem Heer Verluste zu sparen, Kampfmittel und Formen diesem Zweck anzupassen, und vor allem die Heimat aufzurütteln zum Verständnis für die Größe der Zeit.

Es waren vier schwere bittere Jahre, ohne Erholung, ohne Feiertag, ohne Urlaub, die Arbeit selbst erschwert durch Kämpfe nach allen Seiten, selten sachlicher Art, meist auf Grund von Verständnislosigkeit, Eifersucht oder Ressortstreit.

Die Revolution und der durch sie verlorene Krieg hat meine Lebensarbeit vernichtet und alle Grundlagen meiner Existenz erschüttert. Und wie mir ergeht es Tausenden wackerer Kameraden, die für alle Pflichttreue jetzt von jedem politischen oder finanziellen Revolutionsschieber mit Dreck beworfen werden. Freilich gibt es auch andere „Kameraden"! Nicht ohne ein Gefühl innerer Beschämung denke ich an diese, die umgelernt und die „neue Zeit" schnell erfaßt haben. Sie haben nie den sittlichen Ernst des kategorischen Imperativs der Pflicht, den Geist des großen Königs, Wilhelm I. und Bismarcks begriffen und sich wirklich angeeignet. Jeder gleicht dem Geist, den er begreift. Mögen sie sehen, wie sie damit vor Gott und der Geschichte bestehen. Was ficht es mich an. Ich bleibe das, was ich mein Leben lang nach Denken, Wollen und Empfinden gewesen bin. Auch darüber soll mein Buch Rechenschaft geben.

Bauer,
zuletzt Königlich preußischer Oberst
und Abteilungschef bei der Obersten Heeresleitung.

Man könnte mir an manchen Stellen einwenden, daß ich diese Feststellungen post festum mache. Zum Gegenbeweis berufe ich mich auf die von General Ludendorff bei Mittler und Sohn herausgegebenen „Urkunden der O.H.L." Schreiben usw. in diesem Werk, die im Kopf die Bezeichnung O II bzw. Operationsabteilung II tragen bzw. in der Unterschrift den Vermerk II Nr.... enthalten, stammen aus meiner Abteilung. An einzelnen Stellen dieses Buches habe ich auf diese „Urkunden" besonders hingewiesen.

# Vorwort zur dritten Auflage.

Als ich im Frühsommer des Jahres das vorliegende Buch abschloß, war ich überzeugt, daß ich damit eine Gewissenspflicht erfüllt hatte. Ich mußte, soweit es in meinen Kräften stand, das Lügennetz zerstören, das die Revolutionsmacher in traulichem Verein mit unsern Todfeinden um Deutschland gewebt haben und heute noch weben, die Lügen von Deutschlands Schuld am Kriege und von dem Zusammenbruch des kaiserlich deutschen Heeres durch die militärische Kraft unserer Gegner. Es wäre ja an sich nicht einmal eine Schande gewesen, wenn das kaiserliche Heer nach vierjährigem Heldenkampf der Uebermacht erlegen wäre. *Aber es ist es nicht, es hätte den Krieg gewonnen, und dies zu beweisen, war Hauptzweck meines Buches*, und ihn hoffe ich für alle, die sehen können und wollen, erreicht zu haben. Noch nach Jahrtausenden wird die Welt von dem Heldenkampf unseres unvergleichlichen Heeres singen und sagen.

Und ich wollte anderseits auch zeigen, daß es nur stets die gleichen finsteren Mächte gewesen sind, die vor, in und nach dem Kriege bewußt Deutschlands moralische und physische Kraft gemindert und schließlich gebrochen haben. *Pseudodemokratie und Pseudosozialismus, beide aus demselben Sumpfe entsprossen — sie allein haben sich das Aktivkonto dieser Schuld zuzumessen —, können heute stolz darauf sein*, daß Deutschland endlich in den letzten Zuckungen liegt, machtlos, entehrt, verschuldet, ein Spott und Hohn für die ganze Welt.

Ich wollte endlich auch das *passive Schuldkonto eingestehen*, das alle die verantwortlichen führenden Männer belastet, die namentlich gegen Ende des Krieges *nicht* mit eiserner Hand die

Drachenſaat des Verrats und der Untreue erſtickt haben. Und hier liegt auch meine ſchwere Schuld, denn wenn ich auch nicht an unmittelbar verantwortlicher Stelle ſtand, ſo habe ich doch, obwohl ich das Unheil kommen ſah, nicht alle Mittel und Kräfte aufgewandt, die, wie ich heute glaube, in meiner Macht geſtanden hätten. Der Wunſch, dieſe Schuld zu ſühnen, ſoll mich bis an mein Ende leiten. Möchten ſich das auch alle, die in gleicher Lage ſind, — und es ſind viele — zu Herzen nehmen. Und nur durch die Tat iſt Sühne möglich.

Wenn ich jetzt zum Vorwort der 3. Auflage noch einmal die Feder in die Hand nehme, ſo geſchieht es in erſter Linie aus Dankbarkeit! Ich möchte den vielen Briefſchreibern, die mir oft mit ſo gütigen herzlichen Worten ihre Zuſtimmung ausgedrückt haben, oft auch wertvolle Hinweiſe auf Neues, mir bisher Unbekanntes, gegeben haben, meinen aufrichtigſten Dank ſagen. Nicht verwöhnt durch Freundlichkeiten ſeitens der deutſchen republikaniſchen Heimat, verfolgt und beſchimpft auch von früher ſo „monarchiſch-deutſchen" Männern empfinde ich jeden Beweis von Treue und Liebe doppelt tief.

Beſonders herzlich danke ich den Herren, die in der Preſſe und in Zeitſchriften meinem Buch Beſprechungen gewidmet und es ſo in breite Kreiſe gebracht haben, mehr, als ich es je zu hoffen gewagt. Ich kann ihnen allen leider nur auf dieſem Wege meinen Dank ausſprechen, da mir dies brieflich z. Z. unmöglich wäre. Namentlich die Herren, die ich perſönlich zu kennen die Ehre habe, bitte ich mir dies zugute zu halten.

Mit großer Genugtuung kann ich feſtſtellen, daß die geſamte demokratiſche, ſozialiſtiſche uſw. Preſſe mich totgeſchwiegen hat. Das hat mich beinahe ſtolz gemacht, denn es zeigt, daß der Hieb ſitzt, es erklärt mir auch die noch immer liebevolle Anteilnahme an meiner Perſon. Wie ſchlecht muß das Gewiſſen ſein, daß dieſe Kreiſe auf die ſchweren Beſchuldigungen ſich in Schweigen hüllen, denen doch ſonſt alle Kampfmittel ſkrupellos recht ſind. Die Wahrheit ſiegt doch langſam, die Erkenntnis gewinnt an Boden, daß es Deutſche geweſen ſind, die den unglücklichen Kriegsausgang und alles heutige Elend frevelhaft herbeigeführt haben. — Aber das iſt kein Hochverrat!?

Eine nicht geringe Anzahl von Kritiken habe ich natürlich aus Kameradenkreiſen erhalten. Soweit ſie rein ſachlich waren, und vor allen Dingen den Zweck meines Buches anerkannten, bin ich den Herren dankbar, auch wenn ſie mancherlei auszuſetzen hatten. Gegen einige Vor-

würfe muß ich aber doch Stellung nehmen: Die Vorwürfe laſſen ſich im weſentlichen in drei Klaſſen einteilen.

Einige Herren werfen mir vor, daß ich in ſo verſchiedenen Arbeitsgebieten tätig geweſen ſei, und ſie ſehen darin einen Fehler der Arbeitseinteilung bei der OHL. in der Aera Ludendorff; „bei Falkenhayn wäre das angeblich anders — beſſer — geweſen". Die Vorwürfe treffen alſo weniger mich, als Ludendorff.

Daranf habe ich nur zu ſagen, daß bei Ludendorff eben jeder Abteilungschef ſein großes Arbeitsgebiet *mit dem Gefühl faſt vollſtändiger Selbſtändigkeit* und daher mit Befriedigung verſah. Trotzdem aber war die zielbewußte Geſamtleitung vorhanden, ſo daß alles wie in einem Uhrwerk ineinandergriff. Und wo Reibungen entſtanden, da glich ſie die Leitung ſofort und reſtlos aus. Ich glaube, daß dies das Kennzeichen eines klaren, zielbewußten und willensſtarken Kopfes iſt. Wie ſehr Ludendorff aber der Führer war, zeigte ſich nach ſeinem Ausſcheiden, wo unter Groener-Heye die Kopfloſigkeit ſofort platzgriff. —

Ein paar Kritiker halten mir das Schlieffenſche Wort vor, das er für den Generalſtabsoffizier geprägt hatte, „Mehr ſein, wie ſcheinen". Nun, mir iſt wahrlich nicht nach Ueberhebung zumute, daß ich aber jetzt, wo man über mich herfällt, *das* für mich in Anſpruch nehme, was aus meinem Kopfe ſtammt, iſt mein gutes Recht. Im übrigen habe ich *jederzeit* meine Perſon hinter die meiner Vorgeſetzten und vor allem hinter die Sache geſtellt, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil man auf dieſe Art leichter, oder überhaupt nur zum Ziele kam. Anerkennung meiner Perſon und meines Namens in der Oeffentlichkeit war mir jederzeit zuwider. Ich wußte, wie nahe „Hoſiannah" und „Kreuzige ihn" nebeneinander liegt. Ich würde überhaupt auf dieſen Vorwurf gar nicht eingehen, wenn er nicht in anderer Beziehung einen bitteren Nebengeſchmack hätte. Er zeigt nämlich, wie ſich Schlieffens Wort in einzelnen Hirnen gemalt hat. Da bedeutet es nämlich, „die Arbeit und Hingabe des Untergebenen iſt nur dazu da, den Vorgeſetzten zu erhöhen". Und nach dieſem egoiſtiſchen Rezept iſt leider vielfach gearbeitet. Wo es gut ging, da war es ſelbſtverſtändlich, wo es aber fehlſchlug, verſchwanden Chef und ſonſtige „verantwortliche" Offiziere umgehend von ihren Plätzen. Wieviel wackeren Kämpfern das „Knopflochjucken" — das Wort ſtammt aus der Front — gewiſſer Führer das Leben unnütz gekoſtet hat, daranf überlaſſe ich die Antwort den Frontſoldaten. Natürlich waren es

Gott sei Dank, nur ganz vereinzelte, die so dachten und handelten, aber sie wären da, und es war ein Krebsschaden im Heere, der eben aus dem Nachlassen der altpreußischen Tradition der persönlichen Pflichterfüllung entsprang, die das suum cuique auch hinsichtlich der Anerkennung zur selbstverständlichen Voraussetzung hat. Eine dritte Kategorie von Herren endlich fühlt sich persönlich verletzt, weil ich ihrem Versagen einen wesentlichen Teil der Schuld an dem Gelingen des Verbrechens vom 9. XI. 18 zuschiebe. Ich bezweifele nicht, daß diese Herren persönlich Ehrenmänner sind, und das Beste wollten — wo ich dies bezweifele, habe ich es deutlich ausgesprochen. Tatsache ist, daß sie nicht durchgegriffen haben und sie werden wohl alle zugeben, daß sie heute unter gleichen Umständen anders — energischer — handeln würden. Im übrigen aber mögen sie sich mit mir trösten, auf dem diese Schuld, wie ich schon sagte, noch heute zentnerschwer lastet. —

Ich habe in der neuen Auflage keine Aenderungen mehr vorgenommen, möchte aber hier im Vorwort doch auf ein paar Punkte hinweisen.

Es sind inzwischen von Herrn von Eckardtstein wichtige politische Enthüllungen erschienen, die sich auch mit dem Rückversicherungsvertrag und mit der Kriegsgefahr im Jahre 1906 beschäftigen. Zu beiden Dingen ein paar Worte.

Herr von Eckardtstein mißt dem Rückversicherungsvertrag nur eine beschränkte Bedeutung bei und meint, daß nur ein Staatsmann von Bismarckschem Ausmaß mit ihm hätte etwas anfangen können. Zweifellos ist richtig, daß man den Vertrag nicht überschätzen darf, wie dies heute meist kritiklos geschieht. Jeder Vertrag hat schließlich nur soviel und solange Wert, als die Machtverhältnisse jedes Partners die nötige Sicherheit für seine Innehaltung seitens des anderen geben. Der Vertrag hätte uns also nicht davon entbunden, uns militärisch so stark wie möglich zu machen. Das letztere ist aber, wie ich in der Einleitung meines Buches nachweise, leider durch die Schuld der Regierung und des Reichstages nicht geschehen. Diese Unterlassung hätte also auch tatsächlich den Rückversicherungsvertrag teilweise entwertet, aber man darf den Vertrag schließlich nicht für eine auf ganz anderem Gebiet liegende Unterlassung verantwortlich machen.

Was den andern Punkt, die Kriegsgefahr 1906 anlangt, so bestätigt Herr von Eckardtstein, daß damals der Kriegsausbruch fast unvermeidlich schien. Nach seinen Ausführungen war es ganz wesentlich seinen Be-

mühungen in London und Paris zu verdanken, daß der Ausbruch verhindert wurde. Herr von Eckardtſtein glaubt damit Deutſchland einen großen Dienſt erwieſen zu haben und begründet dies damit, daß ſchon damals England und Amerika zweifellos dem Kriege nicht fern geblieben wären, wir den Krieg alſo verloren hätten.

Ich möchte zunächſt die Frage aufwerfen, ob England und Frankreich ſich ſo friedliebend benommen hätten, wenn ſie einen guten Ausgang des Krieges für ſich hätten erhoffen können. *Ich glaube, das wird niemand behaupten!* Frankreich ſah vielmehr ſeine ſichere Niederlage, nnd England mußte mit einem ganz außerordentlichen Machtzuwachs Deutſchlands, auch zur See, rechnen. Werfen wir einen kurzen Blick auf die Machtverhältniſſe damals! Rußland wäre dem Kriege mit Sicherheit ferngeblieben, allerdings wohl auch Oeſterreich. Dann hätte aber auch Italien ſicherlich ſeine Neutralität gewahrt. *Es wäre alſo ein Kampf zwiſchen Frankreich und Deutſchland allein geweſen.*

Frankreich hatte damals ſeine militäriſche Rüſtung bei weitem nicht ſo angeſpannt wie 1914. Es hatte keine ſchwere Artillerie, die Flieger ſpielten überhaupt noch keine Rolle. Das deutſche Heer hätte zwar auch nicht ganz die Stärke gehabt wie 1914, immerhin ſtand es prozentual günſtiger als 1914, beſonders weil es ſich mit ganzer Kraft auf Frankreich werfen konnte. Dazu Schlieffen als Führer! Hält man ſich den Verlauf des Sommerfeldzuges von 1914 vor Augen, ſo kann man mit Sicherheit ſagen, daß wir nach etwa 4 Wochen in Paris geſtanden hätten, und daß nach einer kurzen Atempauſe von ein paar Wochen der weitere Vormarſch durch Frankreich ſich angeſchloſſen hätte. Der Krieg hätte kein Vierteljahr gedauert. Was England in *der* Zeit an Landtruppen hätte ſenden können, konnte den Ausgang nicht beeinfluſſen, die amerikaniſche Hilfe zu Lande war überhaupt undenkbar. Ob England es gewagt hätte, Deutſchland mit ſeiner Flotte zu blockieren, darf man füglich bezweifeln, und übrigens wäre dieſe Blockade harmlos geweſen. Den Fall, daß England und gar Amerika nach Frankreichs völliger Niederwerfung den Krieg gegen uns allein fortgeſetzt hätten, brauche ich wohl nicht weiter zu erörtern.

Nach wie vor bin ich daher der Anſicht, daß die Unterlaſſung des Krieges 1906 für uns ein Unheil war. Der Krieg hätte mit einem Schlage alle außer- nnd innerpolitiſchen Fehler, an denen es die deutſche Regierung und der Reichstag wahrlich nicht hatten fehlen laſſen, wett gemacht.

Die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten Deutſchlands nach gewonnenem Kriege auszumalen, iſt zwecklos. Man darf gar nicht daran denken.

Noch ein zweites Buch muß hier Erwähnung finden, der 2. Band von Bethmanns Erinnerungen. Das Buch hat mich in meinen Anſichten nur beſtärkt, und ich brauche nichts hinzuzufügen oder abzuſchwächen.

Im übrigen bildet das neue Ludendorffſche Buch „Kriegführung und Politik" ja eine Erörterung und Widerlegung der „Bethmann-Politik". Nur auf zwei Dinge möchte ich hinweiſen.

Bethmann gibt die „Einkreiſungspolitik" unſerer Feinde zu. Wie wollte er ihr begegnen, gab es ein anderes Mittel überhaupt dagegen, als eine auf die Macht geſtützte, ſtarke Außenpolitik? Freilich war dieſe mit dem vorhandenen Reichstag unmöglich. Hat Herr von Bethmann das nicht geſehen? Und warum zog er nicht die richtigen Folgerungen?

Daß den Leſern zugleich wieder das Märchen von den „politiſierenden Generalen" aufgetiſcht wird, iſt allerdings ein ſtarkes Stück. Bis zum Aeußerſten haben Hindenburg und Ludendorff verſucht, den Kanzler zur Kraftentfaltung nach innen nnd außen zu bewegen, ehe ſie — leider ſchon zu ſpät — die Forderung ſtellten —, „er oder wir".

Daß für die demokratiſche und ſozialiſtiſche Preſſe die Behauptungen Bethmanns eine willkommene Gabe iſt, darf nicht wundernehmen. Helfen wird dieſe Spiegelfechterei weder Bethmann noch der Demokratie etwas.

Es iſt immerhin gut, daß das Buch erſchienen iſt, denn es beſtätigt die Charakteriſtik Bethmanns, wie ich ſie gebe. Er war geradezu inſtinktiv ein Feind alles Männlich-Starken, des Angriffs nnd des Kämpfens um den Sieg. Die deutſche Volksſeele hat er nicht entfernt geahnt. Kompromiſſe und Verhandlungen, ſchon mit den Augen nach rückwärts — ſo hat er gewirkt und hat damit ſein vollgerüttelt Maß an der Schuld des Unterganges Deutſchlands. Daß er daneben als echt liberal-demokratiſcher Mann perſönlich rechthaberiſch und nachtragend war und Andersdenkende verfolgte, zeigen auch ſeine Erinnerungen [1]).

Aus dem zahlreichen Material, das mir zur Beſtätigung meiner Anſichten zugegangen iſt, möchte ich nur eines herausgreifen. Danach war die 2. G.-Infanterie-Diviſion (von Winterfeld) (Seite 268), die

1) Es iſt vielleicht nicht unintereſſant, zu ſehen, wie weit Bethmann und Wirth ähnliche Erſcheinungen ſind. Namentlich in bezug auf die Energie im Negativen.

am 9. XI. 18 bei Verviers ſtand, absolut imſtande und gewillt, der Revolution entgegenzutreten. Sie bedurfte nur des Befehles, hat übrigens mit kleinen Teilen erfolgreich eingegriffen. Wie konnte dem Kaiſer gemeldet werden, die Diviſion ſei unzuverläſſig? Dies, im Verein mit den ſonſtigen Tatſachen, den Meldungen über das Heer, über das Sturmbataillon Rohr und über die Zuſtände im Reich und in Berlin laſſen erkennen, daß ſich am 9. XI. 18 in Spa eines der ſchwärzeſten Kapitel der Weltgeſchichte abgeſpielt hat. Wäre der unglückliche Monarch, der ja ganz richtig entſchloſſen war, zu handeln und zu kämpfen, nicht ſo vollſtändig belogen und betrogen, der ganze Hexenſabbat von Revolution, von Zuſammenbruch, von Schmachfrieden und Auflöſung Deutſchlands wäre uns erſpart geblieben. Denn heute gibt auch die Entente zu, weil es nicht mehr zu leugnen iſt, daß auch ſie im November 1918 dicht vor dem Ende war. Alle Schuld rächt ſich auf Erden — Gott gebe es und gründlich! —

Aus den Kreiſen der „neuen Frauen" heraus bin ich wegen meiner geringen Bewertung der Frauenarbeit im Kriege angegriffen. Ich habe darauf wenig zu erwidern. Daß die ganze Laſt des Krieges an der Front — und dieſe Laſt war wahrlich bitter — auf den Männern gelegen hat, und daß gleichwohl auch in der Heimat der Hauptteil der Arbeit quantitativ und noch mehr qualitativ von Männern geleiſtet iſt, bedarf meines Erachtens keiner Erläuterung. Nur Blinde können es leugnen. Wohl achte ich die tapferen Frauen, die nach Kräften ihre Pflicht getan haben, vor allem jene, die als Mütter ſchwer mit der Not und Sorge um ihre Familie zu kämpfen hatten. Ich wende mich gegen die Gleichſtellung und Gleichmacherei, wie ſie Frauenbewegung und Revolution — beide hängen enger zuſammen, wie man gemeinhin glaubt — uns beſchert haben. Damit geht Deutſchland zugrunde, und allmählich graut es ja auch breiten Kreiſen vor der modernen, befreiten, gleichberechtigten Frau. Ich überlaſſe es anderen, eine Sittengeſchichte unſerer Zeit zu ſchreiben. Es wird kein Ruhmesblatt für das Weib im ganzen werden — ſowenig allerdings wie für den Mann von heute. Man öffne doch nur die Augen, ſehe das Weib in Mode, Tanz, Literatur, ſehe die Theater, Films, die Vergnügungslokale, ſehe das Ausſterben der Familie, die kinderloſe oder Einkind-Ehe. Wem das nicht genügt, dem iſt nichts zu beweiſen.

Was wir brauchen, sind Frauen, die treu und fest zum Mann halten, ihm Gefährtin und Gehilfin auch in schwerster Zeit sind, sind Frauen, die ein starkes Geschlecht von pflichtbewußten Söhnen und Töchtern heranziehen helfen. *Das* brauchen wir — alles andere ist vom Uebel. Ich weiß, daß die Not der Zeit Millionen von Frauen in den Beruf, in die Konkurrenz mit dem Manne zwingt, ihr einfach nicht die Möglichkeit gibt, im Hause und der Familie zu leben. *Das ist ein Uebelstand* —, *aber kein Fortschritt*, es ist ein Abstieg, kein Aufstieg, mögen sich auch die „befreiten" Frauen nun noch so „mannhaft" gebärden: Vom wahren Geist des Mannes haben sie nichts gewonnen, vom wahren Wert des Weibes viel oder alles verloren.

* * *

Seit ich den letzten Federstrich an meinem Buch getan habe, ist ein halbes Jahr vergangen. Was ich damals im Ausblick schrieb, ist noch heute gültig, ja in seinen schwarzesten Ahnungen noch übertroffen.

Die bürgerliche Regierung Wirth beeilte sich, das Ultimatum von Paris anzuerkennen, und verkaufte damit Deutschland restlos an die Entente, d. h. in diesem Falle an Frankreich. Vergeblich warnten alle Einsichtigen, wiesen darauf hin, daß die Leistung in Goldmilliarden unerschwinglich sei; das Kabinett wußte es besser, es *rechnete „mathematisch"* aus, daß Deutschland zahlen könne und also auch müsse. Die Entente beglückwünschte sich und zollte der Regierung Wirth Anerkennung, — von sich aus mit Recht, denn das setzte der Bethmann-Erzbergerschen Totengräberarbeit am Deutschen Reich die Krone auf. Was hat diese Regierung sich gedacht? Wollte sie nur der Augenblicksgefahr, dem drohenden Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet entgehen, hoffte sie dadurch Oberschlesien zu retten oder hat sie wirklich an ihre „Erfüllungspolitik" geglaubt [1])? Nun, die Franzosen haben ihre Erdrosselungspolitik nicht aufgegeben, und so kam denn auch der Raub Oberschlesiens pünktlich nach. Man kann sich der schwächlichen Entrüstung, die die Regierung mit ihrem linken Anhang dann angesichts dieses Raubes bezeigte, nur schämen. Daß wir durch Jämmerlichkeit

1) Die Berechnung, daß wir die geforderten Goldmilliarden aufbringen könnten, ruhte auf einer stabilisierten Valuta. Die gab es aber nicht und obendrein mußte (abgesehen von andern Ursachen) gerade die neue Erfüllungspolitik zu einem Zusammenbruch der Valuta führen. Was alle Sachverständigen vorhersagten, ist denn auch eingetreten, nur noch schlimmer als erwartet. Und das nennt ein Minister „das Rettungswerk am deutschen Volk"!

und Nachgiebigkeit Oberſchleſien, das ſehr wohl zu retten war, verlieren mußten, war doch klar. Wir werden noch viel mehr verlieren!

Es verſchlägt dabei wenig, daß der oberſchleſiſche Rechtsbruch ſo ungeheuerlich iſt, daß ſelbſt die Entente ihn nicht auf ſich nehmen mochte, ſondern ihr Gebilde, den Völkerbund vorſchob, der durch Sachkenntnis ungetrübt dem Willen der Franzoſen nachgab. Es verſchlägt auch gar nichts, daß England und Amerika ſich verſagt haben, auf deren Hilfe „man" ſo ſicher gerechnet hatte. Dieſem Deutſchland wird niemand helfen, auch wenn er könnte. Bedenkt man aber vollends, wie ernſte Reibungsflächen — die immerhin auszunutzen wären — zwiſchen den Ententeſtaaten beſtehen, ſo kann man erſt recht verſtehen, wenn die übrigen Teilnehmer ſich hüten, den Riß jetzt ſchon zum Bruch werden zu laſſen. Indes auch der Bruch wird kommen — trotz oder auch durch die Konferenz von Waſhington! —

So ging alles zwangsläufig ſeinen Weg, und wir ſtehen vor nichts als Scherben. Das deutſche Volk müßte weinen und ſich ermannen! Aber es jagt weiter nach Geld und Genuß.

Um ſich zu „leimen", orientierte ſich das Erfüllungskabinett extrem nach links. Beſchränkung der Preſſefreiheit, Verbot doch ſo berechtigter Kritik, ſenſationelle Ausſchlachtung des Erzberger-Mordes, Verfolgung aller „Geheimbündelei", die anſcheinend der glorreichen im Herzen des Volkes verankerten Republik doch gefährlich werden könnte, Verbot des Uniformtragens und patriotiſcher Feiern, ungeſtrafte Störung nationaler Verſammlungen durch Linksradikale, und im peinlichſten Augenblick ein Setzerſtreik — das war die Ablenkung des Volkes von der kataſtrophalen Außenpolitik. Wieder jubelten die Franzoſen; die Anweiſung an ihre Organe in Deutſchland, mit allen Mitteln die Regierung Wirth zu unterſtützen und dazu mit den Linken zu gehen, iſt ungeheuerlich und ein Schlag ins deutſche Geſicht. Indes — Schamgefühl lebt ja nicht mehr in deutſchen Hirnen. Linke und Franzoſen als Stütze der Regierung! Und Erzberger, Liebknecht und Roſa Luxemburg erhalten Denkmäler, nicht etwa in Frankreich — das hätte guten Grund dazu — nein in Deutſchland!

Nirgends ein Lichtblick. Immer wieder ertönen Stimmen, die nach Einigung des Volkes rufen. Sie iſt unmöglich, mit den Franzoſen ſo gut, wie mit ihren Bundesgenoſſen im Innern unſeres unglücklichen Landes. Es gibt nur einen Weg! Dieſe Bundesgenoſſen ſind zum

größten Teil Verführte, und will man nicht das Rennen aufgeben, ſo heißt's, dieſe Verführten ihren Verführern zu entreißen. Hier muß der Kampf der Geiſter einſetzen, und auf nationalem, wahrhaft ſozialem Boden allein kann er ſiegreich ausgehen. Aber für dieſen Kampf iſt bisher wenig geſchehen. Zwar ſind viele gute Vorſchläge gemacht, für Boden-, Wohnungs-, Juſtiz-, Geld- und Finanzreformen — alles iſt richtig und wichtig, und viele ernſthafte Männer arbeiten daran, aber im Grunde arbeitet jeder für ſich und ſie ſprechen nicht zur Seele des Volkes im ganzen. Dieſe Seele aber liegt im Sterben, ſie ſtirbt täglich mehr am kraſſen Materialismus. Ihn heißt es bekämpfen. Wird es möglich ſein? Ich bezweifele es — jedenfalls wird es vorher noch viel Blut und Tränen koſten. Denn ſicher iſt, daß auf dem Boden des Materialismus keine Einigung möglich iſt, daß alſo auf ihm eine neue begründete Revolution kommen muß. Sie wird kommen, nur wird ſie — Gott ſei Dank — diesmal auch die Anderen treffen. Die anderen, die Siegervölker! Die Zukunft iſt ihnen allen ſchon nicht mehr geheuer, ſie fühlen, daß Neues, Gewaltiges ſich vorbereitet. Sie ahnen Unheil, aber nur wenige ſehen, von wo es kommt. Sie taſten alle herum. Aber mit Völkerbund und Konferenzen iſt nichts gewonnen, damit bekommt die Welt, bekommen die Staaten weder den inneren noch den äußeren Frieden. Beſchließt in Waſhington, was ihr wollt und könnt, es iſt alles eitel!

Das alte Deutſchland iſt tot, die ganze Welt hätte Grund darüber zu klagen, denn nur in Preußen-Deutſchland deckte ſich einſt die Idee des Staates mit der ethiſchen Forderung höchſter Pflichterfüllung jedes einzelnen gegen die Geſamtheit. Gewiß war manches verbeſſerungsbedürftig geworden. Eine Reformation war nötig und ſo leicht möglich. Denn das Volk war geſund! Es iſt anders gekommen, Deutſchland ſelbſt iſt der ihm eingeimpften Seuche erlegen.

Ein neues Deutſchland iſt noch nicht da, auch noch nicht zu ſpüren, denn das, was jetzt iſt, iſt Chaos und Verweſung. Ob aus dieſem heraus Deutſchland dem Phönix gleich neu erſtehen wird, weiß nur Gott. Daraufhin arbeiten, trotz Verfolgung und ohne Ausſicht auf Lohn und Gelingen — das iſt höchſtes Gebot und der einzige Sinn noch dieſes Lebens.

Gott ſtrafe die Mörder des deutſchen Volkes!

# Inhalt.

Seite

Vorwort zur ersten Auflage . . . . . V
Vorwort zur dritten Auflage . . . . . IX

## Einleitung.

Die äußere Politik seit Bismarcks Weggang . . . . . 2
Die innere Politik seit Bismarcks Weggang . . . . . 6
Befugnisse der Kaiserkrone, der Bundesstaaten und des Reichstags . . . . 12
Drei Lügen, Militarismus, Junkertum und Absolutismus . . . . . 15
Volk und Heer . . . . . 18
Meine Zeit im Generalstab von 1906 bis zum Kriegsausbruch . . . . . 24

## I. Teil.

## Der Krieg vom August 1914 bis zu Falkenhayns Ausscheiden aus der O.H.L.

Die Kriegsziele des deutschen Volkes und seiner Gegner . . . . . 29
Die Zusammensetzung der O.H.L. bei der Mobilmachung . . . . . 32
Mobilmachung und erste Kriegstage in Berlin. Lüttich . . . . . 38
Schlieffens Feldzugsplan . . . . . 39
Vordringen bis zur Marne. Rückzug im Osten. Tannenberg . . . . . 44
Leben der O.H.L. in Koblenz . . . . . 46
Verlegung der O.H.L. nach Luxemburg . . . . . 48
Einnahme Maubeuges . . . . . 48
Angebliche Kriegsgreuel der Deutschen . . . . . 50
Kämpfe der 6. Armee . . . . . 53
Die Marne-Katastrophe . . . . . 54
Ursachen der Marne-Katastrophe . . . . . 55
Uebergreifen der Panik auf die O.H.L. und das Heer. Ersatz Moltkes durch Falkenhayn . . . . . 57
Uebergang zum Stellungskrieg . . . . . 59
Aufstellung neuer Truppen und Steigerung der Munitionserzeugung . . . 60
Verlängerung unserer Westfront auf dem rechten Flügel . . . . . 62
Wegnahme Antwerpens . . . . . 62

Seite

Angriffe bei Ypern . . . . . 64
Wintermonate 1914/15 . . . . . 66
Gaskampfmittel . . . . . 66
Aufenthalt in Mezières . . . . . 71
Gorlice und Uebersiedlung des G.H.Qu. nach Pleß . . . . . 72
Einführung des Stahlhelms . . . . . 74
Der Kaiser und seine Umgebung . . . . . 74
Die österreichisch-ungarische O.H.L. . . . . 79
Die österreichisch-ungarische Armee . . . . . 80
Strategische Betrachtungen über Gorlice . . . . . 81
Angriff auf Kowno und Nowo-Georgiewsk (Modlin) . . . . . 82
Serbischer Feldzug . . . . . 83
Rumäniens Haltung . . . . . 84
Taktische Betrachtungen über die Champagne-Offensive 1915 . . . . . 84
Taktische usw. Neuerungen . . . . . 86
Zusammenarbeit Falkenhayns mit Reichsbehörden und Marine . . . . . 89
Flottenpolitik, U-Bootbau und -krieg bis 1916 . . . . . 91
Admiral von Tirpitz, Charakteristik . . . . . 99
Das Jahr 1916. Verdun . . . . . 100
Kämpfe an der Somme . . . . . 103
Falkenhayns Rücktritt, Ersatz durch Hindenburg-Ludendorff . . . . . 103
Rückblick über Falkenhayns Tätigkeit. . . . . 104

## II. Teil.

## Der Krieg vom Eintritt Hindenburgs und Ludendorffs in die O.H.L. bis zu den Frühjahrsoffensiven 1918.

Charakteristik Hindenburgs . . . . . 107
Charakteristik Ludendorffs . . . . . 109
Ludendorffs erste Maßnahmen. Neueinteilung des Stabes. Major Wetzel, Bockelberg, Frahnert und Muths . . . . . 111
Der neue Feldzugsplan . . . . . 113
Der Krieg gegen Rumänien . . . . . 118
Aenderungen der Taktik . . . . . 118
Neue Truppen und Steigerung der Kriegsgerätbeschaffung . . . . . 120
Hilfsdienstgesetz . . . . . 122
Friedensangebot Dezember 1916 . . . . . 124
Eröffnung des rücksichtslosen U-Bootkrieges . . . . . 125
Das Königreich Polen . . . . . 129
Das Leben in Pleß, Uebersiedlung nach Kreuznach . . . . . 130
Beginn der Kämpfe im Westen im Frühjahr 1917 . . . . . 132
Innerpolitische Verhältnisse in Deutschland im Frühjahr 1917 . . . . . 133
Meine Denkschrift über die innere Lage . . . . . 134
Bethmanns Abgang . . . . . 141
Charakteristik Bethmanns . . . . . 142

Seite

Michaelis, Fürſt Bülow und die O.H.L. . . . . 143
Politik und Strategie . . . . . 145
Militäriſche Ereigniſſe im Sommer 1917 . . . . . 149
Ruſſiſche Offenſive. Unſer Gegenſtoß bei Sloczow . . . . . 149
Sorgen um das Durchhalten der Heimat . . . . . 150
Die Kohlenfrage . . . . . 150
Ernährungsfragen . . . . . 152
Arbeiterfragen . . . . . 153
Die Frauenarbeit und ihre Bewertung, Rückgang der Geburtenziffer, allgemeine Demoraliſation . . . . . 153
Innere Politik . . . . . 157
Friedensduſelei . . . . . 159
Militäriſche Lage Herbſt 1917 . . . . . 161
Iſonzo-Offenſive . . . . . 163
Breſter Frieden . . . . . 164
Militäriſches und wirtſchaftliches Verhalten im Oſten nach dem Breſter Frieden 167
Der wirtſchaftliche Nachkrieg der Entente nach dem Breſter Frieden . . . 172
Strategiſch-politiſche Erwägungen Winter 1917/18 . . . . . 174
Das pſychologiſche Moment in Volk und Heer . . . . . 178
Neue Angriffstaktik . . . . . 180
Arbeiterlage und Streiks . . . . . 182
Vorzeichen der Revolution . . . . . 183
Mißſtände im Heer . . . . . 185
Stellung der O.H.L., Regierung und des Kaiſers zu den Revolutionsanzeichen 187

## III. Teil.

## Von der 1. Offenſive bis zur Bildung des Kriegskabinetts.

Die Frühjahrsoffenſive 1918 . . . . . 188
Bedeutung und Wirkung der 1. Offenſive . . . . . 189
Die 2. Offenſive . . . . . 189
Die 3. Offenſive . . . . . 191
Der 15. Juli . . . . . 193
Villers-Cotterets . . . . . 193
Die Schuld von Villers-Cotterets . . . . . 194
Fahrt nach Rethel, Autounfall . . . . . 197
Der 8. Auguſt 1918 . . . . . 198
Die feindliche Gegenoffenſive. Fochs Haſardſpiel . . . . . 199
Zuſtände in der Heimat nach der 1. Offenſive . . . . . 203
Betrachtungen über die Kriegsgewinne der Induſtrie . . . . . 204
Feindſchaft gegen das Durchhalten . . . . . 207
Maßnahmen nach dem 8. Auguſt 1918 . . . . . 210
Meine Vorſtellungen beim Kronprinzen . . . . . 213
Charakteriſtik des Kronprinzen . . . . . 213

Seite

Denkschrift des Kronprinzen . . . . . 215
Abwägung der beiderseitigen Chancen Ende September . . . . . 225
Wirtschaftlich . . . . . 225
Ernährungslage . . . . . 225
U.-Boot und Schiffbau . . . . . 225
Tanks und Tankabwehr . . . . . 227
Sonstige Maßnahmen . . . . . 230
Ersatzlage und Beschaffenheit des Feldheeres . . . . . 230
Bulgariens Abfall, Ursachen und Wirkung . . . . . 233
Verhalten Oesterreich-Ungarns . . . . . 234

## IV. Teil.

## Vom Waffenstillstandsangebot bis zum Zusammenbruch.

Besprechung am 29. September in Spa . . . . . 236
Mentalität des Kriegskabinetts Oktober 1918 . . . . . 242
Ereignisse nach dem Waffenstillstandsangebot . . . . . 243
Die Kapitulation der Regierung nach der 2. Wilsonnote . . . . . 245
Die Sitzung des Kriegskabinetts mit Ludendorff am 17. 10. 18 . . . . . 246
Innerpolitische Lage nach Bildung des Kriegskabinetts . . . . . 248
Die 3. Wilsonnote . . . . . 250
Wilsons Zwangslage . . . . . 250
Hilflosigkeit der deutschen Regierung und Standpunkt der O.H.L. . . . . 252
Folgen der Demokratisierung . . . . . 253
Ludendorffs Abschied . . . . . 254
Groener . . . . . 255
Stocken des Ersatzes, Aufruf zur Revolution . . . . . 256
Kampfansage gegen die Dynastien . . . . . 256
Unkenntnis über die Lage am 31. 10. beim Kaiser und der O.H.L. . . . . 257
Militärische Ereignisse im Schlußstadium . . . . . 259
Stimmung und Zustände im Volk Anfang November 1918 . . . . . 261
Bürger und Arbeiter . . . . . 261
Besatzungsheer . . . . . 262
Marine . . . . . 264
Feldheer . . . . . 264
Regierung und O.H.L. . . . . 265
Einzelvorgänge vom 1.—9. November in Kiel, Köln, Berlin . . . . . 265
Das Hauptquartier vom 1.—10. November . . . . . 267
Regierungsbildung in Berlin . . . . . 272
Das Feldheer am 9. 11. 18 und den folgenden Tagen . . . . . 273
Soldatenrat-Tagung in Ems . . . . . 274
Das Ende des deutschen Heeres . . . . . 276
Zusammenfassung über die Revolution . . . . . 276
Wirkung der Heeresauflösung nach Innen und Außen . . . . . 279
Der Friede von Versailles . . . . . 281
Deutschland im Innern seit November 1918 . . . . . 283

## V. Teil.

## Rückblick.

### War der Krieg zu gewinnen und die Revolution zu vermeiden?

Seite

Deutschlands Chancen für den Endsieg . . . . . 285
Krieg und Revolution als Kampf der Weltauffassungen . . . . . 287
Weltauffassung des deutschen Volkes . . . . . 287
Französische Weltauffassung . . . . . 288
Russische Weltauffassung . . . . . 289
Englische Weltauffassung . . . . . 289
Gründe des Zusammenbruchs der deutschen Weltauffassung . . . . . 291
Kapitalismus . . . . . 291
Liberalismus . . . . . 292
Sozialdemokratie . . . . . 293
Die persönlichen Anschuldigungen wegen des verlorenen Krieges . . . . 294

## Ausblick.

Die geistigen Strömungen der Welt . . . . . 298
Die neugeschaffene wirtschaftliche und politische Lage der fremden Staaten . 301
Deutschlands Aussichten für einen Aufstieg . . . . . 306
Personen- und Sachregister . . . . . 316

---

Vom gleichen Verfasser sind ferner erschienen:

1. Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen? Verlag August Scherl, Berlin.
2. Der Irrwahn des Verständigungsfriedens. Verlag August Scherl, Berlin.
3. Der 13. März 1920. Verlag Max Riehn, München.

Als wertvolle Belege für die Tätigkeit der O.H.L., wie sie in diesem Buch geschildert wird, verweisen wir im besonderen auf das Studium der „Urkunden der obersten Heeresleitung", herausgegeben von General Ludendorff bei E. S. Mittler und Sohn, Berlin.

---

# Einleitung.

Als Wilhelm II. seine Regierung antrat, stand ihm in Bismarck ein Staatsmann zur Seite, der in der Geschichte aller Zeiten als einer der Größten glänzen wird. Bismarcks Genialität und Tatkraft verdankt das Deutsche Reich seine Wiedergeburt, verdankten die Hohenzollern die Kaiserkrone. Und mit Neid und Bewunderung blickte das Ausland auf diesen großen deutschen Mann.

Es ist hier nicht Zeit noch Ort, davon zu reden, weshalb und wie Bismarck entlassen wurde. Ueber breite Volkskreise, die charaktervollen und urteilsfähigen gerade, lagerte sich schon damals dumpfe Ahnung, daß Unheilshände mit dem Schicksal Deutschlands spielten. Seine zahlreichen Gegner aber in der Regierung, dem Parlament und in der Presse jubilierten, sangen dem jungen Kaiser Schmeichelhymnen, wie sie gleichzeitig in schnödem Undank Bismarck in den Schmutz zogen. Für diese, im innersten Wesenskern unaufrichtige Gauklerschar hatte Hebbel das treffende Wort geschrieben: „Wer Schmutz nach den Sternen wirft, dem fällt er ins Gesicht zurück."

Die Ereignisse der äußeren und inneren Politik gaben ärgster Befürchtung bald traurig recht. Früh zeigten sich deutliche Zeichen des politischen Niedergangs, über die sich indes viele durch die wirtschaftliche Blüte, die erstaunliche Entwicklung unseres Handels, der Industrie und des Wohlstandes täuschen ließen.

Man muß diese Zusammenhänge im einzelnen betrachten, um ein klares Bild über Ursache, Verlauf und Wirkung des Krieges sowie Deutschlands Zusammenbruch zu gewinnen. Es soll damit zugleich gezeigt werden, daß Deutschland alles andere eher betrieben und gewollt hat, als diesen Krieg heraufzubeschwören. Betrachten wir zuerst in ganz großen Zügen die äußere Politik.

## Die äußere Politik seit Bismarcks Weggang.

Als Bismarck wegging, stand das Deutsche Reich im Bündnis mit Oesterreich und im Bündnis mit Italien; es hatte gleichzeitig den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, der es gegen jeden Angriff von Westen sicherte, ohne nach Osten irgendwelche Verbindlichkeiten, die auf die deutschen Interessen lähmend einwirken konnten, zu schaffen. Ueberdies standen wir mit England freundschaftlich. Frankreich war also, noch zwanzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden, dank der Staatskunst Bismarcks, vollkommen isoliert. An eine Aussicht, in irgend absehbarer Zeit Revanche zu nehmen oder die deutsche Einheitsfrage als eine europäische wieder aufzunehmen, war von seiner Seite nicht zu denken.

Dies änderte sich rasch, als Bismarck ging. Mit scharfem Ruck wurde das Reichssteuer gedreht, der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, gegen dessen Wunsch, nicht mehr erneuert (1890). Statt dessen wurde eine engere Anlehnung an England versucht. Der deutsch-englische Sansibar-Helgolandvertrag wurde geräuschvoll abgeschlossen. Auch eine Annäherung an Frankreich wurde in Szene gesetzt und die Kaiserin Friedrich nach Paris geschickt (1892). Dieser Annäherungsversuch mißlang, die Kaiserin mußte, nach schwerem Affront, vorzeitig heimkehren. Das mit uns verbündet gewesene, nunmehr aber durch uns vereinsamte Rußland wandte sich naturgemäß an den zweiten Vereinsamten, d. h. an Frankreich. Sichtbar trat diese Annäherung, die auch dem Blindesten hätte die Augen öffnen müssen, durch den Abschluß der ersten russisch-französischen Anleihe in Erscheinung und schon ein Jahr nach Bismarcks Entlassung hörte Fürst Hohenlohe aus dem Munde des Kaisers auf die Frage, wie er zur Zeit mit dem Zaren stehe, die Antwort: „Gar nicht, er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nur zeremonielle Briefe." Laut und oft warnte Bismarck vor diesem neuen Weg.

Die Warnung ist leider ungehört verhallt. Wir aber trieben in dem neuen Kurs „mit Volldampf voraus", bis wiederum plötzlich eine neue Aenderung der Steuerstellung des Reiches von dem damaligen Staatssekretär und ehemaligen Staatsanwalt, Freiherrn von Marschall, vorgenommen wurde. Deutschland intervenierte 1895, mit Rußland und Frankreich zusammen, zugunsten des von Japan geschlagenen China

gegen den Vertrag von Shimonoseki, also gegen Japan und das hinter ihm stehende England. So hatten wir glücklich, im Verlauf von noch nicht einem Lustrum, auch England verprellt.

Frankreich, das in jener Zeit nach Siam, Tonkin und Dahomey ging, war natürlich in dieser Spanne seiner Expansion der Sicherheit seiner Ostgrenzen froh und drängte (so sicher fühlte es sich durch die neue Konstellation) sogar nach Faschoda, einer der wichtigsten englisch-afrikanischen Vormarschstellen.

Wenig später, 1897, wurde die deutsch-englische Entfremdung noch größer: Flottenreden, Flottenstatistiken, Flottentabellen im Reichstag; Absage des jährlichen Kaiserbesuchs von Cowes!

Mit der Abkehr von England setzten Annäherungsversuche an Rußland mit dem Kaiserbesuch in Kronstadt ein; eine Wende, der die Krügerdepesche wie ein Wetterleuchten vorausgegangen war. Oesterreich, das nunmehr vielleicht das Wiederaufleben eines neuen deutsch-russischen Vertrages fürchtete, suchte hastig eine Separatverständigung mit Rußland über den Balkan.

In derselben Zeitspanne verleitete der inzwischen zum Botschafter in Konstantinopel ernannte Freiherr von Marschall den Kaiser zu einer Pompreise zum Kalifen und nach Palästina (1898). Es wurden Reden gehalten, die Frankreich mit seinem jahrhundertealten Katholikenprotektorat und England mit seinen hundert Millionen muhammedanischen Orientuntertanen stutzig machten. Ihr Eindruck wurde dadurch nicht gemildert, daß wir gleichzeitig die Parole „Hamburg-Bagdad" in der Presse breittreten ließen, mit Hochdruck an dem Ausbau der anatolischen Eisenbahn arbeiteten, ja Frankreich sogar Mitarbeit an diesem Werk anboten.

Das von uns in Transvaal und auf dem asiatischen Landwege nach Indien unter gleichzeitiger Umwerbung des Sultans und nicht stiller Beschleunigung des Flottenbaues sich bedroht fühlende England näherte sich, notgedrungen und seine Verstimmung über den Faschodazwischenfall vergessend, erkennbar Frankreich. Bemerkenswert ist, daß es vorher noch, um die Gefahr zu bannen, durch Chamberlain, unter Zuziehung des japanischen Botschafters, in Bündnisverhandlungen mit uns eingetreten war, natürlich, ohne Gegenliebe zu finden (1898—1900). Bevor es aber an die definitive Auseinandersetzung mit Deutschland ging, schaffte es sich erst noch die Sorge um Südafrika durch die Niederwerfung der

Burenrepubliken vom Halſe (1901) und ließ Rußland durch Japan ſo ſchwächen, daß es für England bündnisfähig wurde (1904—05). Um Frankreichs ganz ſicher zu ſein, überließ es ihm, das dafür auf alle Anſprüche in Aegypten verzichtete, Marokko (April 1904).

Endlich merkten bei uns die Maßgebenden die große Bedrohung durch den britiſchen Gegenſpieler. Das Reichsſteuer wurde erneut gedreht. Der Kaiſer fuhr, durch Holſtein bewogen, nach Tanger und hielt dort die im Auswärtigen Amt entworfene Fanfarenrede, die, wie man weiß, mit dem Satze ſchloß: „Ich verhandle nur mit dem ſouveränen Sultan.“ Das war ein offener Affront gegen Frankreich und England, die ſich eben über die Vaſallierung des Marokkanerhäuptlings geeinigt hatten (1905). Durch ganz Europa ging ein Erſchrecken. Die Rede weckte lauteren Widerhall als die Piſtolenſchüſſe der Buben von Serajewo. Wurde es Ernſt? Seit dem Berliner Kongreß wurde zum erſtenmal wieder eine internationale Konferenz der, nach Migras Spottwort, „grandes impuissances“ nötig, um die europäiſche Spannung noch einmal friedlich auszugleichen. So ward die Konferenz von Algeciras Ereignis, die bereits ein, mit alleiniger Ausnahme Oeſterreichs, gegen uns geeinigtes Europa offenbarte.

Immerhin war der Bund unter Führung Englands vorerſt nur ein diplomatiſcher mit ſehr begrenzten Machtmitteln, denn Rußland war eben von Japan geſchlagen, hatte im Innern die Revolution und keinen Pfennig Geld in den Kaſſen. Frankreich war, nach ſeinen eigenen Zeugniſſen, in keiner Weiſe gerüſtet, die engliſch-franzöſiſche Entente noch nicht ſo ausgebaut, daß ein Eingriff Englands in einen damals ausbrechenden Krieg wahrſcheinlich war, zumal Südafrika, das eben unterjochte, durchaus noch nicht pazifiert erſchien und England feſſelnde Engagements in Europa verbot.

Oeſterreichs Flankenſtellung hätte damals genügt, um das vollkommen darniederliegende Rußland in Neutralität zu halten, und Italien wäre angeſichts dieſer Konſtellation beſtimmt nicht im Lager unſerer Feinde anzutreffen geweſen. *Damals — 1906 — wurde die Weltuhr geſtellt*, lag das Schickſal des europäiſchen Kontinents tatſächlich in Deutſchlands Hand; und ein etwa ausbrechender deutſch-franzöſiſcher Krieg wäre im erſten halben Jahr zu einem ſiegreichen Ende zu führen geweſen. Er hätte Deutſchlands unangefochtene Stellung in Europa endgültig feſtgeſtellt. Dies war auch die Ueberzeugung Schlieffens.

Allein es kam anders! Man gab ſtatt deſſen auf der Konferenz unter dem Druck diplomatiſcher Papierkugeln nach und überließ Frankreich Marokko, England die Konſolidierung ſeiner einkreiſenden Politik, Italien das Abſchwenken zum neuen Block und Rußland die Zeit willkommener Erholung.

Von dieſem Zeitpunkt ab, das heißt: ſeit dem Frühjahr 1906, ſtand Deutſchland in jeder Kriſis neben Oeſterreich diplomatiſch allein. Nur Blinde konnten von da ab noch verkennen, was die Stunde geſchlagen hatte, und in der ganzen Zeit von 1906—1914 hatte Deutſchland nur noch ein einziges Mal die Möglichkeit, den um es gelegten Ring, zu dem 1908 König Eduard in Reval auch Rußland feſt verpflichtet und gewonnen hatte (Juni 1908), zu ſprengen. Das war zur Zeit der bosniſchen Kriſis (Okt. 1908—09). Hätten wir damals, wie einige Weiterblickende vorſchlugen, Rußland die Dardanellen geöffnet, was nur von uns abhing, ſo wäre der Weltkrieg mit Sicherheit vermieden worden. Da wir dies nicht taten und ſtatt deſſen durch bedingungsloſes Unterſtützen Oeſterreich-Ungarns die diplomatiſche Niederlage Rußlands (die Situation hatte ſich bis zum Wechſel von Ultimaten zugeſpitzt) herbeiführten, ſpannte ſich die europäiſche Lage ſo ſehr, daß von nun ab bis zum Ausbruch des Weltkrieges kein Jahr ohne ſchwerſte europäiſche Kriſis verlief. 1911 hatten wir den Zwiſchenfall von Agadir, der wie eine drohende Wetterwolke den ganzen Sommer über Europa ſtand und uns den gänzlichen Verzicht auf Marokko koſtete. 1912 kam erſt der Italieniſch-Türkiſche Krieg um Tripolis, im Sommer der erſte, im Frühjahr 1913 der zweite Balkankrieg und 1914, nachdem faſt alle Staatsmänner und Militärs Europas ſich für archiprêt erklärt hatten, das Attentat von Serajewo, das die Auslöſung des längſt fälligen, von der Entente unter Englands Führung vorhergeſehenen, Weltkrieges brachte.

Trifft die deutſche Politik in dieſem tragiſchen Geſamtgang der Dinge überhaupt ein Verſchulden, ſo iſt es dies, daß ſie mit dem Glauben lebte und handelte, angeſichts der täglich drohender ſich geſtaltenden Lage mit kleinen taktiſchen Maßnahmen, mit Schwanken und Taſtverſuchen eine Entſcheidung vermeiden zu können. Europa hatte militäriſch noch Frieden; der Kriegsaufmarſch der Diplomatie aber hatte längſt begonnen. Das deutſche Volk kam dabei in entſcheidenden Nachteil, weil es das Unglück hatte, in der entſcheidenden Zeit von 1900—1914 zwar manchen brauchbaren Diplomaten zu haben, aber nicht konſequent durch einen

wirklich ſtaatsmänniſchen Kopf geführt zu ſein. Nicht verletzender Expanſionstrieb, nicht bewußter Imperialismus, ſondern das Gegenteil, Schwäche, Schwanken und Planloſigkeit haben Deutſchland in dieſe Kataſtrophe hineingeführt. Wir konnten Weltmacht-Politik treiben, dann mußten wir uns auf die Abrechnung mit England vorbereiten, oder wir konnten unter Verzicht auf die Weltmachtſtellung mit England ins Einvernehmen kommen — wir aber trieben Weltmacht-Politik, verabſäumten jedoch, uns auf die Abrechnung vorzubereiten.

Daß man jetzt deutſcher Politik vorwirft, den Krieg zielbewußt vorbereitet und ſchließlich entfeſſelt zu haben, iſt eine Umkehr der Verhältniſſe, die geradezu grotesk iſt. Und daß es trotzdem geglaubt wird, beweiſt, wie wenig Menſchen auch nur die Geſchichte der Zeit, in der ſie leben, mit wachem Sinn und klarem Blick verfolgen.

Einwandfrei aber wird der Nachweis, daß Deutſchland den Krieg nicht gewollt und herbeigeführt hat, durch einen Blick auf ſeine militäriſchen Rüſtungen. Die militäriſchen Kriegsvorbereitungen werden immer auf der Baſis der außenpolitiſchen (bzw. wirtſchaftspolitiſchen) Lage ruhen. Wollten wir den Krieg, ja rechneten wir nur mit ſeiner Wahrſcheinlichkeit, ſo mußten wir unſere Wehrkraft angeſichts des ſich enger und enger ſchließenden feindlichen Ringes aufs äußerſte anſpannen. Wir haben es nicht getan (vgl. S. 8), aber die Franzoſen haben es getan, die Ruſſen mit franzöſiſchem Gelde und beide in Englands Dienſt. England ſelbſt hat nicht gerüſtet — es hielt ſeine Flotte ſtark, das war alles. Den Blutzoll im Kampfe Englands gegen Deutſchland ſollten nach bewährtem engliſchen Muſter Franzoſen und Ruſſen zahlen. Etwas haben ſie ſich diesmal verrechnet.

Gleichwohl kann man England das Lob nicht verſagen, daß es konſequent und zielſicher, ohne ſchwächliches Schwanken ſeinen Weg zur Macht gegangen iſt. Von den Staaten, die mit England in den Krieg getreten ſind, wird keiner auf die Dauer Freude am Sieg haben, hat keiner auch nur annähernd ſo viel gewonnen, wie England.

## Die innere Politik ſeit Bismarcks Weggang.

Unter den Gründen, die Bismarcks Scheiden aus dem Reichs- und preußiſchen Staatsdienſt brachten, waren die mit einer völligen und plötzlichen Umſtellung unſerer internationalen Politik gegebenen nicht

die einzigen. Auch Fragen der *inneren* ſpielten eine weſentliche Rolle.

Unter dieſen war die „ſoziale“ die weſentlichſte. Kaiſer Wilhelm I. und Bismarck waren, wie alle Welt weiß, die erſten, die die ſozialen Fragen der Gegenwart als Probleme des Staates ſelbſt nicht nur erkannten, ſondern ihnen auch praktiſche ſtaatliche Fürſorge zuwandten. Ewig wird die Thronrede vom Jahre 1881 ein Denkmal in der Entwicklung der Neuzeit bleiben. Ewig müßte die Arbeiterſchaft aller Länder Bismarck danken, daß er der erſte Staatsmann war, der die Machtmittel des Staates der praktiſchen Fürſorge für die wirtſchaftlich Schwächeren zuführte. Es entſtand die Krankenverſicherung, die Invalidenverſicherung, die Altersverſicherung.

Trotzdem ging dieſe ſtaatsſozialiſtiſche Arbeit dem jungen Kaiſer Wilhelm nicht weit und nicht raſch genug. Der Kaiſer wollte die Reichsgeſetzgebung international ausbauen: Bismarck widerſprach, weil er darin auch notwendig ſchädlich rückwirkende Einwirkungsverſuche in die Souveränität anderer Staaten ſah. Der Erfolg war: die Trennung des Kaiſers vom Kanzler! Der Kaiſer ſetzte ſeine internationale Konferenz durch, deren Ergebnis, wie Bismarck vorausgeſagt, abſolut Null war.

Wenn Wilhelm II. geglaubt hat, ſich durch ſeine Fürſorge die Sympathie und Zuneigung der Arbeiter zu erwerben, ſo iſt er grauſam enttäuſcht worden. *Ihm iſt ſchnödeſter Undank zuteil geworden.* Das lag daran, daß die Sozialdemokratie ihre Lehren, den Kampf *gegen* das Militär, Bürgerſchaft und Monarchie, ſowie *für* die internationale Verbrüderung völlig frei predigen durfte und damit die Arbeiterſchaft gegen die beſtehende Staatsordnung verhetzte. So wurde infolge des ſchwächlichen Zuſehens der Regierung und des Kaiſers die Gefahr einer Revolution immer größer, und *ſie wäre tatſächlich auch ohne den Krieg, wenn auch vielleicht einige Jahre ſpäter, gekommen.* —

Im Gegenſatz zu Bismarcks Schutzzollpolitik betrat der Kaiſer die Bahnen des Freihandels. Das bedeutete den Kampf gegen die Landwirtſchaft, denn dieſe war außerſtande, mit den Auslandsgetreidepreiſen zu konkurrieren. Die Monarchie wandte ſich alſo gegen ihre treueſten Söhne und ſtärkſten Stützen, ohne doch der radikalen Elemente auch nur zum kleinen Bruchteil ſicher zu ſein. Da die Landwirtſchaft — der Um-

Digitized by Google

gang mit Himmel und Erde allein hält den Menſchen gerade, ſtark und aufrecht — in ſcharfe, wenn auch loyale Oppoſition trat, begann gleichzeitig eine Umſchmeichelung der deutſchen Polen, Dänen, Elſäſſer und Lothringer, ſo daß die Regierung ſich geradezu auf alle *deſtruktiven* Elemente des Volkes ſtützte. — Schwer haben Volk und Vaterland für dieſes von unfähigen Ratgebern dem Kaiſer empfohlene Experiment gezahlt.

Die Herrlichkeit des neuen Kurſes dauerte denn auch nicht allzulang. Die Ernüchterung folgte ſchon Mitte der neunziger Jahre. Die gegen die Sozialdemokratie eingebrachte „Zuchthausvorlage" ging als grelles Wetterleuchten voraus. Um die Jahrhundertwende war, zum zweitenmal ſeit Bismarcks Weggang, die völlige Umlegung des Reichsſteuers auch für die innere Politik vollzogen. Auch die Polen bekamen den Umſchwung zu ſpüren; die Enteignung wurde wieder aufgenommen und ſchaffte, bei aller praktiſchen Unnützlichkeit, viel böſes Blut, das ſich jetzt bitter gerächt hat.

Am verhängnisvollſten aber war das Verſagen der inneren Politik hinſichtlich des Ausbaues unſerer Wehrfähigkeit. Deutſchland hätte ſich, eingekeilt zwiſchen die beiden ſtärkſten Militärmächte, Rußland nnd Frankreich, um ſo mehr auf den Krieg vorbereiten müſſen, je mehr ſich die Entente feſtigte und ſkrupellos offen ihre Rüſtungen gegen uns betrieb. Daß Deutſchland dabei die Freundſchaft Rußlands durch eigene Schuld verſcherzt hatte, ändert nichts an dieſer Konſequenz. Obwohl Deutſchland die geſetzliche (auf dem Papier) allgemeine Wehrpflicht hatte und obwohl ſeine Bevölkerung dauernd wuchs, traf jede neue Heeres- oder Flottenvorlage auf ſchwerſte Kämpfe im Reichstag.

Weit iſt Deutſchland hinter dem zurückgeblieben, was es an Truppen hätte aufſtellen können. Wir ſtellten kaum 50 % unſerer Männer ein, Frankreich über 80 %. So kam es, daß 1914 die Friedens-Heeresſtärke Frankreichs nur wenig geringer war, als die Deutſchlands, das 880 000 Mann hatte, während Rußland allein über etwa 2 300 000 Mann verfügte, denen Oeſterreich ganze 500 000 Mann gegenüberſtellte. Die Entente hatte alſo ſchon *zu Beginn* des Krieges mit einer Friedensſtärke von über 3 000 000 Mann etwa die doppelte Kämpferzahl wie der Zweibund.

Wenn Dentſchland einen Krieg nnter ſolchen Machtrelationen überhaupt gewinnen wollte, mußte es daher ſuchen, ihn ſchnell zn beenden,

und dazu war zu Anfang ein überlegenes Heer nötig. Die hierzu vorhandene Möglichkeit ist von Regierung und Reichstag nicht ausgenutzt. Daß bei längerer Dauer die Menschenreserven der Entente — selbst ohne Amerika — unerschöpflich waren und unter Umständen, wenn es zu einem Abringen von Mann gegen Mann kam, den Ausschlag geben konnten, geht daraus hervor, daß die Entente über weit mehr als 200 Millionen Menschen verfügte, der Zweibnnd nur über etwa 110 Millionen.

Die angegebenen Zahlen beweisen jedenfalls, wie schon gesagt, am schlagendsten, daß Deutschland den Krieg nicht planmäßig vorbereitet hat, es hat, im Gegenteil, durch Nichtausnutzung seiner Reserven praktisch abgerüstet. Die Zahlen beweisen aber auch die Tüchtigkeit des deutschen Heeres, bis es schließlich der Revolntion erlegen ist. Unsere Gegner wußten, weshalb sie den deutschen „Militarismus" bekämpften, der sie auf dem Schlachtfelde schlng und jede Revolntion aussichtslos erscheinen ließ.

Unsere Politici schliefen, obwohl schon vor sechzig Jahren Bismarck warnend und feststellend an Leopold von Gerlach geschrieben hatte: „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands"; obwohl die rnssische Revolution 1906 im Anschluß an den von England inszenierten Japanerkrieg die alte Praxis zeigte und obwohl einst Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" (siehe Band III, Seite 728) auf jene drohende Rede Kannings hingewiesen hatte, in der er an den Schlanch des Aelus erinnerte, mit dem England jederzeit und nach Belieben die Mächte der Revolution entfesseln könne. Keiner unserer Kriegsstaatsmänner hat, wie es scheint, daran gedacht, wie leicht solcher Drohung sich bei uns die Eingangspforten öffnen angesichts eines Parteilebens und -treibens, wie es das deutsche Volk seit langem erduldet hat, ohne die Kraft zur Abwehr zu finden.

Nnr schwer ist namentlich dem Nichtdeutschen die katastrophale Rolle klarzumachen, die die politischen Parteien im Reichstag gespielt haben und noch spielen. In allen Ländern ist anch für die Partei die salus publica suprema lex. Bei uns war und ist das anders.

Das schlimmste war, daß wir allein uns den Luxns einer völlig international gerichteten Partei leisteten, und daß wir sogar eine bürger-

liche Partei, den Freiſinn, mit ſtarkem internationalen Einſchlag hatten, der ſich in nationalen Fragen faſt grundſätzlich verſagte.

Die dritte Partei, das Zentrum, vertreten durch die Katholiken Deutſchlands, glaubte national zu ſein, aber es folgte bei ſeiner Abhängigkeit von dem Vatikan doch ſtets deſſen Richtlinien — zum Nachteil Deutſchlands. Der Vatikan ſetzte auf das katholiſche Habsburg. Das proteſtantiſche deutſche Kaiſerhaus war für ihn ein aufgezwungenes Uebel, und das griechiſch-katholiſche Rußland war ſein natürlicher Gegner. So hat denn das Zentrum auch immer das Bündnis mit Oeſterreich betrieben und gegen Rußland Stellung genommen. Da aber mit dem Anwachſen der Sozialdemokratie das Zentrum im Reichstag mehr und mehr das Zünglein an der Wage wurde, ſo mußten die Reichskanzler mit ihm paktieren.

Beſonders ſchlimm war dabei, daß unſer natürlicher Bundesgenoſſe, Rußland, auch von der Sozialdemokratie wild gehaßt wurde. War doch der „abſolute Zarismus" der Tollpunkt jedes waſchechten Demokraten und Sozialdemokraten. Dazu trat bedenkenlos verhetzend jene vergiftende, unermüdlich wirkſame Hetze philoſemitiſcher Natur, die zu vier Fünfteln unſere Preſſe beherrſchte und — den Schreibern nach — weitgehend öſterreichiſchen Urſprungs war. Vergebens ward für ſie in der größten politiſchen Rede, die bis heute deutſche Parlamentsakten ziert, der Satz geſprochen: „Jedes Land iſt auf die Dauer doch für die Fenſter, die ſeine Preſſe einſchlägt, irgendeinmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präſentiert." Auch dieſe wurde präſentiert!

Für alle Parteien des Reichstages kam hinzu, daß das deutſche Parteileben einen Doktrinarismus gezeitigt hat, der die Parteitheorie ſtets weit über die praktiſchen Erforderniſſe der Politik ſtellte und ſehr oft die Parteiintereſſen denen des Vaterlandes übergeordnet hat. Schon 1885 mußte Bismarck im Reichstag klagen: „Der Parteigeiſt iſt es, den ich anklage vor Gott und der Geſchichte, wenn das ganze herrliche Werk von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geſchaffen worden." Und noch in ſeinen letzten Jahren mußte er klagen: „Bei den Fraktionen ſteht jede politiſche Verſtimmung, jede Rivalität, jeder lautere und unlautere Wettbewerb mit andern Fraktionen über dem nationalen Intereſſe."

Wo in aller Geſchichte hat ein Staatsmann je ſolche Klage führen müſſen? Wir ſtehen vor der tiefſten Wunde deutſchen Lebens, und die Parteien in erſter Linie ſind es, die die größte Verantwortung an der heutigen Lage des Deutſchen Reiches und Volkes tragen.

Vor 2000 Jahren ſchrieb Tacitus in ſeiner „Germania“: „Mögen die Deutſchen nie aufhören, ſich untereinander zu befehden.“ Wie ein Fluch zieht dieſe innere Haderſucht durch unſere ganze Geſchichte. Nie war die deutſche Geſchichte, im Gegenſatz zur engliſchen, eine Eroberungsgeſchichte. Selbſt nach dem mittelalterlichen Italien zogen unſere Führer nie anders, als gerufen. Unſere Entwicklung war faſt durchweg eine Geſchichte innerer Kämpfe und iſt es heute, wie während der Kriegszeit, nicht weniger, ſondern mehr denn je. Während wir nicht wiſſen, wo uns Licht, Luft und Nahrung herkommen ſoll, geht der Parteihader weiter, jeder Wiedererſtarkung unſeres ſchwer leidenden Volkes größtes Hemmnis.

Kein Zweifel, in Deutſchlands Innern nagte, ſeit Bismarcks Weggang, der Wurm des Todes. Freilich täuſchten den oberflächlichen Beobachter zwei Dinge über dieſe Erkenntnis hinweg. Das war der Zuſtand des Friedensheeres, das, wenn auch oft wegen des „Drills“ verlacht, doch in Ausbildung, Diſziplin und Feſtigkeit unerreicht daſtand. Und das Zweite war der wirtſchaftliche Aufſchwung. Der Kaiſer hat ſelbſt frühzeitig die Bedeutung der Kohle, dieſes für alle Zweige menſchlicher Tätigkeit unentbehrlichen Naturſchatzes erkannt und ihre Ausnutzung gefördert. So blühte, da Deutſchland reich an Kohle und reich an Unternehmungsgeiſt war, die chemiſche und die Eiſeninduſtrie, zugleich mit ihnen Handel, Wandel, Wiſſenſchaft und vor allem die Schiffahrt. Eine Anzahl Männer (man denke an Namen wie Krupp, Thyſſen, Stinnes, an Emil Fiſcher, Nernſt, Duisberg und Haber, an Ballin, Heinecken, Woermann, an alle die Bahnbrecher auf den Gebieten der Eiſen- und Kohleninduſtrie, der Chemie, der Optik uſw.) haben Unermeßliches geleiſtet und Deutſchland reich und arbeitsfroh gemacht. Auch iſt zweifellos, daß Deutſchlands Induſtrie, Wiſſenſchaft und Reichtum für die Führung des Krieges von großem Wert geweſen ſind [1]).

Andererſeits hat aber das Anwachſen der Induſtrie allein die Sozialdemokratie ſo geſtärkt, daß ſie ihre vernichtende Rolle überhaupt hat

1) Ohne ſie wäre er freilich auch gar nicht gekommen.

ſpielen können. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, wie man dieſes Anwachſen hätte verhindern können. Tatſache iſt jedenfalls, daß die Gefolgſchaft der Sozialdemokratie bis 1918 überwiegend aus den Induſtriearbeitern beſtand. —

Wägt man bei dem allen Licht und Schatten gegen einander ab, ſo bleibt das Reſultat, daß es dem Kaiſer und ſeiner Regierung nicht gelungen iſt, das große Einigungswerk Wilhelms I. und Bismarcks fortzuſetzen. Deutſchland iſt im Gegenteil von Jahr zu Jahr in ſich uneiniger und mehr vom Geiſt des Internationalismus und der Revolution erfüllt worden. Auch die Wehrkraft des Reiches iſt nicht, jedenfalls nicht quantitativ, auf der Höhe gehalten worden, wie es möglich und nötig war.

Alle dieſe Umſtände beweiſen für jeden, der ſehen will, daß Deutſchland nicht nur den Krieg nicht gewollt und vorbereitet, ſondern umgekehrt die drohende und ſtetig wachſende Gefahr bis zuletzt unterſchätzt hat.

Zwar hat der Ausbruch des Krieges, durch den das ganze Volk plötzlich zur Beſinnung kam, zweifellos ein einiges ſtarkes Deutſchland gezeigt. Allein, während wir vier Jahre lang tief in Feindesland ſtanden: wo kam es hin? Trotz ſeiner Tapferkeit, Ausbildung und Führung und übermenſchlicher Leiſtung reichte das Heer nicht aus, die zahlenmäßig weit überlegenen Feinde in kürzeſter Friſt zu ſchlagen, und in dem infolgedeſſen einſetzenden langen Fortſchleppen des Kampfes brach auch der alte Parteihader wieder aus, der ſchließlich Deutſchland zu Fall gebracht hat.

## Befugniſſe der Kaiſerkrone, der Bundesſtaaten und des Reichstags.

Man kann, wenn man ſieht, wie planlos, ohne feſte Hand und verhängnisvoll die innere und äußere Politik Deutſchlands geführt iſt, nur fragen, wo liegt die Schuld, und wie kam es andererſeits, daß ſo vieles Falſche über den Abſolutismus des Kaiſers, die Militär- und Junkerherrſchaft ſich hat im In- und Auslande feſtſetzen können? Wir wollen verſuchen, dies von der Wurzel aus zu erklären.

Das deutſche Volk zerfällt in Stämme, heute noch genau ſo, wie zu des alten Tacitus Zeiten, und ſeine ganze Geſchichte iſt Stammes-

geſchichte, das heißt: eine Entwicklungsgeſchichte dieſer Stämme. Daher die Form der Reichsverfaſſung. Wie die Vereinigten Staaten ein Bund zahlreicher ſouveräner Einheitsſtaaten ſind, mit einer delegierten Zentralgewalt, genau ſo war das Deutſche Reich ein, wie es in der Bismarckſchen Verfaſſung heißt, „ewiger Bund" von ſiebenundzwanzig Staaten. Das Deutſche Reich als ſolches war keine Monarchie und wird nie eine Monarchie ſein können und der frühere deutſche Kaiſer trug ſtaatsrechtlich eigentlich nur den Titel: „das Präſidium". Monarch war der Kaiſer nur und ausſchließlich als König von Preußen, und nur aus dem König von Preußen kam letzten Endes die Macht, die der Kaiſer hatte. Sonſt war er lediglich neben den andern Bundesfürſten primus inter pares, und alle Exekutive, die er ausübte, konnte er nur ausüben „im Namen der verbündeten Regierungen", wie die Reichsverfaſſung vorſchrieb [1]). Wäre dieſe Formel zum Beiſpiel vor irgendeinem Geſetz weggeblieben, ſo wäre das Geſetz dadurch völlig ungültig geworden. Der deutſche Kaiſer war und blieb lediglich Beauftragter, — Beauftragter der ſiebenundzwanzig Souveräne und ihrer Regierungen. So kommt es (was die Welt viel zu wenig beachtet hat), daß der Kaiſer als Kaiſer nicht mehr Rechte hatte, als etwa die Könige von England und Italien, der Präſident von Frankreich oder der Vereinigten Staaten. Er vertrat das Reich völkerrechtlich, er hatte den Verkehr mit den fremden Miſſionen, er ſchloß Verträge, er war oberſter Kriegsherr über Heer und Flotte, er hatte ein unbeſchränktes Veto in der inneren Politik und er brauchte ſein Kabinett nicht aus dem Parlament zu nehmen, Befugniſſe, wie ſie genau in dem Umfang auch der Präſident der Vereinigten Staaten hatte und heute noch hat.

Hier entſteht die Frage: Wenn dem ſo war, woher dann aber die allgemein verbreitete falſche Anſicht, daß er mächtigſter Alleinherr geweſen ſei, wie etwa der Zar von Rußland? Das kam ausſchließlich und ganz allein daher, daß das deutſche Reichsparlament nach Bismarcks Weggang nicht mehr ſeine Pflicht [2]) tat, das heißt, um es noch richtiger auszudrücken,

1) Daß Wilhelm II. perſönlich bisweilen bei Reden die gezogene Grenze überſchritten und dadurch die etwas eiferſüchtigen Bundesſtaaten verprellt hat, beweiſt nichts dagegen. Die Bundesfürſten hätten es ſich ja nicht gefallen laſſen brauchen. In der Praxis hat Wilhelm II. ſtets die Verfaſſung geachtet.

2) Ich meine hier und nachfolgend nur den „Reichstag" als Ganzes. Daß viele Abgeordnete ganze Männer mit Klugheit und Energie waren, ſteht mir außer Zweifel. Sie konnten gleichwohl das Geſamtbild nicht ändern.

von ſeinen Machtmitteln dem Präſidium gegenüber nicht denjenigen Gebrauch machte, den es, kraft der Verfaſſung, machen konnte, bei manchen Gelegenheiten hätte machen müſſen, und wozu es eigentlich von ſeinen Wählern den oft nicht ausgeſprochenen, weil ſelbſtverſtändlichen und, ſollte man meinen, im Gewiſſen jedes einzelnen lebendigen Auftrag hatte.

Wenn es auch unzweifelhaft richtig iſt, daß der Kaiſer, nach Bismarcks Entlaſſung, keinen Kanzler fand oder nahm, der ihm zu widerſprechen wagte (eine ſchwere perſönliche Schuld aller Nachfolger Bismarcks), ſo iſt doch noch viel richtiger und wichtiger, daß der Reichstag alle die Kanzler geduldet hat. Er brauchte ja nur jedem, der nicht gleichzeitig ſein Vertrauen beſaß, den Etat abzulehnen, ſo war ein weiteres Verbleiben des alſo Behandelten unmöglich. Er konnte gleichzeitig an den Kaiſer eine Adreſſe richten und um Entlaſſung und Erſetzung des Kanzlers durch einen Mann mit Vertrauen bitten. Er konnte ſogar, wenn auch dieſer Schritt verſagte, vom Kaiſer an den wirklichen Souverän des Reiches appellieren: die Geſamtheit der verbündeten Regierungen. Er hat niemals auch nur Aehnliches getan, ſondern alles, jede unheilvolle Schwenkung unſerer Regierung reſtlos mitgemacht oder meiſtens verſchuldet.

Wie oft wurde nicht dieſem Reichstag von unparteiiſchen und kompetenten Beurteilern ſein trauriges und gefährliches Verſagen vorgeworfen. Schon 1897 ſchrieb ein ſo einſichtiger und gemeſſener Beobachter wie der Reichsgerichtsrat Otto Mittelſtädt:

„Der heutige Reichsparlamentarismus, wie er iſt, könnte einen wohl über die von ihm der Monarchie drohenden Gefahren hinwegtäuſchen. Denn was Zerfahrenheit, Zielloſigkeit, intellektuelle und politiſche Inferiorität der Körperſchaft als ſolcher anlangt, gehört die deutſche Volksrepräſentation heute entſchieden zu den ſchlechteſten Bildungen dieſer Gattung."

Der Deutſche Reichstag war das einzige Parlament, für das es Fragen der auswärtigen Politik einfach nicht gab. Jede Skupſchina, ſelbſt die ſo junge ruſſiſche Duma, ſtand in dieſer Hinſicht turmhoch über unſerem nur und ausſchließlich von innerem Parteihader lebenden Parlament. Ein Vergleich gar mit dem in der Beurteilung internationaler Fragen ſo entwickelten amerikaniſchen Senat oder dem engliſchen Unterhaus iſt gar nicht möglich. Und darin hat ſich, trotz aller harten Kriegserfahrung, bis heute nicht das allerbeſcheidenſte geändert.

Beinahe noch verheerender aber wirkte der Reichstag, indem er ſich der ungeheuren Verantwortung, die er mit ſeinen Unterlaſſungsſünden auf ſich lud, durch den Verſuch der Abwälzung auf andere Schultern zu entziehen ſuchte. Wenn die Schlagworte von unſerem „Militarismus", „Junkertum" und „Abſolutismus" während des Krieges eine ſo verhängnisvolle Rolle ſpielen konnten, ſo müſſen wir mit dem Gefühl äußerſter Beſchämung geſtehen, daß es deutſche Parteiverblendung war, die durch den Reichstag dieſen einfach dummen Schlagworten internationalen Kurswert gegen uns verſchaffte.

## Drei Lügen: Militarismus, Junkertum und Abſolutismus!

### Wie ſteht es mit ihrer angeblichen Herrſchaft?

Was zunächſt unſern ſogenannten Militarismus anbelangt, ſo hat bis heute noch keiner, der das Schlagwort übernahm, klar geſagt oder ſagen können, was er darunter verſteht. Bald ſoll es ein äußerlicher Mechanismus, bald eine Weltanſchauung, bald ein ſpezifiſches Denken und Empfinden ſein. Man hielt ſich einfach, mehr tendenziös als redlich, an ſeine Bequemlichkeit und erwieſene Wirkſamkeit, ohne erſt lange nach ſeinem Sinn nnd ſeiner inneren Berechtigung zu fragen. Soll Militarismus beſagen, daß unſere Politik militäriſch-offenſiv beeinflußt war? Aber das genaue Gegenteil iſt die Wahrheit. Wir waren wirtſchaftlich offenſiv; aber kein deutſcher Generalſtabsoffizier hat jemals anders als mit ſchwerer Sorge unſere numeriſche militäriſche Unterlegenheit den vereinigten franzöſiſch-ruſſiſchen Heeren gegenüber beurteilt. Keine unſerer Heeresvorlagen iſt aus ſich entſtanden: jede nur die defenſive Folge einer franzöſiſchen oder ruſſiſchen.

Oder ſoll mit dem Schlagwort eine beſtimmte Denk- und Empfindungsweiſe, kurz: eine Weltanſchauung getroffen werden? Nun, die einzige Idee, auf der der preußiſche Militarismus ſich aufbaut, war nicht die der Herrſchſucht, auch nicht die der Herrſchaft, ſondern die der freiwilligen Unterordnung unter die Idee der Pflicht, der unbedingten Einordnung des einzelnen in das große Ganze. Und dieſes große Ganze war wiederum nichts anderes als die Sicherſtellung unſerer Unabhängigkeit.

Man vergeſſe doch nicht, daß Deutſchland ein volles Jahrtauſend hindurch der offizielle Kriegsſchauplatz Europas war. Franzoſen, Eng-

länder, Ruſſen, Oeſterreicher, Schweden haben, der Reihe nach und miteinander, es als ſelbſtverſtändlich betrachtet, daß ihre Streitigkeiten auf deutſchem Boden, unter Verwüſtung deutſcher Erde, deutſchen Gutes und Verſchwendung deutſchen Blutes zum Austrag kamen. Der Rhein und der Main, die Elbe und die Oder, die Weſer und die Donau wälzten Ströme deutſchen Blutes und deutſcher Tränen ihren Meeren zu. Und als wir endlich, endlich uns entſchloſſen, die deutſche Erde dem Austrag nur deutſchen Streites zu reſervieren, waren wir — die Militariſten.

Nie iſt einem Volke die Idee der Pflicht, ſeine ganze Kraft der Erhaltung ſeines eigenen Daſeins zu weihen, der Schutz des Vaterlandes und der Dienſt am Volke von der Geſchichte und ſeinen Nachbarn gründlicher eingebläut worden, als uns. Damit iſt aber auch reſtlos alles, was dem ſogenannten deutſchen Militarismus zugrunde lag, umſchrieben. Jedenfalls hat ſich kein denkender Deutſcher jemals etwas anderes darunter gedacht, und es iſt einzig und zugleich traurig deutſch, daß Deutſche es ſein mußten, die, ihrem eigenen Volke zu ſchwerſtem Nachteil, aus Parteifanatismus dieſes Schlagwort erfanden und in Kurs ſetzten. Das waren unſere Liberalen (Demokraten) und Sozialdemokraten, beide weſentlich geführt von nichtdeutſchen Elementen. Sie allein von allen Demokraten und Sozialdemokraten der Welt waren erſt international und dann — mit ſtarken Abſtufungen und ſoweit es nützlich ſchien — deutſch, ſie allein opferten die rauhe, harte Wirklichkeit der theoretiſchen Parteidoktrin und praktiſchem Parteiprofit. Nicht der mit Märchen befrachtete „Militarismus" herrſchte in Deutſchland, ſondern der kein Hemmnis kennende Parteiimperialismus, der wuchs, je weiter man nach links kam.

Sie, dieſe Radikalen, allein waren es auch, die das nicht minder alberne Märchen von der Herrſchaft des Junkertums bei uns aufbrachten. Was war geſtern und iſt heute ein „Junker"? Weiß es jemand? Wir haben einen zahlreichen, ſelbſtgenügſam auf ſeiner angeſtammten Scholle ſitzenden armen Landadel, der ſeine nachgeborenen Söhne dem Heer und der Verwaltung gab und deſſen hohes Lied einſt Erneſt Renan, ein Humaniſt gediegenſter Bildung und Franzoſe von Weltruf, nach 1870 ſang.

Geherrſcht hat dieſer kleine, bis zum heutigen Tage arm gebliebene Adel aber nie, wohl aber hat er dem ebenfalls armen Preußen ermöglicht, ſich gegen denkbar ſchlechte Bezahlung ein hochwertiges Be-

amtentum zu ſchaffen. Für geradezu lächerliche Beſoldung hat dieſer Lands-, Beamten- und Schwertadel ſeine amtlichen Funktionen verſehen, übrigens, nachdrücklich bemerkt, nicht auf Grund von irgendwelchen Vorrechten, ſondern ſtets nach Abſchluß der normalen akademiſchen Laufbahn. Daß er ſeine Macht politiſch mißbraucht habe, gehört zu jenen unbeweisbaren Behauptungen, die Parteileichtfertigkeit in die Welt wirft, um durch vergiftende Parolen dem politiſchen Gegner zu ſchaden, nicht, um der Wahrheit zu dienen.

Und dieſe Gegner waren wiederum die rerum novarum semper cupidi, die Liberalen und Sozialiſten, denen die ſtaatlich und ſozial erhaltende Denkrichtung dieſer „Kaſte“ nicht gefiel. Denn der Mann, der von der Scholle kommt und zur Scholle gehört, iſt bis zu einem gewiſſen Grade immer konſervativ (gerade darum iſt er auch nicht offenſiv), ſteht der Durchſetzung anderer, zunächſt immer umſtürzender Ideen hemmend im Wege.

Allein von Herrſchaft iſt gar keine Rede. Wäre dieſer junkerliche Kleinadel politiſch herrſchſüchtig geweſen: er hätte ſich wahrhaftig andere Lebensbedingungen für ſeine Landwirtſchaft geſichert. Unſere Landwirtſchaft rentierte bis zum Kriegsausbruch, übrigens ſchwer verſchuldet, mit 2—4%. Alles, was an nennenswertem ländlichen Grundbeſitz bei uns exiſtiert, iſt das durch zähen Fleiß geſchaffene Werk von Generationen.

Nun halte man ſich einmal die rieſenhafte, rapide Entwicklung Deutſchlands auf den Gebieten des Handels und der Induſtrie vor Augen, wo in wenigen Jahren oft Millionen gehäuft wurden, und halte ſich weiter vor Augen die ungeheure Dichtigkeit unſerer Bevölkerung und die mit ihr gegebene Unentbehrlichkeit einer lebensfähigen Landwirtſchaft und frage ſich dann ſelbſt: wo iſt die politiſche Ausnutzung der Verhältniſſe durch unſern armen Kleinadel, unſer „Junkertum“? Nein, der ganze Haß, den man auf dieſen Stand gehäuft, er iſt das Werk der politiſchen rerum novarum cupidi, gegenüber deren Anſprüchen unſer Verwaltungskörper zu geſund war. Und er war ſo geſund, dank der zahlreichen beſcheidenen nnd unabhängigen Exiſtenzen, die ihm gerade dieſer Landadel zuführte. Es iſt gut, wenn dies neu erkannt wird, und es iſt gut, wenn dies ſo zeitig erkannt wird, daß dieſer kleine, doch in ſeinem Weſenskern heute noch kerngeſunde Stand erhalten bleibt, den das deutſche Volk zu ſeiner Geneſung nicht entbehren kann.

Am törichteſten vielleicht war das Schlagwort vom Abſolutismus. Wir ſahen bereits, wie es mit den Befugniſſen des deutſchen Kaiſers tatſächlich beſtellt war. Wie konnte das einfach unwahre Wort vom Abſolutismus Boden gewinnen? Das lag daran, daß die Kreiſe und die Preſſe, die die Zerrüttung der Staatsautorität als ihre Aufgabe anſahen, jede Gelegenheit benutzten, um das Geſpenſt des Abſolutismus ihren Anhängern vorzuzaubern. Und die Gelegenheit gab Wilhelm II. allerdings oft. Seine impulſive Natur, ſeine leichte Erregbarkeit ließ ihn oft bei Feierlichkeiten, Fürſtenbegegnungen uſw. Worte wählen, die unvorſichtig und ſtaatsmänniſch nicht geſchickt waren. Statt ſie zuzudecken, fiel die ganze Mehrheitspreſſe darüber her, verſtellte und verdrehte ſie, ſchrie Zeter und Mordio und konnte ſich gar nicht genug tun, das eigene Neſt zu beſchmutzen. Und mählich glaubte der Demokrat an die ihm von dem kaiſerlichen Abſolutismus drohende Gefahr.

Schlimmer noch faſt wirkte das alles im Auslande, namentlich ſoweit es uns nicht wohlgeſinnt war. Hier wurden namentlich die Auslaſſungen der freiſinnigen Preſſe, voran das Berliner Tageblatt und die Frankfurter Zeitung, geleſen, Blätter, die alles andere wie deutſchen Geiſt atmeten und die abſolut kein Recht haben, als Vertreter Deutſchlands ſich zu geben. Faßt doch, im Gegenteil, jeder anſtändige Deutſche dieſe Blätter nur mit der Feuerzange an. Kein Wunder, daß die Auslandspreſſe ſo in Wilhelm II. mehr und mehr den Militärdeſpoten, der nur auf den Krieg ſann, ſah. Das Bild war falſch, aber konnte man es anders erwarten?

Ungeheure Schuld liegt hier auf dem Reichstag und der Preſſe vom Freiſinn (Demokratie) bis zu den Radikalen!

## Volk und Heer (Marine).

Wir haben oben von den verſchiedenen Reichstagsparteien geſprochen. Man würde ſehr fehlgehen, wenn man damit das Volk identifizieren wollte. Dieſes ſtand dem Reichstag innerlich fremd und in breiten Kreiſen faſt feindſelig gegenüber — mit Recht. Nicht einmal zu den Wahlen nahm das Intereſſe erheblichen Umfang an; viele gaben ihre Stimme gar nicht ab. Die Zugehörigkeit zu einer Partei war ſehr loſe und eigentlich nur inſofern gegeben, als ſich darin die beiden Weltanſchauungen ſpiegelten, die um die Herrſchaft rangen.

Digitized by Google

Die eine wurzelte in dem potenzierten Pflichtgefühl gegen den Staat, dem jeder Gut, Blut und Leben zu weihen hatte. Es ſtand „Einer für Alle“, und alle, vom König bis zum Arbeiter, waren ſie Diener des Staates. Es war der wahre echte Sozialismus, bei dem nicht Reichtum, ſondern erfüllte Pflicht etwas galt und Rang nnd Stellung gab, es war der Geiſt der großen Hohenzollern und Philoſophen, zu dem ſich Preußen und, unter ſeiner Führung, Deutſchland emporgerungen hatte [1]).

Als ſelbſtverſtändlich galt dieſem Geiſt die Pflicht, auch mit den Waffen dem Vaterland zu dienen. Preußen war das erſte Volk, das die „allgemeine Wehrpflicht“ eingeführt hatte, es war lange Zeit wirklich das Volk in Waffen. Und in dieſem echten Volksheer [2]), in das jeder, der Fürſt wie der Arbeiter, als „Gemeiner“ einzutreten hatte, herrſchte neben ſtraffſter Diſziplin, die von vollſter Pflichterfüllung untrennbar iſt, jener Geiſt der Kameradſchaft, wie er eben wahrhaft ſozialem Geiſt entſpricht. Das Band zwiſchen Offizier nnd Mann war ſo feſt, wie in keinem andern Heer.

So konnte auch das deutſche Heer mit viel gelinderen Strafen auskommen, wie jedes andere. Und es gab wohl keinen anſtändigen Mann, der nicht mit Stolz auf ſeine Dienſtzeit zurückſah. Krieger- und Regimentsvereine hielten den ſoldatiſchen Geiſt auch nach der Dienſtzeit hoch, und wer je ſolche Vereinsfeſte mitgemacht hat, kann Knnde geben von dem wunderbaren Geiſt des gegenſeitigen Vertrauens und der Kameradſchaft, die dort herrſchten, genau wie im Heer.

Eine ganz beſondere Note erhielt das Heer durch die Stellnng der Offiziere zu dem Monarchen. Es war ein Band von Perſon zu Perſon, das ſich auch äußerlich durch die Gleichheit der Uniform zeigte. Dieſe Vorzugsſtellung der Offiziere hob ſie auch in dem Ehrgefühl herans. Ein ſtrenger Ehrenkodex, der von den Ehrengerichten gehandhabt wnrde, ſorgte dafür, daß niemand des „Königs Rock“ trng, der in ſeinen Charaktereigenſchaften es erkennbar hatte fehlen laſſen.

So ſah Volk und Heer aus, als Wilhelm II. die Regierung antrat. Von da ab beginnt der Zerfall durch die neu einſetzende andere, die kapitaliſtiſche Weltanſchauung.

---

1) Vgl. hierzn Spengler, Prenßentum und Sozialismns.

2) Ich rechne hierzu in weitem Sinne ſelbſtverſtändlich auch die Marine.

Sie predigte in ihrer bürgerlichen (demokratiſchen) Aufmachung den echt mancheſterlichen Sinn, d. h. nicht mehr die Pflicht, ſich für das Ganze einzuſetzen, ſondern das Recht, ſich im freien Spiel der Kräfte zu bereichern. Reichtum gab Macht, gab Stellung, gab Genuß. Das war die Predigt vom Materialismus und Egoismus, vom Atheismus und Monismus, die hier in plumpſter Weiſe auftrat.

Damit vertrug ſich der Gedanke der Aufopferung für den Staat allerdings nicht, der Staat war vielmehr nur dazu da, die Ausübung dieſes geſetzlichen gegenſeitigen Ausplünderns zu ſchützen und zu fördern. Aeußerlich aber kleidete ſich dieſe Weltanſchauung für den Bürger in das ſchillernde Gewand des „Liberalismus".

Der Liberalismus gab als Schibboleth die „freie Entwicklung der Perſönlichkeit" und die „Selbſtregierung des reifen Volkes" an. Er verſtand unter dem erſten aber nur das freie Spiel der (an ſich nicht im Gleichgewicht befindlichen) Wirtſchaftskräfte, d. h. die Herrſchaft der ſowieſo ſchon Stärkſten, was den raſchen Verfall des einſt ſo kernhaften deutſchen Mittelſtandes noch beſchleunigen und damit die Verſchärfung der ſozialen Kriſis in unmittelbar gefahrbringender Weiſe begünſtigen mußte. Er verſtand unter dem zweiten die Herrſchaft einer eigenen Partei. Die politiſche „Reife" des Volkes ging dabei genau ſo weit, wie es ſich zur Dienſtbarkeit gegen den Liberalismus hergab, und die „freie Selbſtregierung" hieß in der Welt der Tatſächlichkeit: höriger Gehorſam gegenüber der regierungshungrigen Parteibonzenſchar. Heil war nur bei liberalen Ideen.

Zwar hatte ſchon Goethe gewarnt: „Eine Idee darf nicht liberal ſein; kräftig ſei ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den göttlichen Auftrag, produktiv zu ſein, erfülle." Allein was gilt Goethe in einer Welt, die ein ſonſt ſo ruhiger und überlegener Betrachter, wie Eduard von Hartmann, alſo geſchildert hat: „Die Demokratie iſt das Paradies der Schreier, Schwätzer, Phraſenre, Schmeichler und Schmarotzer, die jedem ſachlichen Talent und Verdienſt den Weg weit mehr verlegen, als dies in irgendeiner andern Verfaſſungsform vorkommt."

Dieſer Fortſchrittsliberalismus, der auch nicht einen wahrhaft überragenden Kopf als Führer kennt, forderte, von ſeinen Schlagworten aus folgerichtig, Parlamentarismus und Demokratiſierung und negierte damit jede ſtraffe und vernünftige Handhabung der Staatsgewalt. Kurz, er war unter der ſchillernden Maske des „Idealiſten" der wahre Zerſtörer

deutſcher Diſziplin und Pflichtauffaſſung, noch kürzer: der deutſchen Weltauffaſſung.

Kein Wunder, daß in ihr die Nichts-als-Geſchäftemacher groß wurden. Bot doch der Liberalismus den Raubinſtinkten dieſer Leute und der Befeſtigung ihrer Macht durch das alles kaufende Geld freie Bahn.

Neben den Uebles wollenden, zielbewußten Juden (Berliner Tageblatt, Frankfurter Zeitung) trat der kannegießernde Bierbankpolitiker, ja mancher Gelehrte, und ſchwärmte für eine „freiheitliche Entwicklung", über deren unmoraliſche, deſtruktive Tendenz nachzudenken, er nie als Pflicht empfunden, aber jetzt vielleicht Zeit hat, — jedenfalls Grund hätte!

Die zweite Aufmachungsform fand der Kapitalismus in der Sozialdemokratie.

Marx hatte richtig den Kapitalismus des Bourgeois als Feind des Arbeiters erkannt. Aber der Sozialismus, den die Sozialdemokraten zum Kampf gegen den bürgerlichen Kapitalismus konſtruierten, war alles andere als ſozial. Es war in Wirklichkeit, nach Profeſſor Spenglers glücklichem Ausdruck, der „Kapitalismus des Proletariats", und ſo fordert er denn auch für ſich die Alleinherrſchaft, predigt den Klaſſenhaß, kurz, iſt abſolut unſozial. Die Mittel zur Erreichung ſeines Zieles ähnelten notgedrungen denen des Liberalismus, obwohl ihre Ziele ſich polar entgegenſtehen.

Er verſuchte vor allem die ſtaatliche Ordnung zu zerſtören, und ſo galt der Kampf den Hauptſtützen dieſer Ordnung: dem Monarchen, dem Offizier- und Beamtenſtand, alſo dem „Militarismus" und „Abſolutismus", mit dem Endziel der Revolution. Das iſt heute leider vergeſſen, es iſt aber auch während der ganzen 30jährigen Regierungszeit Wilhelms II. nicht beachtet. Iſt es nicht bezeichnend, daß Frankreich den Kriegseintritt mit der Ermordung des Sozialiſtenführers Jaurès begann, Deutſchland mit dem Wort des Kaiſers: „Ich kenne keine Parteien mehr?" Er nicht, die Adreſſaten deſto beſſer.

Liberalismus und Pſeudoſozialismus zehrten alſo an deutſcher Kraft und beſonders am deutſchen Heer. Auch ohne Krieg hätten ſie beides allmählich zermorſcht, wenn nicht ein kraftvoller Wille eingriff. Mehr und mehr gehörte zum „Erfolg" im Beruf beim Beamten und Offizier das Geld. Weichlichkeit und Genußſucht riß ein. Das Weib

drängte ſich in der „Frauenbewegung" vor, wie immer, wo der Mann ſeine männlichen Tugenden verliert. Es ging von Jahr zu Jahr bergab!

Da kam der Krieg! Die wahre deutſche Natur brach noch einmal durch, weg war Liberalismus, Kapitalismus und Pſeudoſozialismus, in echtem brüderlichen Sinne reichten ſich die Deutſchen die Hand. So waren ſie unbeſiegbar und wären es geblieben, wenn nicht im ſtillen gemeinen Kampfe in der Heimat dieſer Geiſt durch den liberal-pſeudoſozialiſtiſchen erſtickt wäre. Wie es kam, wird im Verlauf der nachfolgenden Betrachtungen beſonders eingehend behandelt werden.

Es iſt ſchon geſagt, kann aber nicht ſchaden, es noch einmal zu ſagen: wir hatten zahlenmäßig unſere Wehrfähigkeit ſchon längſt nicht mehr ausgenutzt, kaum 50% der Wehrfähigen waren eingeſtellt. Das war ſchon ſchlimm; noch viel ſchlimmer aber war, daß der Stand an aktiven Offizieren und Unteroffizieren viel zu niedrig war; ſchon für das Friedensheer, vollends für das Heer bei der Mobilmachung. Falſche Sparſamkeit, die ewige Parteiangſt, eine großzügige Heeresreform könnte die auf dem Bewilligungsrecht ruhende Macht des Reichstages mindern, weichliche Regierungen, die auch in den ſtahlharten Notwendigkeiten deutſcher Zukunftsſicherung den zeitgemäßen „Handel" der Bismarckſchen Art des Kampfes vorzog, endlich der „liberale" Haß gegen alles, was nach Wehrkraft ausſah (dem echten Liberalen ſchwebte immer das engliſche Heer vor, ſo blöde dieſer Gedanke im Herzen Europas auch war), ſie alle haben hier treulich zuſammengewirkt, mochten die Herrſchaften ſonſt auch Welten trennen.

Jede Heeresvermehrung wurde ein willkommener Kuhhandel für die Parteien. Der Reichstag hat ſchließlich meiſt bewilligt, was gefordert wurde, aber wie er bewilligte und wie er die Frage vor aller Welt behandelte, das war kataſtrophal. Nach endloſem Hin und Her machte eine hohe Regierung Abſtriche von ihrer eigenen Vorlage, und der ebenſo hohe Reichstag bewilligte dann dieſen Vorlagenrumpf. Ein Danklied auf ſeine nationale Bereitſchaft ſchloß dann meiſt noch die erhebende Szene.

Ohne Entſchuldigung ſchlechthin aber muß es bleiben, daß die Kanzler und Kriegsminiſter ſich davon haben beeinfluſſen laſſen. Nie hätten wir dieſen Krieg bekommen, wenn wir, unſere Wehrkraft ausnutzend, mit einem um $^1/_4$ bis $^1/_3$ ſtärkeren Heer in den Krieg hätten eintreten können. Denn um ſolche Ziffern handelte es ſich

letzten Endes, nicht nur um die berühmten 3—4 Armeekorps, die man Ludendorff 1912/13 abschlug[1]).

Aehnlich böse wirkte die falsche Sparsamkeit aus Angst vor dem Reichstag in Ausrüstungs- und Bewaffnungsfragen[1]).

Unser Gewehr war gut, aber schon an Maschinengewehren fehlte es in unentschuldbarer Weise.

Unsere Feldkanone 96 n. Art war ein minder brauchbares Geschütz; aus Sparsamkeit hatte man das alte Rohr der starren Feldkanone 96 in eine Rücklaufslafette eingebaut. Genau so war man mit der leichten Feldhaubitze verfahren. Beide Geschütze hatten vor allem viel zu geringe Schußweite.

Die schwere Artillerie hatte gute Geschütze, aber sie waren nicht zahlreich genug. Hätte jede Infanterie-Division zu Anfang bereits ein Bataillon schwere Haubitzen, Mörser oder Kanonen besessen: wir hätten viel Blut gespart.

Am schlimmsten stand es mit den Munitionsvorräten[2]). Aus Sparsamkeit waren sie, trotz Ludendorffs Drängen, so gering, daß, wie er vorausgesagt hatte, nach den ersten Wochen Mangel eintrat, lange bevor Neulieferungen in großem Stil einsetzen konnten. Uebrigens war auch für diese weder materiell noch organisatorisch genügend vorgesorgt.

Mit Flugzeugen, Kraftwagen, Funkentelegraphen, kurz allen technischen Neuerungen, war es dasselbe Lied. Ueberall zu wenig — aus Sparsamkeit. Was nach gewissenhaftester Prüfung Offiziere gefordert, Zivilisten abgelehnt, dafür mußte mit seinem Blute der Soldat draußen bezahlen. Die geschonten Geldsäcke (die Demokraten und Sozialdemokraten in der Nichtbewilligung immer tapfer vorweg; das gehört ins Bild!) wurden im Felde mit Menschenleben aufgewogen. Die Marnekatastrophe wäre nie gekommen, wäre unsere Wehrpflicht ausgenutzt und hätten wir wenigstens das nötigste Gerät (ich nenne nur Munition, Maschinengewehre, Lastkraftwagen, Funkergerät und leistungsfähiges Feldbahnmaterial) besessen. Da liegt die Schuld!

---

1) Bei der letzten Heeresvorlage stellte Bassermann, der Führer der Nationalliberalen, an den Minister die Frage, ob er die Vermehrung für ausreichend erachte. Dieser bejahte!!! Es verdient diese Tatsache, die ebenso für den richtigen Blick Herrn Bassermanns, wie gegen die Regierung spricht, festgehalten zu werden.

2) Vgl. Urkunden S. 2 ff.

Das Heer ſelbſt war an Diſziplin, Ausbildung und in taktiſchen Formen wohl muſtergültig. Der Paradedrill hatte nicht geſchadet. Er hat die Manneszucht gefeſtigt.

Die Führer (einſchließlich des Generalſtabes) waren im weſentlichen auf den Bewegungskrieg und im beſonderen auf den Angriff geſchult. Das war, wie ſchon hier betont werden mag, richtig, auch wenn man anfänglich im ungeſtümen Angriffsdrang manchmal etwas voreilig, d. h. ohne die genügende Artilleriewirkung abzuwarten, zum Angriff ſchritt.

Alles in allem war das deutſche Heer nicht nur ein wahres Volksheer, ſondern an moraliſchen Werten und Tugenden, in Ausbildung und Kampfweiſe das erſte der Welt und durch ſeine Stärke ein Hort des Friedens. Deshalb hatten es auch unſere Gegner ſo eilig, es zu zerſchlagen, und mancher Unbelehrbare iſt womöglich noch ſtolz, daß er den „Militarismus" los iſt.

Ueber die Marine kann ich mich kurz faſſen. Daß unſere Schlachtflotte, obwohl an Einheiten weſentlich geringer, als die engliſche, ein Machtfaktor erſten Ranges war, hat ſie beim Skagerrak bewieſen. Und für die Taten unſerer Kreuzer (ich denke an das Geſchwader des Grafen Spee, an die Emden des Kapitän v. Müller, die Möwe des Kapitän Graf Dohna) iſt kein Lob zu hoch. Und doch werden ſie faſt noch übertroffen durch die Leiſtungen unſerer U-Boote. Unmöglich iſts, hier alle Namen zu nennen.

Kurz, Führung, Taktik und Technik der Marine ſtanden auf gleicher Höhe und die Beſatzung ließ es an Heldenmut und Ausbildung ebenſowenig fehlen.

Daß in der Marine 1918 die Revolution ausbrechen konnte, iſt ein Schandfleck, aber man darf darüber nicht die vielen Tapferen, die ihr Leben für Kaiſer und Reich eingeſetzt haben, vergeſſen. Höchſte Ehre und tiefſte Schmach ſtehen ſich hier ſcharf gegenüber. —

## Meine Zeit im Generalſtab von 1906 bis zum Kriegsausbruch.

Am 28. Juni 1914 war der öſterreichiſche Thronfolger ermordet. Ich erhielt die Nachricht, als ich abends in meinem Gärtchen in Zehlendorf tätig war, und inſtinktiv durchzuckte mich der Gedanke: „Beginnt jetzt der lange, von der Entente diplomatiſch und militäriſch vorbereitete Weltkrieg?"

Unſere Friedensliebe war mir bekannt. Ich hatte Schlieffens, unſeres größten Generals, Abgang 1906 miterleben müſſen, der ging, weil er richtig vorausgeſehen und geäußert hatte, daß dieſer Krieg uns n i e erſpart bliebe, und daß man ihn alſo zeitlich dann führen müſſe, wenn er uns paßte. Das war 1906 der Fall, wo Rußland, eben von Japan geſchlagen, im Innern vor der Revolution und dem Bankerott ſtehend, zu Boden lag, Frankreich uns nicht annähernd gewachſen und die Teilnahme Englands am Kriege unwahrſcheinlich war (vgl. Seite 4). Die Friedensdnſelei ſiegte, Schlieffen ging, und Eduard VII. wußte, daß er im Ausban ſeiner Netze, ohne Sorge vorzeitiger Störnng, fortfahren konnte.

Bei ſeinem Abſchiedseſſen hielt Schlieffen noch eine wunderbar ergreifende Rede in Gegenwart des Kaiſers, voll Weisheit und bitterer Ironie. In ſtiller Zurückgezogenheit hat er dann noch bis kurz vor dem Krieg gelebt. Sein Tod war ein Unglück für Deutſchland, denn er hätte den Krieg gemeiſtert. Ein Glück für ihn, daß er die Schmach des Zuſammenbruchs nicht zu ſehen brauchte, er, der ſo feſt auf Deutſchlands große Zukunftsaufgaben vertraute!

Seit 1906 war die Kriegsgefahr latent. Sich für den Krieg zu rüſten, war daher eigentlich ſelbſtverſtändlich. Ludendorff drängte auch dauernd auf Heeresvermehrungen, die leider alle ſtark hinter dem Notwendigen zurückblieben.

Mein Arbeitsgebiet in Ludendorffs Abteilung war beſonders die ſchwere Artillerie. Von dem Gedanken ausgehend, daß wir bei einem Kriege im Weſten zunächſt auf ſtark ausgebaute Feſtungen und Stellungen laufen mußten, deren Wegnahme in kürzeſter Zeit im Sinne des Feldzugplanes lag, war eine Vermehrung der ſchweren Artillerie und ihre Ausſtattung mit denkbar beſtem Gerät und reichlicher Munition unbedingt nötig. In engſtem Zuſammenarbeiten mit der Firma Krupp gelang es, Geſchütze zu ſchaffen und einzuführen, die ſpäter tatſächlich d a s geleiſtet haben, was von ihnen verlangt wurde. In dieſer Zeit wurde auch die 42-Zentimeter-Kanone geboren. Direktor Dreger und Profeſſor Rauſenberger von der Firma Krupp haben dieſes techniſche Wnnder geſchaffen. Ich hatte, der ewigen Scherere i durch die Bnreaukratie überdrüſſig, alles nötige darüber mit dieſen Herren verhandelt. So kam es, daß das erſte Geſchütz von der Fabrik auf eigene Koſten nnd ohne Auftrag und Beſtellung des Kriegsminiſteriums ge-

baut wurde. Dieſer direkte Verkehr mit der Firma Krupp wurde mir damals vom Kriegsminiſterium übel genommen. Ich verdankte es nur der mächtigen Fürſprache des Generals von Deines, daß ich im Generalſtab verblieb und meine Pläne zu Ende führen konnte.

Neben der Schaffung einer wirkſamen und beweglichen ſchweren Artillerie galt es, die Taktik des Feſtungs- und Stellungskrieges umzuformen, und die ſonſtigen Hilfsmittel für den Stellungskrieg wiederum dieſer Taktik anzupaſſen. Es entſtanden allmählich die Grundſätze, die ſpäter bei den Angriffen auf die belgiſchen und franzöſiſchen Feſtungen, insbeſondere Maubeuge und Antwerpen, ſo ſchnell zum Erfolge geführt haben.

Es waren ungeheuer arbeitsreiche Jahre, und wenn auch, infolge der ewigen Sparſamkeit, nicht entfernt das geſchafft und bereit geſtellt wurde, was ich vorſchlug und für nötig hielt, ſo hat doch dieſe Arbeit reiche Früchte getragen. Die entſcheidende Rolle der ſchweren Artillerie in dem großen Kriege wäre ohne dieſe Arbeit wohl nicht in dem Umfange in die Erſcheinung getreten. Ich bin noch heute ſtolz darauf, daß mich die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Berlin nach der Wegnahme Antwerpens wegen meiner Verdienſte um die Entwickelung der Artillerie zum Ehrendoktor ernannt hat.

Seit dem Jahre 1911 war, wie in der Einleitung geſchildert, die politiſche Lage dauernd ſo kritiſch, daß es ſich eigentlich nur noch fragte, wann die Exploſion erfolgen ſollte. Ich hatte vom Herbſt 1912 bis Herbſt 1913 in Kolmar genügend perſönlich wahrgenommen, wie freventlich das Feuer, namentlich in Frankreich, geſchürt wurde. Es iſt merkwürdig, daß die Welt dieſe Kriegshetzerei Poincarés anſcheinend ganz vergeſſen hat. Wir ſtanden an der Grenze eigentlich dauernd auf dem: Qui vive?

Die Frage war jetzt — Juni 1914 —, ob die Ermordung des Thronfolgers als Anlaß für den Weltkrieg genügen würde. Daß Oeſterreich dieſen Mord nicht einſtecken konnte, war klar. Serbien ſtützte ſich offenkundig auf Rußland, es fragte ſich alſo, wie Rußland ſich ſtellen würde. Dieſes aber war wiederum ganz in den Händen Frankreichs und Englands. Letzten Endes lag ſo die Entſcheidung bei England, das, wenn der Zar nicht wollte, ſicher zur Beſeitigung des Zaren geſchritten wäre. Alle Anzeichen dafür liegen vor.

Deutſchland war, wie geſagt, dem Kriege abgeneigt. Mögen einzelne Heißſporne den Krieg gewünſcht haben, irgendeine maßgebende Gruppe von Perſonen, die zum Kriege drängte, gab es nicht, jedenfalls nicht ſoweit meine Wahrnehmungen reichen.

Hat in Oeſterreich jemand den Krieg gewollt? Sehr möglich, vielleicht ſogar wahrſcheinlich. Wenigſtens ſind Anhaltspunkte dafür da, daß dort ein einflußreicher Kreis zum Kriege drängte. Zu ihm gehörte vor allem der Generalſtabschef, Konrad von Hötzendorf. Uebrigens war es aber nicht Eroberungsſucht, die dieſen General leitete, ſondern klare Erkenntnis, daß der Krieg doch unvermeidlich ſei, ſeine Ausſichten ſich aber von Jahr zu Jahr für Oeſterreich verſchlechterten. Es muß aber mit allem Nachdruck betont werden, daß dieſer Kreis gleichwohl von Deutſchland nicht geſtützt wurde, auf keinen Fall von dem Generalſtab und dem friedliebenden General von Moltke, der wiederholt ſeinen öſterreichiſchen Kollegen dringend zur Zurückhaltung gemahnt hat.

Doch mögen andere das Intrigenſpiel von Noten, Depeſchen und Briefen zergliedern, um die Schuldfrage am Kriege zu beweiſen; es wird kaum viel dabei herauskommen, denn die Worte waren nur dazu da, um die Gedanken zu verbergen. Und trotz der Bündnisſyſteme hatte jede einzelne Macht ihre eigenen, auch den Verbündeten gegenüber oft genug verſchleierten, letzten Ziele. Ich habe jedenfalls in unfreiwilliger Muße die Kriegsentſtehungsliteratur auf Grund diplomatiſcher Akten „mit heißem Bemühen ſtudiert", es erging mir, wie weiland Dr. Fauſt. Das Bild iſt nicht klarer dadurch geworden und würde es auch auf dieſem Wege nur werden können, wenn auch die Entente, genau wie wir, den geheimen Inhalt ihrer Aktenſchränke preisgeben wollte. Sie hat es nicht getan und wird es nicht tun! So bleibt vorläufig nur der andere Weg, die Herleitung aus der politiſchen Lage in ihrer Geſamtheit. Wer dieſe betrachtet — und deshalb habe ich ſie in der Einleitung beſonders behandelt —, für den kann kein Zweifel ſein, wen vor Gott und der Welt die Schuld trifft. Uns nicht!

Es muß jedenfalls hier ausgeſprochen werden, daß alle Völker, Oeſterreich, Deutſchland, Rußland ſo gut wie Frankreich und England in ihrer breiten Maſſe friedliebend waren. Gleichwohl haben ſich die Völker alle ſehr raſch mit dem Krieg abgefunden, und es

zeigt ſich auch kein Unterſchied zwiſchen den demokratiſch oder monarchiſch regierten Ländern. Ein Zeichen für die politiſche Reife!

Immerhin ſtand Deutſchland noch völlig ruhig und in Friedenshoffnung da, als in anderen Staaten das Feuer ſchon hell loderte. In erſtaunlicher Ruhe ging in Deutſchland alles ſeinen Friedensbeſchäftigungen nach. Ich erhielt noch am 24. Juli den Auftrag, Vorarbeiten für das Kaiſermanöver 1914 zu machen!

Trotz der geheimen Mobilmachung Rußlands ſchien ſich auch wirklich noch einmal, wie ſo oft, das Gewölk etwas zu lichten und die Kataſtrophe nicht unmittelbar — denn zu vermeiden war ſie ja nicht — bevorzuſtehen. Nichts war mir willkommener. Sofort erbat ich einen vierzehntägigen Sommerurlaub und fuhr nach Swinemünde. Genau für einen Tag! Telegraphiſch zurückberufen konnte ich nur noch von Moltke vernehmen, daß der Krieg unvermeidlich und „drohende Kriegsgefahr" ausgeſprochen ſei. Daß wir in einen uns ſchmählich aufgezwungenen Krieg zogen, war meine Ueberzeugung.

Und die gleiche Empfindung durchzuckte damals alle! Und ſie löſte überall Empörung gegen die Friedensbrecher, aber auch den Willen zum Siege aus. Die Begeiſterung ging hoch, vielfach ſchlug ſie freilich, z. B. in Berlin, ins Häßliche, Aufdringliche und Würdeloſe.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß England die treibende Kraft auch im Kriege ſein würde, und wußte, daß engliſche Brutalität und Zähigkeit bisher jeden Gegner zur Strecke gebracht hatte.

Auf Deutſchlands Heer und Flotte vertraute ich feſt, auf das Volk nur bei ſtarker Führung. Und da dieſe fehlte, war ich ſkeptiſch. Als ich gelegentlich dieſem Gedanken Ausdruck lieh, war ich natürlich der „Peſſimiſt". Mag man es ſo nennen, jedenfalls war es bei mir der Peſſimismus, der den feſten Willen zur Ueberwindung der Hinderniſſe und den Mut zum Alles-Wagen gibt. Er hat mich durch den Krieg begleitet, er erfüllt mich auch jetzt.

# I. Teil.

# Der Krieg vom August 1914 bis zu Falkenhayns Ausscheiden aus der O.H.L.

## Die Kriegsziele des deutschen Volkes und seiner Gegner.

Damit ein Volk entschlossen und mit Elan in einen Krieg eintritt, muß es möglichst bestimmte Kriegsziele haben. Nun ist allerdings oft ein Unterschied zwischen dem, was man dem Volke vorsetzt und dem, was die Regierung oder — um den schönen Ausdruck zu gebrauchen — ihre Hintermänner wollen.

Das Kriegsziel des deutschen Volkes war einfach. Es hieß: „Abwehr der feindlichen Ueberlegenheit zur Erreichung eines Friedens, der die wirtschaftliche und politische Selbständigkeit gewährleistet." Und weil das Ziel so klar und einfach war, so stand auch sofort das ganze Volk dahinter. Der deutsche Staatsmann hatte es also leicht, er brauchte nicht sein Ziel zu verschleiern und dem Volk etwas vorzulügen.

Aber dieses defensive Ziel — und darüber hätte eigentlich jeder klar sein müssen — war nur durch offensive Niederringung des Gegners zu erreichen. Daher war es nötig, daß man versuchen mußte, den Krieg in feindlichem Gebiet, also offensiv zu führen, wie es ja auch geschehen ist. Aus diesem militärischen Angriff aber einen politischen Angriffs- und Eroberungskrieg abzuleiten, das konnte wirklich nur des englischen Puritanertums frömmelnde Seele, der sogar die Religion zum politischen Mittel wird. Erreichen konnte der cant diese Verdrehung der Tatsachen freilich nur, weil verlorene Geschöpfe in Deutschland selber „aus Parteiinteresse" zu Hilfe bereitstanden.

Man kann fragen: Hätte dieſes Kriegsziel bis zum Kriegsende vorgehalten? Wahrſcheinlich! Nämlich, wenn man dem Volk immer wieder gezeigt hätte, daß der Verſtändigungsfriede, den gewiſſenloſe Schwätzer an die Wand malten, ein Phantom war. Sieg oder Niederlage; ein Drittes gab es nicht, weder für uns noch für die Entente.

Und da niemand das Recht hatte, der Entente dieſe klare Erkenntnis nicht zuzutrauen — die bei der Oberſten Heeresleitung doch auch, und mit demſelben Recht vorhanden war —, ſo war das dauernde und einſeitige Geſchwätz vom Verſtändigungsfrieden nichts weiter als ein gemeingefährlicher Irrwahn, der mit Notwendigkeit in der Heimat eine Kataſtrophe vorbereiten, mit gleicher Notwendigkeit bei der Entente energieerzeugend wirken mußte. Es war, ſoweit nicht böſer Wille vorlag, reichliche Naivität, an eine Verſtändigung zu glauben, die der Natur der Sachlage nach unmöglich war. Dieſer Glaube aber hat leider zur Folge gehabt, daß man einen Friedensſchluß vor völliger Entſcheidung für möglich hielt, daß unſer Volk das gewaltige Ringen zuletzt für Eigenſinn der „Militariſten" anſah und gegen dieſe Militariſten ankämpfte. Dieſe Kurzſicht und Gewiſſenloſigkeit im Urteil, dieſe völlige Verkennung der Natur dieſes Rieſenkampfes hat ſich bitter gerächt. —

Allerdings iſt vereinzelt, auch auf deutſcher Seite, der Gedanke eines Annexionsfriedens aufgetaucht; zuerſt in der Zeit der ſchnellen Erfolge und damals am vorlauteſten von Leuten vertreten, die nachher in forciertem Abbau der Kriegsſtimmung „machten" (Erzberger u. a.).

Später wurde dieſer Frieden ſozuſagen die Reaktion auf die Verſtändigungsphraſeologen, gegen die ich den ſchweren Vorwurf erheben muß, daß ſie zwar zu Hauſe Raubbau an der Volksſtimmung übten, doch niemals der Oberſten Heeresleitung irgendwelche konkreten, fundierten, faßbaren Vorſchläge für Friedensmöglichkeiten machten. Teetiſchgeſchwätze im neutralen Ausland mit irgendeinem unbekannten Unbeauftragten waren das Aeußerſte, was die Herren anzubieten hatten. Hatten die Herren wirklich die Möglichkeit ernſthaften Wirkens zu unſern Gunſten, muß ich ſie des Verbrechens am deutſchen Volke anklagen, daß ſie nicht mit offenen Karten ankamen; hatten ſie dieſe Möglichkeit nicht, laſtet das nicht minder große Verbrechen auf ihnen, am Selbſterhaltungswillen des deutſchen Volkes Raubbau getrieben zu haben. Selbſt Leute mit notoriſch internationalen Beziehungen, wie Ballin, Rathenau, Warburg und andere kamen mit ſubſtanziierten Vorſchlägen

nie; jedenfalls nicht zur Oberſten Heeresleitung. Ob das Auswärtige Amt glücklicher war? Vielleicht weiß es Herr Kautsky, ich nicht.

Die Reaktion gegen dieſe Schwätzerei war alſo zweifellos berechtigt und gut, allein ſie bewegte ſich auf falſcher Bahn, denn man wies nicht die Unmöglichkeit einer wirklichen „Verſtändigung“ (die der Gegner nicht wollen konnte und nicht wollte) nach, ſondern nannte beſtimmte Objekte als Kriegsziele, wie Flandern, das Brieygebiet uſw.

Regierung und O.H.L. ſtanden dem fern, aber die Regierung verſtand es auch nicht, das Geſunde der Reaktion zu erfaſſen und richtig zu leiten. So bekämpften ſich ſchließlich „Verſtändigungs- und Gewaltfrieden“, „Scheidemann- und Hindenburgfriede“ — alberne Schlagworte, die leider wirkten und in den zerſetzenden Parteikämpfen, die die Revolution einleiteten, viel Unheil angerichtet haben.

Es iſt nicht müßig, zu fragen, wie der Friede bei einem vollen Siege unſererſeits ausgefallen wäre [1]). Was wir im Oſten gefordert haben, iſt ja bekannt, und im Weſten wäre zweifellos annähernd die alte Grenze erhalten, vielleicht mit Ausnahme eines Streifens des Briey-beckens und eines Geländeſtreifens bei Lüttich. Eine mäßige Kriegsentſchädigung würde auch gefordert ſein; aber an eine Vergewaltigung Frankreichs und Englands, wie ſie ſie mit uns vorgenommen haben, hätte niemand gedacht. Und da die Gegner wußten, daß ſie dieſen billigen Frieden ſtets haben konnten, war auch ihr Riſiko gering. Sie konnten eigentlich nur gewinnen. Das war die Kehrſeite unſeres Verſtändigungsgeſchwätzes.

Wie ſah es nun mit den Kriegszielen in Frankreich aus? Dort war es die Gloire und die Revancheidee mit dem greifbaren Ziel „Elſaß-Lothringen“. Daß uns Frankreich unter Louis XIV. dieſe Länder geſtohlen hatte, daß ſie zum größten Teile kerndeutſch geblieben waren und daß Deutſchland ſie ſich 1871 nach frecher Herausforderung nur wiedergeholt hatte, das hat die Welt anſcheinend vergeſſen.

Frankreich hatte aber inſofern Glück, daß es mit ſeinen „Kriegszielen“ von Anfang an eine Idee und ein greifbares Objekt geben konnte, für die das Volk zu haben war, für die alles, was in die Front kam, von Elternhaus und Schule an erzogen war.

Anders in England. Dieſes konnte ſeinem Volk und dem Aus-

1) Vgl. hierzu Urkunden Seite 428/429.

land gegenüber seine brutale wirtschaftliche Weltmonopolabsicht, die Zertrümmerung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte, die Wegnahme der Kolonien nicht aussprechen. Es hat auch nach dem Waffenstillstand noch nichts gesagt, wohl aber alles durchgesetzt.

Im übrigen hat England seine „Kriegsziele" nach Bedarf konstruiert. Das war zuerst die „Vergewaltigung des armen, kleinen, edlen Belgiens". Später wurde es ein Kampf für das „Recht, die Humanität und Wahrheit gegen die Hunnen". Beide Parolen haben sich, leider, als zugkräftig erwiesen.

Rußland hat eigentliche Kriegsziele seinem Volk nicht geboten; die zaristische Regierung hielt es wohl nicht für nötig, es wäre aber auch schwer gewesen, eine durchschlagende Idee hinzustellen. —

Tatsächlich stand also Deutschland (und mit ihm Oesterreich, für das absolut das gleiche Kriegsziel vorlag) am günstigsten hinsichtlich der Erfassung des ganzen Volkes mit einer zündenden, zwingenden und wahren Idee — „Rettung des Vaterlandes".

Regierung und Reichstag haben sich mit Erfolg bemüht, diese Idee zu zerstören und das Volk seelisch hungern zu lassen. Es war so leicht, dem im deutschen Volke wurzelnden Pflichtgefühl für das Vaterland die nötige Nahrung zu geben. Es geschah nicht, im Gegenteil, diese Stellen reichten Gift, das den Volkskörper zur Tollheit und schließlich zum Selbstmord führte. Die Geschichte wird sie richten!

## Die Zusammensetzung der O.H.L. bei der Mobilmachung.

Als eigentliches Organ für die Kriegsvorbereitungen, insbesondere für Mobilmachung, Aufmarschanweisungen und Kriegsgliederung stand dem Chef des Generalstabes der Armee im Frieden die 2. Abteilung des Großen Generalstabes zur Seite. Sie nahm infolgedessen eine Sonderstellung gegenüber den anderen Abteilungen ein und wurde nicht gerade mit freundlichen Augen betrachtet. Trotzdem empfand es jeder als eine Ehre, ihr anzugehören, obgleich diese Ehre durch eine schier unglaubliche Arbeitslast nicht sehr genußreich war. Auf Vergnügen jeder Art, Theater, Gesellschaften usw. mußte jeder Angehörige so gut wie ganz verzichten. Man wurde auf die im Kriege nötige Arbeitsweise, d. h. vom Morgen bis tief in die Nacht hinein, gut vorbereitet.

## Chef des Generalstabes des Feldheeres.

Mit dem Augenblick der Mobilmachung, am 1. 8. 14, wurde der damalige Chef des Generalstabes, General der Infanterie von Moltke, zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt. Ihm zur Seite stand der Generalleutnant von Stein.

## Operationsabteilung.

Die gesamten Arbeiten, die auf die Operationen des Feldheeres Bezug hatten, waren der Operationsabteilung übertragen, die durch Uebernahme der 2. Abteilung des Großen Generalstabes gebildet wurde. Die Abteilung gliederte sich in drei Sektionen, I. Strategie und Taktik, II. Schwere Artillerie, Festungen, und Sektion T. Flugwesen, Kraftwagen usw. Die gesamte Arbeit wurde von knapp einem Dutzend von Offizieren geleistet.

Es mag hier eine kurze Charakteristik der wichtigsten Offiziere folgen.

General von Moltke war ein hochgebildeter kluger Mann von tadellosem Charakter. Trotz äußerlicher Kälte hatte er starkes Empfinden, vielleicht zu sehr. In absoluter Loyalität und Unterordnung zu seinem Kriegsherrn hatte er die Stelle als Generalstabschef angenommen. Er war aber keine Führernatur, sondern ein unentschlossener Mann, zudem bei Beginn des Krieges schwer krank. Seine Tätigkeit an der wichtigsten Stelle des Heeres war ein Verhängnis.

Sein Gehilfe, Generalleutnant von Stein, war ein feiner, klardenkender Kopf mit unermüdlicher Arbeitskraft. Er hatte eine rauhe — man könnte sagen — etwas grobe Außenseite; dazu war er rechthaberisch. Es war für seine Untergebenen oft nicht leicht, mit ihm fertig zu werden. Trotzdem war er eine edle, vornehme Natur, und hinter der Außenseite verbarg sich großes Wohlwollen und Mitgefühl für alle Menschen, das, im Verein mit einem fast übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl, geradezu in Schwäche ausartete, namentlich wo ihm Nichtuntergebene gegenübertraten. Hierin lag auch der Grund seines späteren Versagens als Kriegsminister gegenüber der demokratisch-sozialistischen Zersetzungsarbeit in der Heimat.

Der Chef der Operationsabteilung, Oberstleutnant Tappen, war ein Mann von ungewöhnlichem Willen, guten Nerven und raschem Entschluß. Fleißig und genau bis zum äußersten, und streng gegen

ſich ſelbſt, wäre er ein vorzüglicher Chef geweſen, wenn Wiſſen, Verſtehen und ſeeliſches Empfinden auf derſelben großen Höhe geſtanden hätten. Gegen ſeine Untergebenen war er äußerlich meiſt freundlich, aber ſobald ihm etwas nicht paßte, konnte er unleidlich werden. Und es paßte ihm vieles nicht, was neu war und gegen die für ihn heiligen taktiſchen Lehren der Generalſtabskunſt verſtieß. Er ſah auf die Kriegstechnik mit ſouveräner Verachtung herab, deren Bedeutung damals allerdings von faſt allen Stellen des Generalſtabes noch nicht voll erkannt war.

Eine verletzende Biſſigkeit traf oft jede ungewünſchte, wenn auch noch ſo berechtigte, Kritik. Er wirkte überall erkältend und wie ein Hemmſchuh und ſelten war ein Offizier von ſeinen Untergebenen ſo gehaßt, wie er.

Von den Mitgliedern der Operationsabteilung ſeien hier nur die erwähnt, die zu Beginn ihr angehörten und einen erheblichen Einfluß hatten oder gewonnen haben. Späterhin Verſetzte werden an entſprechender Stelle behandelt.

Der Hauptmann Freiherr v. d. Buſſche-Ippenburg, der Kriegsgliederung bearbeitete, war ein echter Edelmann, urwüchſig an Kraft, oft auch in ſeinen Verkehrsformen, von klarem, ruhigem Verſtande, dabei von innerlicher Lauterkeit und Herzensgüte. Zu gegebener Zeit leben und lebenlaſſen war ebenſo ſeine Art, wie ihm äußerſte Pflichterfüllung ſelbſtverſtändlich war. So ſehr er auf dem Boden altpreußiſchen Gehorſams ſtand, prüfte er doch alles ſachlich und kritiſch und kam mit dieſer Kritik auch Vorgeſetzten und denen gegenüber, denen er Vertrauen geſchenkt hatte, offen heraus. So war er in guten und böſen Tagen eine Stütze der O.H.L., ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Hauptmann von Harbou war ein außergewöhnlich kluger und tätiger Offizier, ſchnell von Entſchluß und klar im Urteil. Er erfaßte oft geradezu genial den Kern der Dinge. Dank ſeiner Fähigkeiten und ſeines Fleißes fand er auch noch die Zeit, im Kriege ſich in ihm neue wiſſenſchaftliche und wirtſchaftliche Fragen zu vertiefen. Alle dieſe Eigenſchaften gaben ihm, namentlich in dem letzten Drittel des Krieges, eine ungewöhnliche Stellung. Leider ſind am Schluß ſeine politiſchen Anſichten von den meinen weit abgewichen, indem er den Rutſch nach links für unaufhaltbar hielt.

Seine Geſamtleiſtung — er bearbeitete Arbeiter-, Kriegswirtſchafts-, Rüſtungsinduſtrie- und Rohſtofffragen — bleibt ganz außergewöhnlich groß, und die führende Stellung, die die O.H.L. in dieſen,

eigentlich dem Kriegsministerium obliegenden Gebieten hatte, ist wesentlich ihm zu verdanken.

Endlich ist noch der württembergische Hauptmann Geyer zu erwähnen. Schnelle Auffassung, messerscharfe Kritik und klares logisches Denken vereinigte sich in ihm und haben ihn zu einem wertvollen Mitarbeiter gemacht. Er war namentlich auf taktischem bzw. taktisch-technischem Gebiet tätig. Allen Wandlungen, die der Krieg auf diesem Gebiet brachte, trug er frühzeitig Rechnung und hat sich in vielen taktischen Befehlen und Vorschriften, insbesondere der „Abwehrschlacht" und der „Angriffsschlacht" ein Denkmal gesetzt. Leider ließ er sich in den Revolutionstagen verleiten, Gröner, dessen gefährliches Spiel er wohl nicht durchschaut hatte, Gefolgschaft zu leisten, was seinem starren Charakter eigentlich nicht entsprach.

Neben der Operationsabteilung waren besonders folgende Dienststellen beim Chef des Generalstabes von Bedeutung.

### Der Chef des Feldeisenbahnwesens.

Das Personal entstammte fast geschlossen der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes, der im Frieden die Bearbeitung der Mobilmachungstransporte obgelegen hatte. An der Spitze stand der Oberstleutnant Groener, der durch die Leistungen der Bahn in weitesten Kreisen bekanntgeworden ist. Auf seinem Gebiete Meister, verstand er es, aus seinen Untergebenen das Höchste herauszuholen. Man darf aber nicht vergessen, daß er einen festen Bau vorfand, als er sein Amt antrat, und ihm für seine Aufgaben — neben einer Reihe hervorragender Generalstabsoffiziere — das beste Eisenbahnpersonal und Gerät der Welt, das deutsche, zur Verfügung stand.

Hier liegt ein großes Verdienst der bürgerlichen Friedensbehörden, namentlich des Ministers von Breitenbach vor. Immerhin bleibt der Anteil bestehen, den Oberstleutnant Groener an dem Ruhm für die Leistungen des deutschen Eisenbahnwesens im Kriege hat.

Er hat es aber versäumt, rechtzeitig die Wasserstraßen für den Verkehr auszunutzen und den Bau von Lokomotiven und Wagen vorausschauend einzuleiten. Und durch beides haben wir ernste Verkehrsschwierigkeiten gehabt, wenn auch der Nachfolger sich redlich bemühte, das Versäumte nachzuholen.

Ueber Groeners m. E. geradezu verhängnisvolles Wirken im Kriegsamt und als 1. Generalquartiermeiſter wird ſpäter die Rede ſein. Er iſt meiner feſten Ueberzeugung nach an der unglücklichſten aller Revolutionen weſentlich mitſchuldig.

### Zentralabteilung.

Die Zentralabteilung, ebenfalls direkt unter dem Chef des Generalſtabes, bearbeitete die Perſonalien der Generalſtabsoffiziere. An der Spitze ſtand zuerſt der Oberſtleutnant von F., bis dahin Adjutant und Bearbeiter der Perſonalien bei General von Moltke. Seine Menſchenkenntnis war gering, auch ſonſt war er ein Mann wenig über Durchſchnitt, der gleichwohl bei Moltke großen Einfluß hatte. Er, Tappen und Hentſch bildeten außerdem, ſolange Moltke führte, eine Art von Kriegsrat. Es hat ſich bitter gerächt! F. verließ ſpäter die Stellung. Sein Nachfolger war der Sache leider auch nur teilweiſe gewachſen; ein Wechſel war ſchwer, da er einer der wenigen war, der ſchon im Frieden die Perſonalien bearbeitet hatte.

### Abteilung Fremde Heere.

Die Abteilung Fremde Heere bearbeitete alle Nachrichten über das Heerweſen unſerer Feinde hinſichtlich Organiſation, Mobilmachung, Neuformationen und ſtrategiſcher oder taktiſcher Maßnahmen. Auf ihr ruhte alſo eine außerordentliche Verantwortung, denn die Beurteilung der Lage beim Gegner, wie ſie der Chef der Abteilung gab, bildete die Unterlage der Entſchlüſſe und Befehle der O.H.L., und zwar um ſo mehr, je mehr der operativen Leitung eigene ſtarke Entſchlußkraft fehlte.

Es wäre alſo gut geweſen, wenn der Chef, Oberſtleutnant Hentſch, ſelbſt ein ſtarker entſchloſſener Mann geweſen wäre, fähig, intuitiv Falſches vom Richtigen zu ſcheiden. Das war er aber nicht, und da die Nachrichten vom Feind ſtets übertrieben ſind und meiſt unerfreulich lauten, ſo war es kein Wunder, daß er ſich mehr und mehr zum Schwarzſeher entwickelte.

Er war im übrigen ein ſehr kluger, gewiſſenhafter Mann, fleißig, beſchlagen in ſeinem Dienſt und vor allem ein trefflicher Kenner des franzöſiſchen Heeres. Aber, wie geſagt, trotz dieſer guten Eigenſchaften wirkte er nicht anfeuernd, ſondern ſtark lähmend. Er wurde 1916 durch den Oberſtleutnant von Rauch erſetzt.

## Abteilung III b.

Die unklare Stellungnahme des Reichskanzlers und des Kriegsministers zur Presse, Propaganda und zur Spionage und Spionageabwehr hatten zur Folge, daß hierfür keine angemessen ausgestattete Zentralstelle bestand. Die O.H.L. war gar nicht in der Lage, diese Gebiete allein zu übernehmen, so sehr sie auch an ihnen interessiert war. Aus dieser unklaren Lage heraus war bei der O.H.L. die Abteilung III b entstanden, in welcher Presse (einschließlich Propaganda und Kriegsberichterstattung), Spionage und Spionageabwehr vereinigt waren.

Zweifellos hätte die Presse bei ihrer Wichtigkeit wohl einen besonderen Platz beanspruchen können. Es wäre noch erträglich gewesen, wenn der Chef, Major Nicolai, es erreicht hätte, mit der Presse gut und einmütig zusammenzugehen. Er hat sich im Gegenteil dort viele Feinde gemacht und mehr und mehr an Vertrauen verloren.

Im übrigen muß ihm dabei zugute gehalten werden, daß eine eigentliche Leitung der Presse für ihn unmöglich war und vielmehr Sache der Regierung gewesen wäre. Es ist also nicht richtig, Nicolai für die fehlende Presseleitung verantwortlich zu machen. Dies war, wie gesagt, Schuld der Regierung und des Kriegsministers [1]). Die Einwirkung, die Nicolai vom G.H.Qu. aus darauf hatte, war tatsächlich sehr beschränkt und bestand vornehmlich in dem Erlaß militärischer Zensurverfügungen, deren Anwendung aber nicht mehr in seinem Machtbereich lag. Da wir nun keine politische Zensur, sondern nur eine militärische hatten, nahm die politische Reichsleitung immerfort die Hilfe der militärischen Zensur in Anspruch. So fiel aller Aerger über die Zensur zu Unrecht auf Nicolai.

Im übrigen hat er sich weniger in Fragen der ihm aufgehalsten Zensurverfügungen, als in der psychologischen Behandlung der Presse vergriffen, indem er auf den bei der Beschaffenheit der antinationalen Zeitungen merkwürdigen Grundsatz verfallen war: „Man muß die Gegner streicheln, die Freunde laufen ja von selber mit, auch wenn man sie zurücksetzt."

Da er im übrigen ein guter Kamerad, freundlich und stets hilfsbereit, zudem ein fleißiger Arbeiter mit starkem Pflichtgefühl und ein

1) Alle Versuche der O.H.L., bei der Regierung eine solche Presseleitung zu erreichen, sind fehlgeschlagen (vgl. Urkunden Seite 281—289).

treuer Mann war, ſo hatte er im G.H.Qu. eine gute Stellung. So hat er ſich über Moltke und Falkenhayn hinweg behauptet nnd ging erſt mit Ludendorff.

Sehr zu Unrecht hat man Major Nicolai vorgeworfen, er habe die Nachrichten vom Feinde falſch bewertet, namentlich 1918 die Amerikaner unterſchätzt. Das war gar nicht ſeines Amtes, ſondern die Sache der Abteilung „Fremde Heere", ſtimmt aber auch für dieſe nicht.

## Mobilmachung und erſte Kriegstage in Berlin.

### Lüttich.

Die Aufſtellung und Mobilmachung der O.H.L. oder, beſſer geſagt, der Formation des „Chefs des Generalſtabes des Feldheeres" aus der Friedensorganiſation, ging, da die vorerwähnten Dienſtſtellen im weſentlichen nur ihre Friedenstätigkeit fortzuſetzen hatten, ohne jede Reibung, man kann ſagen, unmerklich, vor ſich. Der Dienſt war zwar in Permanenz erklärt, inſofern man den ganzen Tag und einen großen Teil der Nächte im Generalſtabsgebäude war, aber an ſich war weniger wie ſonſt zu tun, denn die Mobilmachung des Feldheeres verlief glatt und vom Feinde ungeſtört. Die kleinen Plänkeleien beſtätigten bald unſere Ueberlegenheit.

Eine bange Schwüle lag bis zum Ueberfall auf Lüttich auf allen Gemütern. Endlich war die Stunde gekommen, wo die einzelnen Kolonnen antreten mußten. Die erſten Meldungen lauteten gut, dann kamen Tartarennachrichten, eine wilder wie die andere. General von Emmich ſchien mit ſeinem Stabe aufgerieben, die meiſten der Angriffskolonnen abgewieſen und von zweien — bei einer war General Ludendorff — fehlte jede Kunde. Mehr und mehr verdichtete ſich die Anſicht, der Schlag iſt mißglückt, und ſchwere Sorge lag auf Moltkes Geſicht. Denn, was nun? Plötzlich ein Anruf aus Aachen von Hauptmann Geyer, der meldete, „ich habe ſoeben mit Harbou geſprochen, Ludendorff und er ſind in Lüttich und ſie halten es, aber die Forts ſind noch in Feindeshand".

Hurra, das war der Sieg, denn gegen die Forts hatten wir in unſerer ſchwerſten Artillerie, die den Angriffskolonnen folgte, eine ſchnellen Erfolg verheißende Waffe. Und es gelang! In ſchneller Folge fielen die Forts und die Welt vernahm zum erſtenmal die Kunde, die Deutſchen haben 42-cm-Geſchütze. Unbeſchreiblich war der Jubel in Berlin. War ſchon vorher, trotz der bangen Zweifel: „Können wir es leiſten?", eine

Begeiſterung vorhanden, wie man ſie nicht für möglich gehalten hatte, ſo miſchte ſich jetzt in den einmütigen Willen zum Durchhalten die Zuverſicht: „Wir werden es ſchaffen, das Heer machts, und das Volk auch.“ Die internationale Sozialdemokratie war tot, das Parteigezänk vergeſſen, der Arbeiter wie der Fürſt, alle hatten dasſelbe große Ziel, den Sieg im Auge. Wie warſt du wundervoll ſtark, deutſches Volk, was hätte ein Bismarck mit dir erreicht und wie haben dich die Bethmänner auf der einen, die Scheidemänner auf der andern Seite in den Sumpf geführt!

Die alten deutſchen Vorzüge, Treue, Gehorſam und Aufopferung waren mit einem Schlage neu geſundet und erſtarkt. Unter dem Drucke dieſer Stimmung mußte ſelbſt die radikalſte Hetze und die übelſte Preſſe (Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung) einſchwenken und ſie taten es mit großer Eleganz. Alle waren „ganz national“ und hatten nie etwas Böſes gewollt. Mit heller Begeiſterung fuhr die mobiliſierte Truppe ins Feld ab, umjubelt von der Bevölkerung. Und wenn ſo ein Bataillon mit klingendem Spiel am Generalſtabsgebäude vorbeimarſchierte, in alter preußiſcher Strammheit, dann ſah man mit Stolz — gemiſcht mit einem Tropfen Wehmut — auf dieſe Männer, die Deutſchlands Ehre ſchützen ſollten.

Am 16. Auguſt wurde das große Hauptquartier nach Koblenz verlegt. Wohl keiner dachte, daß es ein Abſchied für 4 Jahre von Berlin war und daß 1918 das ſtolze Heer vom grauſam mißleiteten Volk geächtet und geſchändet zurückkehren würde und ſich, nach einer Heldenleiſtung, an die kein Wort auch nur entfernt heranreicht, wie Feinde behandeln laſſen mußte.

Die Fahrt nach Koblenz zeigte, daß in ganz Deutſchland dieſelbe Entſchloſſenheit und Siegeszuverſicht herrſchte. Ueberall jubelnder Empfang, überall Blumen und Girlanden! So zogen wir in Koblenz ein!

## Schlieffens Feldzugsplan.

Was war aber auch inzwiſchen alles geſchehen! Das Weſtheer hatte nach Lüttichs Ueberrumpelung mit ſeinem rechten Flügel immerfort kämpfend und marſchierend, den erſten Teil des Schlieffenſchen Feldzugplanes glatt erledigt.

Dieſer Plan ging davon aus, daß im Weſten mit den Hauptkräften ſchnell die Entſcheidung herbeigeführt werden mußte, während wir im Oſten zunächſt hinhaltend kämpfen wollten, bis wir durch die Weſtentſcheidung frei gewordene Truppen nach dem Oſten überführen konnten. Es war alſo eine große Operation auf der inneren Linie.

Da im Weſten ein Durchbruch auf der Front Verdun-Toul-Belfort wenig ausſichtsvoll war, ſollten wir hier auch defenſiv bleiben, dagegen ſollte Mitte und rechter Flügel des Heeres durch Belgien und Luxemburg hindurch eine Schwenkung ausführen, mit dem rechten Flügel alſo parallel zur Küſte. Das Verhalten des linken Flügels ſparte zudem an Truppen, die dem rechten Flügel zugute kamen, oder vielmehr kommen ſollten, denn leider wurde dieſer Punkt von der O.H.L. nicht befolgt.

Der Schlieffenſche Plan für den Weſten hatte zur Vorausſetzung einmal, daß unſere Truppen den feindlichen an Güte (denn die zahlenmäßige Ueberlegenheit, die wir hätten haben können, hatten wir dank der unzureichenden Heeresvermehrungen eben nicht) weit überlegen waren. Und dies traf in vollem Umfang zu. Er ſetzte aber auch das Gelingen des Handſtreiches gegen Lüttich und den Durchmarſch durch Belgien voraus, d. h. die Verletzung der Neutralität Belgiens. Für jeden Soldaten der Welt war es ſelbſtverſtändlich, daß Belgien zum Kriegsſchauplatz werden mußte. Es iſt lächerlich, uns wegen dieſer Neutralitätsverletzung anzuklagen. Der franzöſiſch-engliſche Heeresaufmarſch, der doch nicht erſt nach Lüttichs Fall entſtanden ſein kann, zeigt, daß England und Frankreich ſelbſtverſtändlich mit ihrem Einmarſch in Belgien rechneten, weil eben der Krieg der Millionenheere gar nicht anders ausgefochten werden konnte.

Aber man hätte vorausſehen müſſen, daß dieſe „Neutralitätsverletzung" von England und Frankreich in der ganzen Welt gründlich gegen uns ausgenutzt werden würde. Was verſchlug es, daß die Entente mit Belgien insgeheim ſeit Jahren weitgehende Abmachungen getroffen hatte? So wurde die Verletzung des „poor little Belgium" tatſächlich das erſte Mittel, mit dem die engliſche Regierung und Preſſe das höchſt kriegsunluſtige Volk zur Kriegswut aufſtachelte und die ganze Welt gegen uns aufbrachte. Verhängnisvoll aber war es für uns, daß unſere Diplomatie nicht nur nichts gegen den engliſchen Lügenfeldzug unternahm, ſondern ihn noch ſtützte, indem der deutſche Kanzler die be-

rühmten Worte vom „Fetzen Papier" und dem „Unrecht" ſprach, „das wieder gut zu machen ſei".

Für Schlieffen war die Neutralitätsverletzung Belgiens ein Mittel zum Siege und daher gerechtfertigt. Reichskanzler und Auswärtiges Amt, die darüber unterrichtet waren, hatten die Aufgabe, vor dem Krieg bzw. dem Aufmarſch des Heeres ſich mit ihrer Diplomatie darauf einzuſtellen, was nicht geſchehen iſt.

Man hat gegen den Schlieffenſchen Plan weiter eingewendet, daß er mit einem unfertigen Rußland rechnete. Sicher war Rußland 1914 fertiger, als Schlieffen ſeinerzeit angenommen hatte. Trotzdem blieb der Grundgedanke Schlieffens richtig. Denn in Oſt und Weſt beide Gegner gleichzeitig niederringen zu wollen, war bei den nun einmal gegebenen Kräfteverhältniſſen unmöglich. Hätten wir alſo im Weſten hinhaltend kämpfen und im Oſten die Entſcheidung ſuchen ſollen?

Wollte man im Weſten hinhaltend kämpfen, ſo mußte man mindeſtens mit einiger Sicherheit gegen eine entſcheidende Niederlage geſchützt ſein. Denn ſonſt ging uns das unentbehrliche Induſtriegebiet der Saar, in Lothringen und am Rhein verloren und wir konnten Schluß machen. Man hätte alſo vielleicht 6—8 Armeekorps ſparen und im Oſten einſetzen können. Damit hätten wir dort allerdings „geſiegt", aber zu einer Vernichtung des ruſſiſchen Heeres hätte es 1914 doch nicht gereicht. Die Ruſſen wären kämpfend von Stellung zu Stellung zurückgegangen, wie weit und wie lange, iſt ſchwer zu ſagen. Sie waren in Rückzugs- und Stellungskämpfen Meiſter! Wir hätten endloſe Etappenlinien bekommen und hätten beſtenfalls bis zum Winter 1914 da ſtehen können, wo wir 1915 im Sommer ſtanden.

Man darf nicht überſehen, daß eben Rußland [1]) unermeßlich groß iſt und daß daher Zeit und Raum hier ganz andern Einfluß gewinnen, wie auf einem beſchränkten Kriegsſchauplatz, wie z. B. in Frankreich.

Nein, die ſtärkere Rüſtung Rußlands und ſeine beſſere Kriegsbereitſchaft konnten Schlieffens Plan nicht ändern, wohl aber hätten

1) Der Verlauf des Krieges hat dies wahrlich bewieſen. Wir hatten 1918 noch etwa 22 Diviſionen im Oſten. Eine ſtattliche Zahl, nicht wahr? Beſonders geſcheite Leute ſuchen daraus Ludendorff ſogar den Vorwurf der Kräftezerſplitterung zu machen! Und was war die Wirklichkeit? Daß die Beſetzung Rußlands geradezu kümmerlich genannt werden muß; daß auf 20 qkm beſetzten und pazifiziert zu haltenden Gebietes ein ganzer Mann kam! Was hätte man 1914, wo man mit ſchwerem Kleinkrieg hinter der Front hätte rechnen müſſen, allein an Etappentruppen gebraucht?

ſie unſere Kriegsvorbereitungen ändern müſſen. Allein alle dahingehenden Warnungen von ſeiten des Generalſtabes wurden von anderen Amtsſtellen in den Wind geſchlagen. Sie hatten „andere Informationen"! Wir mußten unſere Wehrmacht bis zum letzten Mann ausgenutzt haben und wirtſchaftlich wie kriegstechniſch abſolut fertig ſein. Das ergab ſich ſeit Jahren zwingend aus der politiſchen Weltlage und aus unſerer geographiſchen Situation. Dann hätten wir 1914 das erreicht, was Schlieffen wollte, und ob nach Frankreichs Eroberung Rußland den Krieg allein fortgeſetzt hätte, iſt mehr als fraglich.

Auch der Einwand, Schlieffen habe England unterſchätzt, iſt nicht haltbar. Zunächſt galt der Schlieffenſche Plan doch nur für das Heer bzw. den Landkrieg. Die politiſche, maritime und wirtſchaftliche Seite war an ſich nicht ſeine Sache. Zweifellos hat er ſie aber miterwogen, und hätte gewiß, hätte er 1914 noch erlebt, ſeine Meinung zur Geltung gebracht. Dazu war auch der Entamtete noch Manns genug! Militäriſch war ſein Gedanke aber nicht nur richtig, ſondern der allein mögliche.

Wenn Frankreich und Belgien zuſammenbrach, erklärte Italien den Krieg nicht, und Amerika hätte, ohne den U-Boot-Vorwand, auch keinen Grund zum Eingreifen gehabt; jedenfalls keinen plauſiblen. Wir hatten alſo Kräfte in Menge frei, denen Rußland nicht widerſtehen konnte. Es mußte Frieden ſchließen.

England war zwar auch dann noch nicht entſcheidend getroffen, es konnte den Krieg fortſetzen, aber unter unvergleichlich viel ungünſtigeren Verhältniſſen als denen, die wirklich wurden, und mit einem Riſiko, das den nüchternen Rechnern an der Themſe bald die Segnungen des Friedens einleuchtend gemacht und rentabler gezeigt hätte, als entſcheidungsloſe Kriegsfortſetzung.

Die Waffe der Blockade, die ein Jahrhundert zuvor Napoleon gegenüber wirkſam war, iſts heute nur ſehr bedingt. Die weltwirtſchaftlichen Verhältniſſe geſtatten heute die Dauerabſperrung wirtſchaftlich kräftiger und faſt unbegrenzt aufnahmefähiger Märkte, d. h. in dieſem Falle des geſamten Kontinents, durch einen Einzelnen nicht mehr. Ueberdies wäre die Hungerblockade kläglich geſcheitert, wenn wir, was doch unter den angegebenen Vorausſetzungen ſelbſtverſtändlich war, mit Rußland zu einem Lieferungsfrieden kamen. Ein friedliches Rußland hieß aber gleichzeitig ein friedliches Rumänien und ein friedliches, d. h. nicht als Kriegsgebiet mehr bedrohtes Galizien. Damit ſaßen wir nicht nur an Ge-

treideſcheunen größten Umfangs und größter Potenz, ſondern auch an ſämtlichen Oellagern der Alten Welt.

Wollte England trotzdem dieſe in ſich unwirkſame Blockade aufrecht erhalten, ſo war dies — falls wir uns zur See defenſiv verhielten — eine offenſive Herausforderung Englands gegen die ganze Handelswelt. Die Rollen, die England und Deutſchland dann zu ſpielen hatten, waren genau umgekehrt, wie ſie ſich nachher, unter dem Druck unſerer Exiſtenzbedrohung, entwickelten. Der zähe Kampf, den die kleineren Neutralen Tag für Tag gegen die einſchnürenden, ihre Selbſtändigkeit verletzenden Gewaltmaßregeln führten, lehrt eindringlich, was unter ſolchen Umſtänden geworden wäre. Die Tapferkeit Hollands, Schwedens, der Schweiz müßten ſelbſt den, der nun einmal nicht objektiv ſein will, zum Schweigen bringen.

Behielten wir aber hinſichtlich unſerer elementaren Lebensbedürfniſſe und unſerer Wirtſchaftsführung Atemraum, ſo wurde England militäriſch unvergleichlich viel verwundbarer, als wir es je waren oder je werden konnten. Bedroht waren dann lediglich noch unſere Kolonien: wir aber konnten die Hand an die „Aorta" des britiſchen Weltreichs legen. Vorausſetzung freilich war, daß wir mit Rußland vornehm verfuhren. Dabei konnten wir den „Schlüſſel" zum Ruſſiſchen Hauſe (das heißt: zum Schwarzen Meer) allerdings nicht, wo er damals war, in unſerer Taſche behalten. „Daß die Pforte", ſagt ſchon unſer Größter, „auf ein ruſſiſches Protektorat in dieſer Form eingeht, liegt nicht nur in der Möglichkeit, ſondern, wenn die Sache geſchickt betrieben wird, auch in der Wahrſcheinlichkeit." Bei alledem freilich war äußerſter Takt geboten. Denn nicht nur Rußland, auch Italien iſt in Kleinaſien ungemein empfindlich.

Wenn allerdings phantaſtiſche Gemüter, die heute unter den Gegnern der „ausſchweifenden Pläne" der O.H.L. das große Wort führen, meinten, man hätte England in Indien mit deutſchen Truppen bekämpfen ſollen (man hat dies ſogar von Ludendorff 1916 verlangt), ſo kann man darüber hinweggehen. Die Seeherrſchaft hatte England immer (vgl. S. 93 ff.) und daß wir, auf den Landweg verwieſen, einen Krieg in Indien führen ſollten, iſt faſt undenkbar, wenigſtens ohne ein dabei *helfendes* Rußland. Wollte Rußland aber mit uns gehen, ſo konnte es ſich an dieſer Aufgabe auch allein verſuchen, wobei freilich Japan im fernen Oſten kaum im dolce far niente geblieben wäre.

Schlieffens Plan war alſo, von jeder politiſch irgend errechenbaren Lage aus, richtig. Er wäre auch abſolut erfolgreich geweſen, wenn die deutſche Volkskraft in ihrem vollen Umfang wirklich ſchlagbereit und militäriſch durchgebildet ſofort zur Verfügung war. Allein hier ſtanden wir vor der entſcheidenden, völlig unverzeihlichen Unterlaſſung langer Jahre, für die die damaligen Regierungen und der Reichstag die unabwälzbare Verantwortung tragen. Die Regierungen, weil ſie den Reichstag nicht zu ſeiner vollen nationalen Leiſtungspflicht heranzogen, der Reichstag, weil er aus Steuerſcheu und Parteigezänk und Kurzſichtigkeit nicht aus ſich heraus ſeiner nationalen Pflicht genügte.

## Vordringen bis zur Marne.

Das deutſche Heer wußte, was es galt, und ſo gings unaufhaltſam vorwärts. Doch die Verluſte waren ſchwer, der Gegner wich, war aber nicht vernichtet, und die rückwärtigen Verbindungen für Nachſchub und Erſatz wurden immer ungünſtiger. Auch der Rücken war ſchließlich von Antwerpen her bedroht, wo nur ſchwache Truppen abſperrten. Aber es war eine Zeit, wo alles gewagt wurde und, dank der Tüchtigkeit der Truppen, alles gelang. Der entſcheidende Erfolg ſchien nahe.

## Rückzug im Oſten. Tannenberg.

Im Oſten ſah es allerdings täglich weniger erfreulich aus. Hier hatte General von Prittwitz, zumeiſt mit wechſelndem Erfolg, gegen die Ruſſen gekämpft. Schlieffens Grundgedanke, daß die Ruſſen in der Mobilmachung ſehr zurück ſein würden, war, wie ſchon erwähnt, durch die letztjährigen Kriegsvorbereitungen der Ruſſen, vor allem aber dadurch verändert worden, daß Rußland ſchon Wochen vor der Kriegserklärung insgeheim mobil gemacht hatte. (Uebrigens war dies aus Petersburg uns berichtet worden. Das Auswärtige Amt hatte aber „andere Informationen"!)

Prittwitz war alſo in ſehr ſchwieriger Lage. Oeſterreich entlaſtete ihn nicht in genügendem Maße. Er hatte hohe Verluſte und glaubte ſchließlich mit ſeinen 4 Korps ſich nicht mehr halten zu können, als er in der Front von Rennenkampf und in der Flanke von Samſonow bedroht wurde. Der Rückzug wurde befohlen. Das Armeeoberkommando

wollte, angeſichts der faſt fünffachen Uebermacht, hinter die Weichſel zurück. Das bedeutete Aufgabe des Landes öſtlich der Weichſel; es bedeutete aber auch Preisgabe der Oeſterreicher, die allein den ruſſiſchen Anſturm niemals ausgehalten hätten. Der Verluſt Oſt- und Weſtpreußens bedeutete den Ausfall wichtigſter Getreidegebiete.

Endlich aber muß es fraglich erſcheinen, ob wir uns an der Weichſel hätten halten können. Wahrſcheinlich nicht, oder nur unter Verſtärkung der Truppen, die dann dem Weſten hätten entnommen werden müſſen. Dort aber fehlten ſie faſt noch mehr. So hätte der Rückzug hinter die Weichſel wahrſcheinlich den verlorenen Feldzug bedeutet. Man mußte alſo öſtlich der Weichſel bleiben und alles wagen. Der Rückzugsbefehl war nicht zu billigen.

General von Moltke war, als der Rückzugsbefehl gemeldet wurde, ſtark erſchüttert, aber an einen energiſchen Gegenbefehl dachte er nicht. Da hängten ſich meine beiden Mitarbeiter — Geyer und Harbou — ans Telephon und es gelang ihnen in ſtundenlangem Bemühen (denn damals gab es noch keine Verſtärker im Fernſprechverkehr), die Korps im Oſten ſelbſt einzeln zu ſprechen. Alle Korps hielten die Lage für ernſt, aber den Rückzug für übereilt.

Mit den aufgenommenen Notizen ging es zu Stein, dann zu Moltke und, ſiehe da: mit Erfolg! Ludendorff wurde als Chef für den Oſten beſtimmt, Hindenburg zum Nachfolger von Prittwitz ernannt.

Ludendorff, damals Oberquartiermeiſter der 2. Armee (rechter Heeresflügel im Weſten), kam für ein paar Stunden ins G.H.Qu., freudig von ſeinen Getreuen begrüßt. Er war, natürlich genug, ernſt geſtimmt, wußte er doch, um was es ging. Unſer Vertrauen ſtärkte ihn offenſichtlich. Schon von Koblenz aus gab er die erſten Befehle, die ſozuſagen die Grundlage zu Tannenberg bildeten. Ohne Aufenthalt eilte er im Sonderzug durch Deutſchland nach Oſten und nahm nur unterwegs in Hannover General von Hindenburg auf. Wieder vergingen einige Tage und dann hörte die Welt mit Staunen von Hindenburgs Sieg bei Tannenberg.

In unerhörtem Wagemut hatten die wenigen deutſchen Korps ſich, unter gänzlicher Vernachläſſigung des vor ihnen ſtehenden Rennenkampf und unter Ausnutzung der maſuriſchen Seenkette, gegen die von Südoſten heranrückende Armee Samſonows geworfen, ſie doppelt umfaßt und vernichtet. Ein zweites Cannae an Wagemut, Durchführung —

und Erfolg. Ungeheurer Jubel durchbrauſte Deutſchland. Hindenburgs Name erfüllte Alles, hier und da hörte man auch Ludendorff.

Die Wirkung der Schlacht zeigte ſich ſchnell, für eine Weile war der Oſten frei!

Ich will hier von einer Charakteriſtik Hindenburgs und Ludendorffs abſehen und ſie für ſpäter, bis zu ihrer Uebernahme der O.H.L. aufſparen. Dagegen mögen hier einige Angaben über unſer Leben in Koblenz folgen.

## Leben der O.H.L. in Koblenz.

Der größte Teil der Offiziere der O.H.L. wohnte im Hotel, wo auch die Mahlzeiten eingenommen wurden. Man aß an kleinen Tiſchen, einfach, aber kräftig, und trank dazu ein Glas Wein, — dafür war es am Rhein. Sekt war von Moltke verboten, da es unangebracht ſei, wo ſo viele Menſchen draußen Leben und Geſundheit opferten. Es war edel gedacht, aber doch weichlich und falſch. Natürlich will ich Gelagen nicht das Wort reden, dazu war übrigens auch gar keine Zeit. Aber in verſtändigen Grenzen genoſſen, hat ſich der Alkohol doch im ganzen Kriege als beſtes Mittel bewährt, die Stimmung zu halten, Nervenanſpannungen zu löſen und ſo indirekt die Arbeitsluſt und -kraft zu erhöhen. Und gerade in den ſchwerſten Zeiten endloſer Ueberarbeitung hat uns oft ein Glas Kognak oder Sekt über den Berg geholfen.

Nach dem ſehr ſchnell erledigten Eſſen gings wieder an die Arbeit. Nachmittags gabs auch wohl ein Stündchen Schlaf. Im übrigen gehörte Tag und Nacht der Arbeit. Von morgens 8.30—1, dann von 2.30—8, dann von 9—1 Uhr, das war ſchon damals die gewohnte Zeiteinteilung. Der 8-Stunden-Arbeitstag war für den Generalſtab jedenfalls noch nicht erfunden. Dazu gab es noch das Vergnügen des Nachtdienſtes, den anfänglich alle Offiziere mitmachten, ſpäter ſchieden Stabsoffiziere aus. Man kam etwa alle 4—5 Tage dazu heran, und meiſt konnte man dann die Nacht hindurch chiffrieren und dechiffrieren, die Lage auf Grund neuer Meldungen einzeichnen uſw. Dafür durfte man offiziell am nächſten Vormittag dann einige Stunden nachruhen — meiſt verbot es die Arbeit.

Es gab alſo, im ganzen geſehen, ſchon damals eine reiche Arbeit, und es iſt auch ſo geblieben bis zum Ende. Das Wort „Vergnügen“

gab es nicht, man hatte auch kein Verlangen danach. Daß ſo gewiſſe Anhängſel des G.H.Qu.s gute Tage hatten nnd ſich nichts entgehen ließen, ändert daran nichts.

Große Mühe machte zu Anfang der Fernſprechbetrieb. Es war bei den mangelhaften Leitungen nnd ohne Verſtärker oft zum Totärgern. Dank der geradezu muſtergültigen Tatkraft und techniſchen Begabung unſeres Poſtrats Ohneſorge wurde das freilich allmählich beſſer; ich komme auf dieſen hervorragenden Beamten ſpäter noch znrück.

Auch die funkentelegraphiſche Verbindung mit den vorrückenden Truppen war nicht immer glänzend, aber immerhin leiſtete ſie, was verlangt wurde. Freilich, da alles doppelt chiffriert ging, mußte man ſich mit den nötigſten Nachrichten und Befehlen begnügen.

Die Folge der nnr teilweiſe ausreichenden Verſtändigung war ein ſehr ſtarker Kraftwagenverkehr zur Front. Hierfür ſtand damals das „Kaiſerlich Freiwillige Automobilkorps“ zur Verfügung, das zumeiſt ans nicht dienſtpflichtigen, wohlhabenden Vertretern des Handels, der Induſtrie und Wiſſenſchaft zuſammengeſetzt war. Die Herren hatten Offizierrang. Die meiſten von ihnen waren glänzende Fahrer, voll Schneid und Zuverläſſigkeit. An der Spitze des Korps befand ſich der Prinz Waldemar, den ein Beinleiden verhinderte, am Feinde zn ſtehen. Stets liebenswürdig und überaus pflichteifrig war er allgemein beliebt. Neben ihm ſtand als erſter Helfer Kommerzienrat Büxenſtein. Er hielt ſcharf auf Ordnung, was bei den zum Teil leichtlebigen und deshalb vielfach angefeindeten Elementen angebracht war. Das Korps hat viel geleiſtet, bis es ſpäter zur Gewinnung von Heereserſatz ſich auflöſte.

Die Fahrten nach vorn waren an ſich eine erwünſchte Abwechſlung. Trat man doch in Fühlung mit der Truppe, zu der man ja doch mit Leib und Seele gehörte. Und wie gings auf den gnten und geraden Straßen vorwärts. Wie oft war man über 100 km! Bald freilich gab es eine Abkühlung. Im Uebereifer nnd Spionenfurcht war eine Abſperrung geſchaffen, ſo daß man alle paar Kilometer angehalten wurde. Die biederen Landſtürmer waren dabei nicht ungefährlich. Mir paſſierte es einmal, daß ein Mann hinter einem Baum ſtehend „Halt“ brüllte und zugleich in Anſchlag ging. Der Fahrer wollte knrz halten; bei dem ſchlüpfrigen Boden drehte ſich das Auto wie ein Kreiſel, ehe es ſtand. Anf die nicht gerade freundliche Belehrnng machte der Landſtürmer ein ſo verdutzt dnmmes Geſicht, daß der Zorn ſchnell verrauchte. Als der Mann aber

gar auf die Frage, wie ſein Kommandeur hieße, der ihn ſo inſtruiert habe, antwortete: „Kommerzienrat Meyer", ſchlug die Stimmnng zu einem fröhlichen Lachen um.

Das ging alſo gut ab; andere Kameraden bekamen auch mal einen Schuß nachgeſandt. Gott ſei Dank war die Schießkunſt dieſer Poſten gering. Vereinzelt wurde behauptet, daß Autos aus Gehöften uſw. von Belgiern und Franzoſen angeſchoſſen ſeien. Mir iſt nie etwas paſſiert und ich glaube auch nicht recht daran; die Bevölkerung war hinter der Front abſolut kriegsunluſtig.

## Verlegung der O.H.L. nach Luxemburg.

Um die Entfernung zum Feldheer abzukürzen, wurde das G.H.Qu. bald nach Luxemburg verlegt. Kühl, aber nicht unfreundlich empfangen. trafen wir mit Autos dort ein. Die Unterbringung im Hotel war ſchlecht, die Bureauräume in einer Mädchenſchule waren entſetzlich. Arbeitskraft und -freude litt darunter nicht unerheblich.

Es kam hinzu, daß ſich die Lage an der ganzen Weſtfront zuſpitzte, Maubeuge war höchſt unbequem, es hielt Truppen feſt und ſperrte die Bahn und damit den Nachſchub für den rechten Heeresflügel. Eile tat not. So erhielt ich den Befehl, zum Belagerungskorps, das General von Zwehl befehligte, zu fahren, mich zu informieren und auf beſchleunigte Durchführung der Wegnahme zu dringen.

## Einnahme Maubeuges.

Endlich Gelegenheit, ſich aktiv an der Front zu betätigen! Im Auto gings an der Maas entlang, mit einem kurzen Aufenthalt in Dinant, das einen fürchterlichen Eindruck der Zerſtörung machte. Am ſpäten Abend kam ich beim Oberkommando an. Als ich ausſtieg, kam ein General von der andern Seite auf mich zu, es war der mir unbekannte General von Zwehl. Ich meldete mich bei ihm und ſofort gings in das Chefzimmer zur Beſprechung.

Im Chefzimmer traf ich den Chef, Oberſtleutnant Heſſe und Hauptmann Otto von Stülpnagel, beide mir wohlbekannt. Heſſe[1]) ein ſehr

1) Ihm wurde ſpäter das geſamte Telegraphen- und Fernſprechweſen unterſtellt. Er hat ſich auf dieſem ebenſo ſchwierigen und verantwortungsreichen, wie undankbaren Gebiet große Verdienſte erworben.

klnger, raſch entſchloſſener, temperamentvoller Mann, den ich ſchon lange hoch ſchätzte. Stülpnagel, mein früherer Mitarbeiter in der 2. Abteilnng, ein klarer, abwägender Kopf, leicht etwas erregt, aber ſonſt ein prachtvoller Menſch mit ausgezeichnetem Charakter.

Ich ging an meine heikle Aufgabe ſehr vorſichtig heran, denn das war nötig. Die Herren hatten den Angriff im weſentlichen nach der bis dahin gültigen Vorſchrift „Kampf um Feſtungen" angelegt, mit Vortreiben von Sappen, Bau von Infanterieſtellungen uſw. Stülpnagel hielt mir außerdem vor, daß „in Maubeuge mindeſtens 18 000 Mann ſeien, wir aber nnr etwa 14 000 Mann Gefechtsſtärke hätten, dazu beſäße die Feſtung eine immenſe Geſchützausrüſtung". Was er ſagte, war an ſich richtig, nur war die Beſatzung, wie ſich ſpäter zeigte, über 40 000 Mann ſtark.

Trotz allem gewann ich den Eindruck, daß die Feſtnng ſchlecht verteidigt ſei und daß ein Gewaltcoup nach unſern neueren Grnndſätzen glücken müſſe. Unterſtützt wurde ich in meiner Anſicht von dem General der Artillerie, dem Generalleutnant Steinmetz, einem Draufgänger, friſch und entſchloſſen, wie der alte Blücher. Er iſt leider ſpäter gefallen.

Am nächſten Tage gings nach vorne, nm mit eigenen Augen zu ſehen, was los war. Der Feind war faſt nntätig. Ich gewann mit meinen Anſichten an Boden, namentlich als ich vom Standpunkt der O.H.L. aus klar machte, weshalb ein handſtreichartiger Angriff gewagt werden m ü ſ ſ e. Trotzdem muß man anerkennen, daß es vom General von Zwehl und ſeinem Chef ein außerordentlicher Entſchluß war, nnd noch mehr verdient die Tatkraft, mit der er nnd ſein Stab den Entſchlnß durchführten, Anerkennung.

Inzwiſchen war noch etwas Artillerie und vor allem Munition, die aber immer noch ſehr knapp war, angekommen. Am Tage des Angriffs ſtanden wir, d. h. der engere Stab des Oberkommandos, etwa 1200 m vom Fort de Boiſſeau entfernt. Unſere Artillerie ſchoß, was die Geſchütze hergaben, die 30 und 42 cm nahmen die angegriffenen Werke unter Feuer. Gegen 1.30 Uhr wurde ein einfaches Frühſtück eingenommen, das unſere Burſchen an Ort und Stelle aus ein paar gefangenen Hühnern bereitet hatten, dann ruhte, wer nicht gerade zu tnn hatte, hinter einer Strohmiete für ein Stündchen. Ich ſchlief in froher Siegeszuverſicht wie ein Toter. Als ich wach wurde, war es kurz vor 3 Uhr, dem Angenblick des Infanterieangriffs.

Er ſetzte pünktlich ein und gewann glatt an Boden. Es war ein prachtvoller Anblick, die Linien in unaufhaltſamem Vorſchreiten zu ſehen. Bald konnte Artillerie nachgezogen werden. Am Abend hatten wir den größten Teil des öſtlichen Fortgürtels, die Feſtung mußte jetzt bald fallen. So fuhr ich zurück und meldete ſtolz: „Halb Maubeuge haben wir; der Reſt folgt in Kürze.“ Und ſo geſchah es.

Ich erhielt als erſter der Operationsabteilung — ausgenommen die Lüttichkämpfer von Harbou und Geyer — das E.K. II. Mehr wie alles andere hatte mich gefreut, daß meine Theorie über Feſtungsangriffe, d. h. Maſſenwirkung mit ſchwerſter Artillerie und gewaltſamem Infanterieangriff in unmittelbarem Anſchluß dem damaligen feindlichen Verteidigungsverfahren gegenüber richtig war. Sie haben ſich auch weiter im Feſtungs- und Stellungskrieg bewährt.

## Angebliche Kriegsgreuel der Deutſchen.

Meine Fahrt nach Maubeuge hatte mich durch einen Teil Frankreichs und Belgiens geführt, die den Kriegsſchrecken geſehen hatten. Der Eindruck war groß. Die üble Angewohnheit der Belgier und Franzoſen, ſich mit Nachhuten in Dörfern zu ſetzen und dann nach kurzem Kampf auszurücken, bekam den Ortſchaften ſchlecht. Es blieb ja gar nichts weiter übrig, als ſie „ſturmreif“ zu ſchießen. Die Bevölkernng floh zum Teil und das Dorf brannte ab. In den Trümmern mußten dann die deutſchen Truppen biwakieren. Sie ſuchten mit Mühe einige Bequemlichkeit, aber bei dem Fehlen der Bewohner war es ſchwer, dies in Ordnung durchzuführen. Stellenweiſe war die Sache noch dadurch verſchlimmert worden, daß Nichtuniformierte ſich am Kampf beteiligten oder aus dem Hinterhalt ſchoſſen. Drang man in die Häuſer ein, ſo traf man völlig verſtörte Menſchen. Waren ſie die Täter? Sie leugneten natürlich, meiſt fand man aber die noch warmen Waffen. Sicher iſt ein oder der andere Unſchuldige hierbei dem Tode verfallen, aber *dieſe* Schuld liegt lediglich an der hinterliſtigen Kampfart unſerer Gegner.

Ein Drittes kam hinzu. Es kamen von Feindes Seite Beſtialitäten vor, die unſere Soldaten aufs tiefſte erbitterten. So erinnere ich mich, daß eine kleine Schar Verwundeter in einer belgiſchen Scheune dadnrch getötet war, daß man ihnen erſt den Mund bis zu den Ohren aufgeſchnitten und dann Sägemehl, das zufällig dort lag, hineingeworfen hatte.

Wenn nun aber umgekehrt uns Deutſchen „Greueltaten in Belgien“ vorgeworfen ſind, wovon die fürchterlichſten Photographien — ſie mußten ja wahr ſein? — darüber verbreitet wurden, ſo iſt das eine ungeheure Lüge. Der deutſche Soldat war alles andere als grauſam, und ſchon gar nicht zu Beginn des Krieges. Dazu war die Diſziplin gut und das deutſche Offizierkorps nahm es an Ritterlichkeit mit jedem auf und bewies ſie, auch gegen die Beſiegten und die Bewohner.

Ich ſah bei Antwerpen einmal folgendes Bild. Bei einem Hauſe, um das gekämpft war, fuhr Artillerie auf. Das Haus wurde durchſucht und man fand eine alte, hilfloſe Frau, die vor Entſetzen kein Wort hervorbrachte und wie gelähmt war. Unſere Artilleriſten nahmen die Alte, trugen ſie auf einen entleerten Munitionswagen und legten ſie dort auf Stroh, wobei einer ihr auf Plattdeutſch immerfort zuredete: „Mutterchen, vor uns braucht ihr keine Angſt zu haben!“ Die Frau wurde zurückgefahren und wie ich bei der Rückkehr feſtgeſtellt, hatte ſie im Biwak zu eſſen bekommen und war dann weiter zurück in eine bewohnte Ortſchaft gebracht.

Wiederholt habe ich geſehen, wie Kriegsgefangene, die an der erſten Feldküche vorbeikamen, dort ſofort Kaffee, Brot oder Suppe erhielten. Ja, unſere Leute teilten mit ihnen ihre paar Zigaretten uſw.

Ebenſo habe ich mit eigenen Augen geſehen, wie bei Neuve Chapelle bei gefangenen Engländern Patronen mit abgebrochener Spitze (Dumdumgeſchoſſe) gefunden wurden. Darauf ſtand ſofortige Todesſtrafe bei der Entente wie bei uns. Was geſchah? Jeder Engländer erhielt von dem Feldwebel eine — allerdings geſalzene — Maulſchelle; aber das war alles. Der Truppenkommandeur, der davon erfuhr, winkte mit der Hand ab; ihm war es ebenſo zuwider, Wehrloſe erſchießen zu laſſen.

Ab und zu brach mal der furor teutonicus los. Nach dem Baralongfall — ein Schandmal für Englands Flotte für immer — beſchloß eine Truppe, bei der ich war, keinen Pardon zu geben. Wirklich ſchlugen ſie beim erſten Angriff die vorderſten Gegner zum Teil mit dem Ruf „Baralong“ nieder, dann aber machten ſie, wie gewohnt, ihre Gefangenen. Der Deutſche mordet nicht zum Vergnügen.

Selbſtverſtändlich mögen auch von einzelnen Deutſchen Roheitsakte begangen ſein. Sicher aber nicht halb ſoviel wie bei unſern Gegnern.

Daß im weiteren Verlauf die Scheußlichkeiten unſerer Gegner, namentlich der farbigen Truppen, die das Kopf-, Naſen- und Ohr-

abſchneiden als heimatlichen Kriegsbrauch an unſern Soldaten übten, auch bei uns dazu führte, dieſe ſauberen Kumpane etwas unſanfter zu behandeln, mag richtig ſein. Es war eher zu wenig wie zu viel. Und wenn man an die Gemeinheiten denkt, die unwürdige Vertreter des ritterlichen (?) Frankreichs und des ſtolzen Englands an unſern Kriegsgefangenen verübt haben, an das Prügeln durch Schwarze, an das abſichtliche Hungern- und Frierenlaſſen, an die Mißhandlungen ſelbſt in den Lazaretten, an die körperlichen und ſeeliſchen Mißhandlungen ſogar der Frauen in unſern Kolonien, dann kann man nur bewundernd vor der Unverfrorenheit daſtehen, daß dieſe Völker, deren Angehörige ſolches begingen, ſich mit frommem Augenaufſchlag als Vorkämpfer der Humanität bezeichneten, uns aber, den „Boches", den „Hunnen", alle Scheußlichkeiten andichteten, auf die wir niemals überhaupt gekommen wären.

Daß ſogar Leute, die ſich Deutſche nennen, hierbei Mithilfe leiſteten, iſt eine Tatſache, an der man nur ſchweigend mit brennender Scham vorübergehen kann.

Die Lüge hat geſiegt! Aber ich konſtatiere nur das Faktum, ohne darüber zu moraliſieren. Denn Liſt und Lüge waren im Kriege bisher ſtets „Kampfmittel", und Lord Northcliffe war in ihrer Beherrſchung eben Meiſter. Und unſere Feinde vermochten zu der ganzen Welt zu ſprechen, während wir abgeſchloſſen waren.

Aber, muß man fragen, warum hat die deutſche Regierung, der bergehohes Aktenmaterial über die unglaublichſten Grauſamkeiten unſerer Gegner zur Verfügung ſtand, auch dem deutſchen Volke gegenüber geſchwiegen? Das deutſche Volk hatte doch wohl ein Recht, zu erfahren, wie ſeine Söhne gemartert wurden und vielleicht wäre vielen angeſichts aller dieſer Scheußlichkeiten ſchon früher die Augen darüber aufgegangen, welches Schickſal uns alle bei ungünſtigem Ausgang des Krieges bedrohte. Es iſt faſt unglaublich und klingt wie Hohn, daß Bethmann wie ſeine Nachfolger die Veröffentlichung unterließen, um die „Gegner nicht zu reizen".

Aber auch heute noch hat das Volk ein Recht auf Wahrheit. Weshalb hat die Revolutionsregierung ebenſo geſchwiegen, wie die heutige? Hofft auch ſie den Feind milder zu ſtimmen oder fürchtet ſie den Ausbruch des „furor teutonicus"? Jede ſtarke Regung der Volksſeele wird ja künſtlich niedergehalten.

## Kämpfe der 6. Armee.

Weniger erfreulich ſah es inzwiſchen bei der 6. Armee an der Moſelfront aus. Die Armee war urſprünglich ſehr ſtark gemacht, weil man richtig mit ſtarken feindlichen Angriffen rechnete. Es lag ja auch nahe, daß der Feind verſuchen würde, in Lothringen einzubrechen. Die zwar ſiegreichen, aber verluſtvollen Kämpfe der 6. Armee hatten dieſe Abſicht des Gegners durchkreuzt. Das Gegebene war nun, nach Schlieffens Plan und der Geſamtlage, der 6. Armee nur die nötigſten Kräfte zur Defenſive zu belaſſen und alles Verfügbare hinter den rechten Heeresflügel (1. und 2. Armee) zu ſchieben bzw. in den Armeen nach rechts zu rochieren. Ein Angriff durch das waldige Berggelände an der Moſel, beſonders ſüdlich Toul, war, wie ſchon oben erwähnt, ſehr ſchwierig, außerdem fehlten ihm eben, ſelbſt im Fall des Gelingens, die Nachſchubmöglichkeiten, d. h. Eiſenbahn und gute Wege.

Dieſe gingen über Toul. Ferner bedrohte Toul immer den Vormarſch in der Flanke. Es hätte alſo mit weggenommen werden müſſen. Die Wegnahme von Toul gleichzeitig mit einem Angriff ſüdlich der Feſtung war aber mit den vorhandenen Kräften und artilleriſtiſchen Mitteln nicht zu leiſten. Es mußte alſo vorher genommen werden. Die 6. Armee (Kronprinz Rupprecht von Bayern) hielt gleichwohl an dem Gedanken des Angriffs gegen die Moſellinie feſt. Sie meldete auch mehrmals den Tag des beabſichtigten Angriffs ſchob dann aber ſelbſt im letzten Augenblick den Entſchluß wieder hinaus. Moltke fand den Mut zu einem klaren Befehl zur Aufgabe des Angriffs nicht, trotz aller Vorſtellungen innerhalb der O.H.L.

Endlich bekam ich wenigſtens den Auftrag, nach Dieuze zum A.O.K. „zur Beſprechung" zu fahren. Ich fand beim A.O.K. alles, nur keine einheitlichen Abſichten und fuhr infolgedeſſen (über das zerſtörte Fort Manonviller, wo die 42 cm ſchöne Arbeit gemacht hatten) zur Front vor. Augenſchein und Ausſprache mit Offizieren, die ich unterwegs traf, zeigte, daß die Truppen zuſammengeſchmolzen und gar nicht mehr angriffsfähig waren. Anderſeits äußerten Frontoffiziere, im Gegenſatz zur Anſicht des A.O.K.s, daß der Feind nur noch ſchwache Nachhuten ſtehen habe, der Reſt alſo wohl „abtransportiert" werde.

Eine Beſprechung am Abend beim A.O.K. hatte wieder das Ergebnis, daß man an dem Angriff auf die Moſellinie feſthielt, außerdem wurde

die Frage eines gewaltſamen Angriffs auf das Plateau von Nancy-Frouard, d. h. die Südfront von Toul beſprochen. Toul war tatſächlich ſchwach armiert und beſetzt. Die permanenten Bauten waren dagegen ſehr ſtark, aber für unſere ſchwerſte Artillerie kein abſolutes Hindernis. Der Angriff war alſo an ſich möglich, und zwar mit verhältnismäßig ſchwacher Infanterie. Aber er hatte doch nur Zweck, wenn eine Forcierung der Moſellinie folgen ſollte und konnte. Andernfalls bedeutete er nur eine im Augenblick ungerechtfertigte weitere Zerſplitterung der Kräfte, deren wir auf dem rechten Heeresflügel ſo dringend bedurften.

Ich fuhr zurück und meldete, daß ein Angriff auf die Moſellinie m. E. ausſichtslos, ein ſolcher gegen Nancy-Frouard zwar möglich, aber im Augenblick nicht zu rechtfertigen ſei. Am Schluß fügte ich hinzu, daß zwar das A.O.K. die Anſicht feſt verträte, der Gegner ſtehe an der Moſel noch in voller Stärke, daß aber ein Generalſtabsoffizier des A.O.K. mir vertraulich geſagt habe, der Feind ſei im Abtransport und habe wahrſcheinlich nur noch Nachhuten ſtehen. Dies letztere war beſonders wichtig, denn, wenn der Gegner ſeine Hauptkräfte abtransportierte, ſo mußten wir mit Angriffsabſichten ſeinerſeits auf dem andern Heeresflügel nunmehr beſtimmt rechnen. General von Moltke ſchloß ſich meiner Anſicht an, aber — ein Befehl an die 6. Armee ging nicht heraus.

Es wurde an der Moſel weitergekämpft und mit dem Angriff gegen Toul und Moſellinie kokettiert. Die prachtvollen Korps ſchmolzen noch mehr zuſammen und der rechte Heeresflügel bekam keine Verſtärkung. Es hat ſich bitter gerächt! Es war die erſte ſchwere Enttäuſchung in dieſem Kriege; man ſah ein Unheil kommen und alle Verſuche, es abzuwenden, ſcheiterten an der Unentſchloſſenheit Moltkes und ſeiner Berater. Denn im übrigen dachte der größere Teil der jüngeren Mitglieder der Operationsabteilung wie ich.

## Die Marnekataſtrophe.

Der rechte Heeresflügel näherte ſich in Gewaltmärſchen Paris. Die 1. Armee hatte ſich von der 2. abgeſetzt und war vorgeprellt. Sie hatte damit gegen den Befehl der O.H.L. gehandelt, die eine Lücke zwiſchen 1. und 2. Armee für bedenklich hielt. Aber die 1. Armee hatte dabei gute Gründe, ſie wollte gegen die linke Flanke des weichenden Gegners operieren, und die Lage gab ihr damals ein Recht, ſo zu handeln. Man

muß ſchon wagen, um zu gewinnen! Die Stimmung war glänzend, aber der Mannſchaftsbeſtand ſchwach, da Erſatz und Marſchkranke nicht nachkamen. Ebenſo ging die Munition aus. Die Gegner waren ſtark erſchüttert, aber noch nicht vernichtend geſchlagen.

Da kam aus Paris heraus ein kräftiger Vorſtoß gegen die inneren Flügel der 1. und 2. Armee und die dazwiſchen klaffende Lücke. Die A.O.K.s, die immer nur ſelbſt angreifend die gewaltige Kraft der Verteidigung noch nicht erkannt hatten, wurden plötzlich zaghaft. Es gingen Hilferufe an die O.H.L. Auch hier ſah man auf der Karte wie gebannt nur auf die Lücke zwiſchen 1. und 2. Armee. Die Schwäche Moltkes und ſeiner Berater zeigte ſich in dieſem erſten wirklich ſchweren Augenblick. Der Major Hentſch erhielt Befehl, zur 1. und 2. Armee zu fahren und je nach der Lage dort im Auftrage der O.H.L. Anordnungen zu treffen. Hentſch fuhr. Das Ergebnis war der Rückzugsbefehl, der dann auch auf die benachbarten Armeen übergriff, wie ein paniſcher Schrecken.

Die Geſchichte verſucht jetzt, die Vorgänge zu klären. Das aber iſt ſchwer, da das meiſte mündlich verhandelt iſt und die meiſten Hauptbeteiligten (Hentſch, Moltke uſw.) tot ſind. Die einige Zeit ſpäter eingeforderten Berichte ſind alle, wie gar nicht anders möglich, ſubjektiv. Ich kann daher auch nur meine damalige Auffaſſung wiedergeben.

## Urſachen der Marnekataſtrophe.

Die Hauptſchuld liegt an dem Verlaſſen des Schlieffenſchen Planes. Er verlangte, daß der linke Heeresflügel defenſiv blieb, daß der rechte möglichſt ſtark gemacht wurde und ihm ſtarke Reſerven rechts geſtaffelt folgten. Statt des Schlieffenſchen Planes hatte man nun von der „doppelten Umfaſſung" geträumt, hatte demgemäß auch den linken Heeresflügel angreifen laſſen. Das letztere mißglückte unter ſchweren Verluſten (ſ. Seite 53, 54) und der Erfolg war ſomit nur der, daß der rechte Heeresflügel nicht verſtärkt werden konnte. Hinzu kam auch, daß zwei, nach dem Fall Namurs freigewordene Armeekorps, von Ludendorff gar nicht verlangt, nach dem Oſten gingen, ſtatt auf dem rechten Flügel zu folgen. Es entlaſtet die O.H.L. nicht, daß die betreffenden Armeen damals die Abgabe der Korps nach dem Oſten für zuläſſig hielten. Die Armee konnte die Geſamtlage nicht überſehen. Die Korps kamen für Tannenberg zu ſpät, im Weſten fehlten ſie entſcheidend.

Dies alles lag aber weiter zurück. Was hätte im Augenblick geſchehen können? Die 2. Armee hätte m. E. ihren rechten Flügel, ihn gleichzeitig verlängernd, zurückbiegen ſollen, bis das VII. Korps, das bei Maubeuge frei geworden war, herankam und den Erfolg ihres rechten Flügels ausnützen. Außerdem ließen ſich wohl von der 3. Armee, wenn auch ſchwache, Kräfte nach rechts ſchieben. Vor allem aber hätte die 1. Armee m. E. ihren einmal gefaßten Entſchluß auch konſequent durchführen ſollen, um die Flanke des Ausfalls zu faſſen. Sie mußte alſo mit ihrem ſiegreichen rechten Flügel weitergehen und dabei links eindrehen. Die 1. Armee hat dies ungefähr auch beabſichtigt, mußte aber davon Abſtand nehmen, weil der Rückzug der 2. Armee inzwiſchen bereits befohlen war und begonnen hatte.

Es bleibt alſo nur die Frage, wer hat dieſen Rückzug der 2. Armee verantwortlich angeordnet, war der Befehl ohne Anhörung der 1. Armee nicht voreilig und weshalb ließ er ſich nicht noch abändern? Ob eine volle Klärung dieſer letzten Endes entſcheidenden Frage möglich iſt, muß dahingeſtellt bleiben.

Hätten 1. und 2. Armee in enger Verbindung und, wie vorſtehend angegeben, gehandelt, ſo wäre die ſchwache franzöſiſche Vorſtoßtruppe wahrſcheinlich zum Stehen gebracht und ihrerſeits in die Defenſive gedrängt. Ein ernſtlicher Fehlſchlag war für uns, wie die Sachen lagen, nicht zu fürchten.

Ich möchte indes ſagen, daß dieſe Ueberlegungen post festum ſehr einfach ſind, wo man die beiderſeitigen Stärkenverhältniſſe kennt. Man mußte aber damals ſchließlich damit rechnen, daß der Feind noch weitere Kräfte zur Verfügung hatte. Dann konnte die 1. Armee, wenn ſie links eindrehte, in eine ſehr üble Lage kommen.

Die übrigen Armeen, insbeſondere die 5., die gerade die Argonnen paſſiert hatte, mußten jedenfalls, unabhängig von den Vorgängen bei der 1. und 2. Armee, ſcharf anpacken und weiter vorzugehen ſuchen. Wie weit das möglich war, iſt ſchwer zu ſagen, aber man muß feſthalten, daß die Truppen vorwärts wollten und den Rückzugsbefehl einfach nicht verſtanden haben.

Ob wir Paris noch bekommen hätten, mag fraglich ſein, übrigens wäre der Vormarſch ſpäteſtens bei Paris doch zum Stehen gekommen, da der Nachſchub an Erſatz, Munition und Geräten abgeriſſen war und da das Nachbauen der Bahnen, infolge der vielen gründlich zerſtörten

Brücken nur langsam vorwärts ging. Jedenfalls waren aber die Panik und der Rückschlag m. E. zu vermeiden und wir hätten mit unserer Linie etwa bis an die Marne-Seine-Somme kommen können. Diese Linie war kürzer und gab uns den Kanal in die Hand. Der Krieg hätte dann vielleicht nicht mehr Jahre gedauert! Daß ohne den Marnerückzug der Krieg aber in wenigen Monaten siegreich zu Ende gewesen wäre, das ist eine Utopie.

Deprimierender bleibt freilich die Ueberlegung, wie alles verlaufen wäre, wenn wir Schlieffen gefolgt wären. Wären, was bei starrer Defensive des linken Heeresflügels möglich war, einige Armeekorps auf dem rechten Flügel mehr gewesen, so konnte man nicht nur die Lücke zwischen 1. und 2. Armee schließen, man konnte auch rechts gestaffelt etwa 3—4 Armeekorps folgen lassen und dann stand am 10. September 1914 das deutsche Heer in Paris und hätte wohl nach einer Atempause seinen Siegesmarsch fortsetzen können. *Wie weit*, bleibt natürlich fraglich. Der *Endsieg* war auch dann noch nicht gewonnen.

*Das eine* aber muß festgestellt werden. Trotz der — hinterher erkennbaren — Fehler der Führung wäre die Marnekatastrophe nicht nur nicht gekommen, sondern *der Endsieg war da*, wenn Deutschland wirklich seine Wehrkraft ausgenutzt und nicht am Heer gespart hätte. Und anderseits war, wie die Verhältnisse 1914 wirklich lagen, der Endsieg noch lange nicht gewonnen, selbst wenn wir die Marnekatastrophe vermieden hätten. Daß man sie hätte vermeiden sollen und können, daß wir dann wesentlich bessere Chancen hatten, bleibt natürlich sicher.

## Uebergreifen der Panik auf die O.H.L. und das Heer. Ersatz Moltkes durch Falkenhayn.

Die Panik ergriff fast das ganze Heer, oder besser, einen großen Teil seiner Führer. Am schlimmsten aber sah es bei der O.H.L. aus. Moltke war völlig zusammengebrochen. Er saß bleich vor der Karte, apathisch, — ein gebrochener Mann.

Der General von Stein erklärte zwar, „man dürfe den Kopf nicht verlieren", griff aber nicht durch. Er war selbst unsicher und sprach auch aus „man könne nicht wissen, wie die Sache abläuft".

Tappen war kalt wie immer, er fühlte sich wohl in gewissem Sinne schuldfrei, war es wohl auch, denn die Nerven hat er nie verloren. Aber

daß er hier hätte handeln, daß er ſich von H., D. und F. hätte freimachen müſſen, war ihm wohl auch nicht klar.

Wir Jüngeren wurden nicht gehört, aber wir kamen überein, daß jetzt etwas Durchgreifendes geſchehen müſſe. Der General S. wurde eingehend unterrichtet, ſchloß ſich uns an und ging zum Chef des Militärkabinetts. Der Erfolg war, daß der Kriegsminiſter von Falkenhayn die Leitung übernahm.

Wie der Kaiſer auf ihn verfallen iſt, wird wohl ſtets unklar bleiben. General von Moltke blieb zwar äußerlich noch, aber er war ſo gut wie ausgeſchaltet. Der General von Stein bekam ein Armeekorps. Tappen blieb leider in der O.H.L.

Die Aera Falkenhayn begann.

Falkenhayn hatte große Vorzüge. Seine Arbeitskraft war unbegrenzt. Er faßte leicht, begriff raſch, hatte ein gutes Gedächtnis und entſchied ſich ſchnell. Aber, ſei es weil ihm die ſichere Grundlage fehlte, ſei es weil ihm die Intuitivität des Feldherrn mangelte, es waren oft halbe Entſchlüſſe, und auch in dieſen ſchwankte er. Im übrigen war er ſehr gewandt und verſtand die Menſchen zu nehmen und auszunutzen, ohne daß ſie es merkten. Im perſönlichen Verkehr war er ſtets liebenswürdig, aber oft kalt und meiſt ironiſch. Alles in allem war er eine ungewöhnliche Natur, die ſicher einen glänzenden Staatsmann, Diplomaten oder Parlamentarier abgegeben hätte, der Feldherr lag ihm am wenigſten.

Falkenhayn kam, man muß das zugeben, unvermittelt in eine äußerſt geſpannte Situation, die raſches Handeln verlangte und keine Zeit ließ, ſich gründlich in die ihm unbekannten Urſachen und Wirkungen hineinzuverſetzen. Er war alſo auf Fragen angewieſen und er fragte reichlich, leider auch Leute, die alles andere wie entſchloſſen waren. So gab er ſogar dem Drängen des Generals Schmidt von Knobelsdorff, Chef bei der 5. (Kronprinzen) Armee, nach und geſtattete auch dieſem den Rückzug, weil angeblich in den Argonnen kein Widerſtand möglich ſei, in denſelben Argonnen, um die ſpäter jahrelang gekämpft wurde.

Auch die Côte lorraine wurde geräumt und Verdun, das mit Sicherheit im Handſtreich erlegen wäre, bekam ſo wieder Luft.

Der glänzende Angriffs- und Vernichtungsgedanke Schlieffens gegen die weſtlichen Gegner war endgültig erledigt. Wie oft mag des großen Schlieffen Name in dieſer Zeit genannt ſein. Aber dieſer Mann

war schon heimgegangen, verkannt und verbittert, er, der allein Deutschland zu schnellem Siege geführt hätte. Und sein einziger Schüler, der es auch geschafft hätte, Ludendorff, saß, auch nicht auf Rosen gebettet, im Osten.

## Uebergang zum Stellungskrieg.

Jetzt war guter Rat teuer. Im Osten drohte zwar keine unmittelbare Gefahr, aber Rußland war an sich ungebrochen. Im Westen konnte man sich halten, mehr aber auch nicht, und so kam es hier zum „Stellungskrieg". Man hat oft erklärt, der Stellungskrieg sei aus der gesteigerten Waffenwirkung heraus entstanden und werde daher auch in Zukunft die Regel sein.

Das ist m. E. grundfalsch. Er ist vielmehr einfach der Gleichgewichtszustand, der eintreten muß, wenn kein Gegner so erheblich an Personal, Gerät und Führung überlegen ist, daß er in großem Stil angreifen kann.

Zuzugeben ist, daß die gesteigerte Waffenwirkung zunächst der Defensive zugute kommt. Man kann große Gefechtsbreiten *für einige* Zeit mit schwachem Menscheneinsatz halten, die schnellfeuernden Handwaffen und Geschütze ersetzen eben die fehlende Zahl Menschen. Infolgedessen ist der Gleichgewichtszustand im Stellungskrieg auch noch beständig, wenn der eine Gegner bereits wieder ein gewisses Uebergewicht hat. Wenn nun, wie es im Westen der Fall war, beide Gegner sich Zug um Zug an Gerät und Personal verstärken und ihre Taktik auf die technischen Fortschritte bei sich und dem Gegner einstellen, so kann der Gleichgewichtszustand lange Zeit, selbst Jahre, anhalten, wie es in diesem Kriege der Fall gewesen ist.

Aber sobald der eine Teil so stark überlegen ist, daß er mit seinen Waffenwirkungen den Gegner zertrümmern kann und daß er mit nachstoßenden Truppen doch die feindliche Linie durchbricht, ist der Stellungskrieg bei starker Führung zu Ende. Der Angreifer, der die Wahl der Angriffsstelle hat, kämpft dann unter den günstigeren Verhältnissen und mit geringeren Opfern, die Stärke der Defensive schwindet dahin und das dafür eingesetzte Personal und Gerät wird rettungslos zerschlagen, wenn der andere genügend Kampfmittel, besonders Munition hat.

Der alte Grundsatz von der Ueberlegenheit des Angriffs ist daher nach wie vor und wahrscheinlich für immer gültig, sofern beide Gegner

gleichwertig ſind und taktiſch richtig handeln. Insbeſondere muß der Angriff ſachgemäß erfolgen, d. h. derart, daß die Verteidigung nicht mehr oder nur ſchwach in Aktion treten kann, wenn die Angriffsinfanterie das verteidigte Gelände in Beſitz nimmt. Hierzu gehört die Ueberlegenheit an Mitteln, die dies leiſten, mag man es nun mit Artillerie, mit Gas, Tanks oder ſonſt etwas verſuchen; mit einem Wort: das Material, die Kriegsmaſchine, nicht der Menſcheneinſatz, muß den erſten und wichtigſten Teil des Angriffs leiſten. Der zweite Teil, die Inbeſitznahme des Geländes, erfordert um ſo geringere lebende Streitkräfte, je beſſer der erſte Teil geglückt iſt.

Der Verteidiger kann natürlich verſuchen, ſich der Wirkung der feindlichen Kampfmittel zu entziehen, namentlich indem er durch Tiefengliederung uſw. viele kleine Ziele ſchafft, um die Wirkung zu verzetteln, und indem er für Schutz gegen die feindlichen Mittel ſorgt, was durch Deckungsbau, Gasſchutzmasken uſw. erfolgt. Aber alle dieſe Maßnahmen ſind in ihrer Wirkſamkeit von begrenztem Nutzen, da ſie ſchließlich ein Maß von Menſchen und Gerät verlangen, was der Verteidiger eben nicht hat. Denn, wenn er es hätte, könnte er ſelbſt Angreifer ſpielen.

Wer alſo in künftigen Kriegen obſiegen will, muß ſich, wie bisher mit Ueberlegenheit von Perſonal und Gerät, vor allem aber mit richtiger Taktik auf Angriff einſtellen.

Ich habe dieſe Betrachtung hier eingeſchoben, einmal, um falſchen Anſichten entgegenzutreten, namentlich aber, um das Verſtändnis dafür zu wecken, was nun, nachdem der Stellungskrieg begonnen hatte, auf beiden Seiten inſtinktiv richtig angeſtrebt wurde, nämlich ſich die Ueberlegenheit an Truppen und Gerät zu ſchaffen, um zum Angriff übergehen zu können. Freilich, die taktiſch richtige Auswertung dieſes Gedankens hat auf beiden Seiten lange gedauert und viel unnützes Blut gekoſtet.

## Aufſtellung neuer Truppen und Steigerung der Munitionserzeugung.

Falkenhayn veranlaßte (er war ja gleichzeitig Kriegsminiſter) die Aufſtellung neuer Truppen. Leider kamen ſie zu übereilt ins Feld, ſo daß dieſe jungen Formationen ungenügend ausgebildet waren.

Zugleich gab Falkenhayn den Auftrag, die Munitionserzeugung zu steigern. Ich sollte durch persönliche Fühlung mit der Industrie ebenfalls dahin wirken. Der Munitionsmangel war bereits bedrohlich, denn die Vorräte schwanden und die Neufertigung war infolge des Friedenssparsystems des Kriegsministeriums ganz gering. Nach Schätzung des Vorsitzenden des Vereins der deutschen Eisen- und Stahlhüttenleute, Dr. ing. Schröters, eines hochverdienten Mannes, war im Herbst 1914 die Eisen- und Stahlindustrie nur mit wenigen Prozenten ihrer Leistungsfähigkeit für Kriegszwecke tätig. Es war auch gar kein besonderer Druck auf die Industrie seit Kriegsbeginn ausgeübt, ja stellenweise war gewarnt, sich nicht auf große Neufertigungen einzulassen. Offenbar hatte man während des Vormarsches geglaubt, das Kriegsende sei ganz nahe.

Es gab für mich unerquickliche Zeiten, denn das bureaukratische Kriegsministerium fühlte sich hochgradig in seiner Würde verletzt, weil es sich bevormundet glaubte. Unsere dringenden Vorstellungen auf dauernd zu steigernde Munitionsherstellung wurden damit beantwortet, „daß dies eine Schraube ohne Ende sei“ [1]). Ich konnte nur erwidern, „daß dies stimme und daß es bei der Entente genau so sei. Es komme nur darauf an, wer die Schraube schneller anziehe und es länger aushalte“.

Daß der Krieg mehr und mehr ein Materialkrieg wurde, das wollte man noch nicht einsehen, weil es — Geld kostete. Und das Geld mußte zudem noch am Königsplatz von den Parteien erbeten werden. In allen andern Ländern ging das anstandslos und glatt. Bei uns hieß Geldbedarf politischer Kuhhandel, der unter dem Gesichtspunkt zum Austrag kam: das Reich braucht Geld; wie verkaufe ich meiner Partei Zustimmung politisch am teuersten.

Aber die Industrie, vorweg Geheimrat Duisberg von den Farbwerken Bayer in Leverkusen, Professor Rausenberger von der Firma Krupp und viele andere, griffen zu. Sie leisteten in wenigen Monaten Ungeheures. Vor allem aber nahm sich Geheimrat Haber der Fabrikation des Salpeters (nach seinem Hochdrucksyntheseverfahren) an. Der Salpeter war ja einfach die Vorbedingung für unsere Pulver- und Sprengstofferzeugung, zugleich unentbehrlich für die landwirtschaftliche Produktion. Die Sache kam allmählich in Gang, so daß ich nach einigen Monaten

1) Wörtlich vom Kriegsministerium an die O.H.L. geschrieben.

meine undankbare, aber erfolgreiche Arbeit in dieſer Hinſicht einſtweilen wieder aufgeben konnte. Ich komme noch an anderen Stellen auf die genannten drei Männer, die ſich im Kriege ſo unermüdlich ſchaffend bewährt haben, zurück.

## Verlängerung unſerer Weſtfront auf dem rechten Flügel.

Der rechte Heeresflügel hing in der Luft, genau ſo wie der linke des Gegners. Es konnte nicht ausbleiben, daß nun, nachdem die Front zum Stehen gekommen war, jeder Gegner den andern zu überflügeln oder ſich gegen deſſen Ueberflügelung zu ſchützen ſuchte. Es begann damit eine Verlängerung der Front, die ſich ſchließlich bis zum Meer ausgedehnt hat. Bei der Heranführung der Truppen und des Nachſchubs auf dem rechten Heeresflügel begannen die belgiſchen Bahnen ſüdlich Antwerpens eine einſchneidende Rolle zu ſpielen.

## Wegnahme Antwerpens.

Solange nun Antwerpen und der nördliche Teil Belgiens bis zum Kanal in der Hand des Feindes war, zudem noch mit geſicherten Nachſchubmöglichkeiten von See aus, beſtand die dauernde Bedrohung der deutſchen rückwärtigen Verbindungen auf dem rechten Heeresflügel. Es war nötig, ſtarke Sicherungstruppen dagegen ſtehen zu laſſen.

Die Wegnahme Antwerpens war alſo an ſich geboten. Anderſeits erſchien es nicht möglich, genügend Truppen und Artillerie freizumachen, um dieſe, nach vieler Leute Anſicht, ſtärkſte Feſtung der Welt zu nehmen. Ich hatte von Maubeuge her die Ueberzeugung, daß die ganz überwiegend auf Panzerforts aufgebaute Verteidigung leicht durch ſchwerſte Artillerie lahmzulegen ſei. Außerdem war nicht anzunehmen, daß die Belgier ſich in den Zwiſchenlinien beſonders gut ſchlagen würden. Aber jede Woche konnte engliſchen Zuzug bringen und deshalb tat Eile not. Endlich gelang es mir, Falkenhayn, der ſelbſt auf die Wegnahme Antwerpens größten Wert legte, zu überzeugen, daß nur geringe Kräfte nötig ſeien. Der Befehl zur Wegnahme Antwerpens erfolgte an General von Beſeler.

Exzellenz von Falkenhayn fragte zuletzt nochmals, wieviel Zeit ich für nötig hielte. Ich erwiderte „8 Tage von der Feuereröffnung der

ſchwerſten Artillerie an". Er lachte und ſagte etwa: „Sie Optimiſt, nun ſagen Sie das auch ſelbſt zu Beſeler und wehe, wenns länger dauert."

Es begann nun eine ebenſo anſtrengende wie intereſſante Zeit. Ich fuhr des öfteren zwiſchen Hauptquartier und Brüſſel — dem Sitz Beſelers — hin und her, kratzte alles an ſchwerer Artillerie, Munition uſw., was zu kriegen war, mühſam zuſammen, aber es blieb verteufelt wenig. Ich muß ehrlich ſein und geſtehen, daß ich ſelbſt oft an der Einlöſung meines Wortes zweifelte, aber ich zeigte überall Ruhe und Sicherheit. So gewann ich allmählich mehr und mehr an Boden mit der Anſicht eines abgekürzten Angriffs, aufgebaut auf der maſſiven Wirkung der ſchwerſten Artillerie.

Speziell der General der Artillerie im Stabe Beſelers, Generalleutnant Borkenhagen und ſein Adjutant, der mir befreundete Major Buchholz, gingen ganz darauf ein; und ſo gelang es denn, die entgegenſtehenden Anſichten derer, die am liebſten mit Sappenangriff vorgegangen wären oder den Angriff überhaupt für Unſinn hielten, niederzuſchlagen.

Was ich gehofft hatte trat ein. Es gelang mit den paar Diviſionen und einigen Landwehrbrigaden die Einſchließungslinien im Süden ſchnell ſo weit vorzudrücken, daß die ſchwerſte Artillerie ihr Feuer gegen die Panzerforts der Außenlinien eröffnen konnte. Die Belgier ſchlugen ſich jammervoll ſchlecht. Gelang es doch ſogar der Marinebrigade, d. h. einer aus älteren Marinejahrgängen zuſammengeſetzten Truppe, die vom Landkrieg keinen Schimmer hatte und deren Leute vielfach überhaupt nicht mit dem Gewehr ausgebildet waren, Mecheln zu nehmen.

Die Außenforts erlagen ſchnell dem 42 cm- und 30 cm-Feuer. Die Zwiſchenlinien fielen im erſten Anſturm, und nun war man nahe genug, um zum Bombardement zu ſchreiten. Zwar waren dafür zunächſt nur ein paar 15-cm-Kanonen in Schirmlafette vorhanden, aber ich ſchätzte, die Belgier würden kaum Luſt haben, ihr ſchönes Antwerpen lange beſchießen zu laſſen. Es ſtimmte auch das! Antwerpen kapitulierte nach 36 ſtündigem Bombardement!

Ich erfuhr die Kapitulation unter geradezu dramatiſchen Umſtänden. Ich war am Morgen zu einer ſchwerſten Batterie gefahren, die Stellungswechſel nach vorn gemacht hatte, um ſich am Bombardement zu beteiligen und dieſem etwas mehr Nachdruck zu geben.

Die „dicke Berta" ſtand ſchußbereit, wartete aber noch auf Befehl zur Feuereröffnung. Im Vorfelde herrſchte nur geringe Gefechtstätigkeit, plötzlich hörte man aus der Ferne Rufen, das die Front entlang und nach rückwärts ſich fortpflanzte. Als es näher kam glaubte ich „Hurras" zu vernehmen, zugleich verſtummte das Feuer. Ein freudiger Schreck durchzuckte mich, denn daß ich die ganzen Tage über innerlich doch in höchſter Spannung gelebt hatte und auch öfters von argen Zweifeln geplagt war, wird man mir glauben. Noch ein paar bange Minuten, dann kam die Beſtätigung „Antwerpen hat kapituliert. Die Herren ſind bereits nach Thieldonck zur Verhandlung gefahren".

Schleunigſt gings ebenfalls dorthin. Die Verhandlungen waren ſchon im vollen Gange, es folgte ein einfaches Frühſtück und dann trug mich mein Auto ins G.H.Qu. Da die Fernſprechverbindungen von Thieldonck nach Mezières, wie damals ſehr oft, nicht arbeiteten[1]), ſo kam ich als erſter mit der Freudenbotſchaft zu Falkenhayn. Er nahm ſie äußerlich kühl auf, aber er war doch tief bewegt. Da es Abendtiſchzeit war, nahm er mich mit in den Eßſaal, wo ich neben ihm Platz nehmen mußte. Mit kurzen Worten teilte Falkenhayn den Anweſenden das Geſchehene mit, die Gläſer klangen, ein dreifaches Hurra — und eine Stunde ſpäter ſaß ich wie ſonſt im Bureau und erledigte die allmählich etwas aufgeſpeicherte Arbeit bis tief in die Nacht.

Für mich war es einer der ſchönſten Tage meines Lebens!

Antwerpens Fall gab uns Ellbogenfreiheit, aber die belgiſche Armee war entkommen. Es war nicht gelungen, Truppen frei zu machen, die ihr rechtzeitig den Abzug verlegten. Ehe Beſeler folgen konnte, hatten die Belgier erheblichen Vorſprung. Immerhin hätte man doch noch vieles faſſen können, wenn man Beſelers Angriffstruppen mit ſtarker ſchwerer Artillerie ſofort zur Verfolgung in Richtung Dünkirchen angeſetzt hätte. Beſeler ſelbſt beabſichtigte dies, aber die O.H.L. griff ein. Beſeler wurde der neugebildeten 4. Armee zugeteilt.

## Angriffe bei Ypern.

Die neue 4. Armee war zum großen Teil aus den friſch aus der Heimat gekommenen Neuformationen und zudem aus nur flüchtig ausgebildetem

1) Es handelte ſich meiſt um Sabotage durch belgiſche Einwohner. Leider gingen wir dagegen viel zu milde vor.

Erſatz zuſammengeſtellt. Die taktiſche Leiſtungsfähigkeit der Truppen war daher vollkommen unzureichend, Stimmung und Begeiſterung dagegen wundervoll. Fehlerhaft war wohl auch, daß die ſehr zahlreiche ſchwere Artillerie Beſelers faſt reſtlos auf die Verbände verteilt wurde und ſo an keiner Stelle ſtark genug war, um entſcheidend zu wirken. Dazu war nun auch der Munitionsmangel allmählich bedrückend geworden.

Man erwartete von dieſer Armee, daß ſie auf dem rechten Heeresflügel die Entſcheidung bringen ſollte. Es erfolgten die Angriffe bei Ypern. Nicht genügend artilleriſtiſch vorbereitet, und von den unerfahrenen Truppen unſachgemäß ausgeführt, koſteten ſie die entſetzlichſten Blutopfer. Erreicht wurde herzlich wenig. In Deutſchland ſchrie man auf vor Schmerz und Empörung, der „Kindermord von Ypern" erregte längere Zeit alle Gemüter.

Ich ſelbſt war Zeuge eines gegen Langemark angeſetzten Angriffs. Alle mündlichen Vorſtellungen im H.Qu. bei dem A.O.K., das ſich ſeiner allerdings hochwichtigen Aufgabe voll bewußt war, waren vergebens geweſen. So fuhr ich nach vorn und fand bei allen Stäben die vollſte Hoffnungsloſigkeit — aber da der Angriff vom Oberkommando in ſehr harten Worten befohlen war, ſo ſollte er ſtattfinden. Gott ſei Dank ſiegten ſchließlich doch die Vorſtellungen namentlich Exzellenz von Beſelers, der Angriff wurde eingeſtellt.

Bei meiner Rückkehr ins G.H.Qu. konnte ich nur melden, daß dieſe Armee zu nichts mehr in der Lage ſei. Der Offenſivgedanke im Weſten wurde dann einſtweilen begraben; die Front verlängerte ſich bis an die See.

Das Verſagen der 4. Armee iſt nicht, was ſcharf betont werden muß, Schuld des A.O.K.s oder der Truppe. Es bewies ſich hier erſtmalig, daß Truppenimproviſationen nie an regulär ausgebildete Truppen heranreichen. Der zu ſchwache Stand unſeres Friedensheeres, namentlich an Offizieren und Unteroffizieren, die Unterlaſſung einer wenn auch oberflächlichen Ausbildung ſämtlicher Wehrfähigen und Mangel an Waffen, Ausrüſtung und Bekleidung, alles Sünden des Reichstags und der Regierung, begangen trotz aller Vorſtellungen des Generalſtabes — ſie wurden hier mit koſtbarſtem Blut bezahlt.

## Wintermonate 1914/15.

Die nächſten Monate verliefen im Weſten ziemlich ruhig hinſichtlich der Kampftätigkeit, im übrigen brachten ſie Arbeit über Arbeit.

Die 5. Armee kokettierte mit einem Angriff auf Verdun. Er war nach den Erkundungen, an denen ich mich beteiligen konnte, abſolut ausſichtsvoll und wurde daher von der O.H.L. genehmigt und befohlen. Freilich die Munition, die gegeben werden konnte, war knapp und ſo koſtete es viel Zurede, um den Angriff ſchmackhaft zu machen.

Plötzlich traf ein Bericht des Kronprinzen an den Kaiſer ein, worin das A.O.K. völlig umfiel und den Angriff mit den zur Verfügung geſtellten Mitteln für ausſichtslos erklärte, wenn nicht beſtimmte Forderungen an Munition, Artillerie erfüllt würden. Das war unmöglich. Im Aerger ſchrieb ich als Vortragsnotiz: „Wenn die Armee ſelbſt kein Vertrauen hat, muß man verzichten.“ Und am Mittag bereits war die Aufgabe des Angriffs befohlen.

Daß der Angriff, wie der auf Antwerpen, gelungen wäre, iſt mir ſicher. Eine Kriegsentſcheidung hätte er ja allerdings nicht gebracht, aber der moraliſche Erfolg wäre ſehr angenehm geweſen. Zudem wäre unſere Linie verkürzt und unſere Lage für den weiteren Kriegsverlauf weſentlich verbeſſert worden.

Die Schuld an dem plötzlichen Stimmungswechſel beim A.O.K. trug wohl der Chef des A.O.K.s, General Schmidt von Knobelsdorff, derſelbe Mann, der nach der Marne-Ourcq-Schlacht nicht ſchnell genug durch die Argonnen zurück konnte und der 1916 ſoviel Schuld an dem Mißlingen des Angriffs auf Verdun tragen ſollte, wofür man dann den Kronprinzen fälſchlich verantwortlich machte.

## Gaskampfmittel.

In die Wintermonate fielen auch die erſten Anfänge des Gaskampfes. Gaskampfmittel ſind an ſich uralt. Die Chineſen haben vielleicht ſeit Tauſenden von Jahren Stinktöpfe verwendet, auch Byzanz hatte neben dem griechiſchen Feuer Gaskampfmittel. In moderner Form hatten es die Franzoſen ſeit einigen Jahren im Heer in Geſtalt von Hand- bzw. Gewehrgranaten. Wir bekamen franzöſiſche Blindgänger in das Hauptquartier von der Front geſandt. Freilich waren dieſe Granaten ziemlich

unwirksam, indes weshalb sollte die deutsche Chemie nichts Besseres schaffen? Jedenfalls folgten wir trotzdem nur den Spuren unserer Gegner.

Davon ausgehend, daß unsere Artillerie die feindliche Artillerie und Infanterie namentlich bei eigenem Angriffe nicht genügend niederhalten konnte, waren zwei Wege zur Abhilfe möglich, nämlich eine ungeheure Vergrößerung der Artillerie (die zu schaffen natürlich viel Zeit erforderte) und Verwendung einer Munition, die speziell im Stellungskrieg besser den Gegner, wenn auch nur vorübergehend, außer Gefecht setzte. Der erste Weg war damals aussichtslos, es gelang erst unter Ludendorff, ihn zu beschreiten (s. Seite 121, Hindenburg-Programm). Für den zweiten Weg erfolgten die ersten Ueberlegungen mit dem Geheimrat Nernst im G.H.Qu., später traten Geheimrat Haber und Geheimrat Duisberg mit ein.

In Betracht kamen, da wirksamere Sprenggeschosse nicht möglich waren, Kampfmittel, die chemisch wirkten, d. h. Reiz- und Aetzwirkung auf die tierischen Organismen hatten. Man konnte zwischen flüssigen und festen Körpern wählen.

Es fanden Versuche statt, die ergaben, daß die landläufig bekannten Stoffe sehr unwirksam waren. Allmählich wurden einzelne Stoffe gefunden. Das erste, was fertig wurde, war ein leichtes Feldhaubitzgeschoß mit einer Dianisidinfüllung im Kopf. Dieser Stoff gab einen äußerst feinen Staubnebel, der Augen und Nase erheblich reizte, ohne giftig zu sein.

Das Geschoß wurde bei Neuschapelle erstmalig am Feinde erprobt. Es war ruhiges Wetter und die Staubwolke, die allmählich beim Gegner entstand, war ganz gewaltig. Der Angriff glückte glatt, und damit waren auch die bisherigen Gegner des neuen Gedankens bekehrt. Als ich von Neuschapelle zurückkam, schlugen die bisherigen Zweifel Falkenhayns gegen das Gas um. Freilich hielt er zunächst noch daran fest, daß die Geschosse als Sprenggeschosse voll brauchbar bleiben sollten, die Gaswirkung nur Nebenwirkung sein dürfe. Es hat lange Zeit gedauert, bis dieser Standpunkt überwunden und das reine Gasgeschoß zugestanden wurde. (Später, in den Jahren 1917 und 1918 ist ja dann in gewissem Grade die Konstruktion des Gasbrisanzgeschosses, das heißt eines Geschosses, das Brisanz und Gaswirkung verband, in der Form der sogenannten „Blaukreuz"-Granaten geglückt.)

Zunächſt ging das Suchen nach wirkungsvollen Gaskampfſtoffen weiter. Syſtematiſch wurden Hunderte von Stoffen erprobt, leicht war das nicht, denn es mußte auf die verfügbaren Rohſtoffe und die Fertigungsmöglichkeit ebenſo wie auf die Wirkſamkeit und möglichſte Unverbrennbarkeit, Rückſicht genommen werden. Stoffe, die man zuerſt für ſehr wirkungsvoll hielt, wie z. B. Kakodyle und Merkaptane, verſagten vollkommen. Bei den Verſuchen war Geheimrat Haber mit ſeinen Aſſiſtenten Dr. Kerſchbaum und Eppſtein, Geheimrat Duisberg mit ſeinem Gehilfen Dr. Jonas, und Dr. Tappen (Bruder des Abt.-Chefs) beſonders tätig. Wir kamen dabei zunächſt durch Dr. Tappen auf das Xylylenbromid, das kurz — Dr. Tappen zu Ehren — mit „T-Stoff" bezeichnet wurde. Es war nicht giftig, reizte aber Augen und Naſe ſehr ſtark, haftete lange im Gelände und war, ſolange man keine Gasmasken hatte, recht wirkungsvoll. Es kam hinzu, daß man den Stoff ſchnell fertigen konnte. Schon im Januar 1915 wurden große Mengen T-Geſchoſſe fertig.

Der erſte praktiſche Verſuch ſollte im Oſten gegen die Ruſſen ſtattfinden. Es war Ende Januar, als ich beim Korps Morgen eintraf. Der Stab lag auf dem Radziwillſchen Gut Nieborow. Der Aufenthalt auf dem ſchloßartigen Gutsgebäude war höchſt ungemütlich und kalt. Morgen brannte darauf, den Ruſſen einen Schlag zu verſetzen und ſo wurden alle Vorbereitungen ſchnellſtens und ſorgfältigſt getroffen. Inzwiſchen trat Froſt ein, mit der unerwarteten Wirkung, daß am Angriffstage das Gas größtenteils verſagte [1]). Das war ein unangenehmer Streich und gerade nicht geeignet, das Vertrauen zum Gas zu heben. Der Mißerfolg war bitter, doch nicht entſcheidend, und ſo wurde die Sache im Weſten wiederholt — nunmehr mit Erfolg. Von da ab hatte das Gasgeſchoß ſeine Daſeinsberechtigung erwieſen und hat ſich in ſteter Verbeſſerung hinſichtlich des Füllſtoffes wie der Laborierung erhalten. Ich komme darauf ſpäter noch zurück.

Der artillerietechniſche Teil des Gasſchießens lag zunächſt in der Hand des Generals Schabel, der in dieſer Hinſicht ſich große Verdienſte erworben hat.

Auf Falkenhayns perſönlichen Gedanken und Befehl war gleichzeitig der Frage nähergetreten, wie man die dicht gegenüberliegenden feindlichen Stellungen mit Gas ausräuchern könne. Dies führte zu

1) Die dadurch eingetretenen Verluſte liegen mir noch heute auf der Seele.

Verſuchen, flüſſiges Chlor [1]) aus Flaſchen abzublaſen. Die Verſuche gaben ein überraſchendes Reſultat. Freilich war der Einbau der ſchweren Gasflaſchen — man mußte zunächſt auf die im Handel vorhandenen großen Stahlflaſchen zurückgreifen — ſchwierig, ferner bildeten die eingebauten Flaſchen eine ſtete Gefahr für die eigenen Leute bei feindlichem Artilleriefeuer und endlich war man ſehr abhängig von Richtung und Stärke des Windes. Aber die Wirkung war, wenn alles klappte, zweifellos.

So wurde denn ſchleunigſt unter dem überaus eifrigen und energiſchen Oberſt Peterſen ein Gasregiment aufgeſtellt, das einen zahlreichen Stab von Sachverſtändigen, Meteorologen uſw. erhielt.

Zunächſt ſollte noch ein größerer Vorverſuch bei Haſſelt ſtattfinden. Geheimrat Haber und ich waren zugegen. Das Gas blies vorſchriftsmäßig ab, da plagte uns der Teufel und wir beide ritten „verſuchsweiſe" in die abtreibende Wolke hinein. Im Augenblick hatten wir in dem Chlornebel die Orientierung verloren, ein wahnſinniger Huſten ſetzte ein, die Kehle war wie zugeſchnürt — wir gaben uns verloren. Die Pferde keuchten und zitterten, fingen an zu ſtolpern — da, in der höchſten Not lichtete ſich die Wolke und wir waren gerettet. Aber wir waren übel zugerichtet. Wahnſinniger Kopfſchmerz und Erſtickungsanfälle plagten uns und wir lagen mehrere Tage krank, auf das freundlichſte gepflegt im Hauſe des Gouverneurs, des Generalleutnants Keim. Ich hatte dieſen wundervollen deutſchen Mann bisher nur oberflächlich gekannt, ich ſchätze mich glücklich, ihm in dieſer Zeit nähergekommen zu ſein, dem Mann, der ſo Hohes für Deutſchland erſtrebte, der ſo klar alles Unzulängliche erkannt und bekämpft hatte — und der ſchnöden Undank geerntet hat.

Das neugeſchaffene Gasregiment wurde der 4. Armee zugeteilt und ſollte ſich bei Ypern betätigen. Es dauerte lange, bis alles richtig vorbereitet war. Geheimrat Haber und ich waren beim A.O.K. Endlich war der Zeitpunkt gekommen. Der Befehl zum Abblaſen ging an die Front und wir, etwa 1000 m dahinterſtehend, beobachteten den Vorgang. Der ganze Himmel färbte ſich gelb, alles Feuer beim Gegner verſtummte, unſere Infanterie trat an, folgte der Nebelwolke in raſchem Vorſchreiten ohne Verluſte.

1) Es muß ausdrücklich feſtgeſtellt werden, daß wir wirkliche Gifte, vor allem Phosgen erſt angewendet haben, nachdem die Gegner ſolche Stoffe an uns erprobt hatten.

Aber der taktiſche Erfolg war gering, denn die Armee hatte keine Reſerven bereitgeſtellt, weil ſie doch nur mit halbem Herzen bei der Sache war. Sonſt hätten wir an dem Tage zweifellos Ypern gehabt.

Leider erkannte auch Falkenhayn nicht die m. E. gegebenen Möglichkeiten, die die neue Waffe für die nächſte Zeit, d. h. bis der Gegner Schutzmittel gefunden hatte, hätte geben können. Nur zögernd und ungenügend wurde die Vermehrnng der Gastruppen angeordnet, und ebenſo wurde der weitere Einſatz nicht etwa befohlen, ſondern es wurde angefragt, welche Armee dies tun wolle. Es gab ein Hin und Her, mit dem Erfolg, daß eigentlich nichts geſchah.

Schließlich ging der größte Teil der Gastruppen, trotz meines Proteſtes, zur Offenſive nach Gorlice, wo ſie naturgemäß nicht verwendbar waren.

Unkenntnis in allen techniſchen Fragen war eben leider im ganzen Heer ſehr groß, und beſonders im Generalſtab und bei den höheren Führern hatte alles „Techniſche" den Beigeſchmack des Nebenſächlichen. Es gab nur die Taktik! Daß dieſe nichts weiter iſt als die richtige und zweckmäßige Anwendung der techniſchen Mittel für Angriff wie Verteidigung, wollte man nicht einſehen. Viele haben es auch jetzt noch nicht erkannt. Es war bedauerlich. Hätten wir im größten Stil den Gaskampf Anfang 1915 organiſiert, ſo hätte er wahrſcheinlich noch im Jahr 1915 durchſchlagenden Erfolg gehabt. — Dieſe Anſicht iſt mir jedenfalls auch von engliſchen höheren Offizieren beſtätigt worden!

Nun war es klar, daß unſere Gegner bald ebenfalls mit Gas uns entgegentreten würden. Und ſo galt es, Schutzmittel zu finden. So entſtand die Gasmaske, die Augen, Naſe und Atmungsorgane ſichern ſollte. Es war eine ſehr ſchwierige Aufgabe, denn die Maske mußte freie Atmung erlauben, durfte das klare Sehen nicht hindern und ſollte den Leuten auch bei längerem Tragen nicht läſtig fallen. Anderſeits ſollte ſie möglichſt gegen alle verſchiedenen Gaskampf- und Reizſtoffe Schutz gewähren.

Dem Geheimrat Haber gelang es, alle Forderungen in einer Gasmaske zu erfüllen, die zwar in ſpäterer Zeit noch verſchiedene Verbeſſerungen erfuhr, aber im weſentlichen von Anfang an kriegsbrauchbar und zweckentſprechend war.

Unſere Gegner waren weniger glücklich mit ihren Konſtruktionen, obwohl ihnen alle Rohſtoffe der Welt, insbeſondere Gummi zur Ver-

fügung ſtanden. Die erſten Gasmasken unſerer Feinde waren entweder wahre Monſtra, oder ſie ſchützten nicht. Namentlich die ruſſiſche Maske war lange Zeit minder brauchbar, was zur Folge hatte, daß dort Gasblasangriffe beſonders wirkſam waren und demgemäß häufig zur Anwendung gelangten.

## Aufenthalt in Mezières.

Die O.H.L. war, was hier nachträglich erwähnt werden muß, im September 1914 nach Mezières verlegt worden. Die Dienſträume befanden ſich in der Präfektur, einem alten Schloß, ziemlich winkelig gebaut und mit neuen Anbauten nachträglich verſehen. Die Räume reichten nicht hin und her, und ſo ſaßen in jedem der Räume der Operationsabteilung anfänglich 4—5 Offiziere. Das Arbeiten war alſo nichts weniger als angenehm.

Einen weſentlichen Vorteil aber hatten wir, nämlich ein wunderbar ausgebautes und leiſtungsfähiges Fernſprechnetz. Es war ein Hauptverdienſt des Poſtrats Ohneſorge, des Chefs der Telegraphendirektion des G.H.Qu.s. Dieſer theoretiſch wie praktiſch gleich tüchtige Beamte hatte hier für damalige Zeiten ein Wunderwerk geſchaffen. Der bis dahin entſetzlich anſtrengende und aufreibende Fernſprechverkehr war aufs äußerſte erleichtert, man konnte jede Armee im Augenblick von uns aus anrufen und ebenſo waren Verbindungen nach der Heimat faſt im Handumdrehen hergeſtellt.

Bezeichnenderweiſe hatte ſich Ohneſorge mit der Reichspoſt erheblich veruneinigt, weil er über deren alte Bureaukratie hinwegzugehen pflegte. Da er obendrein ein energiſcher und hohe Anforderungen ſtellender Beamter war, ſo wurde er November 1918 vom A.- und S.-Rat abgeſetzt! Er iſt eine glänzende Illuſtration zu dem ſchönen Schlagwort geworden: „Freie Bahn dem Tüchtigen“, das von Napoleon I. geprägt, von Herrn von Bethmann Hollweg wiederholt und von den revolutionierenden Radikaliſten nochmal aufgewärmt wurde. Man ſieht: es gibt Grundſätze, die auf ſehr verſchieden organiſiertem Nährboden gedeihen.

Eine weſentliche Verbeſſerung hatten wir auch in der Verpflegung und in der Ausſtattung unſerer Speiſeräume. Der damals noch reichlich vorhandene gute und billige Wein führte dazu, daß man ein Stündchen

länger zuſammenſaß, wenn Freunde von der Front bei uns waren und die Arbeit es zufällig geſtattete. So bekam man auch offen und ehrlich — öfters recht grob — zu hören, was die Front bedrückte und ärgerte. Vieles ließ ſich ſo leicht abſtellen.

Es herrſchte eine gute, frohe Stimmung.

Falkenhayn pflegte mit Kriegsminiſter von Wild, dem Generalquartiermeiſter General von Freytag und Oberſt Tappen zu ſpeiſen, blieb aber nie länger ſitzen, ſondern zog ſich bald in ſeine Wohnung, die ebenfalls in der Präfektur war, zurück. Dieſes Sichabſchließen, das eigentlich gar nicht in ſeiner Art lag, führte leider dazu, daß er mehr und mehr in die Abhängigkeit des Oberſt Tappen geriet, und dieſer Einfluß war verhängnisvoll. Für Falkenhayn, geiſtreich, beweglich, doch ohne Drang zur Tiefe, war der pedantiſche, methodiſch denkende Tappen wie geſchaffen und bald unentbehrlich, obwohl er ſelbſt Tappens geiſtigen Mittelwuchs erkannt hatte.

Vom Kaiſer bekamen wir, genau wie in Koblenz und Luxemburg, kaum etwas zu ſehen. Er ließ ſich täglich Vortrag von Falkenhayn über die militäriſche Lage halten, das war alles. Im übrigen entſchied Falkenhayn militäriſch ſelbſtändig.

## Gorlice und Ueberſiedelung des G.H.Qu.s nach Pleß.

Nachdem die Hoffnung auf eine raſche Entſcheidung im Weſten im Frühjahr 1915 nicht mehr beſtand, anderſeits im Oſten, nach den Erfolgen Hindenburgs, die Möglichkeit einer ſolchen Entſcheidung zu beſtehen ſchien, entſchloß ſich Falkenhayn, das Schwergewicht nach dem Oſten zu verlegen.

Der Durchbruch von Gorlice wurde vorbereitet. Es galt neben den nötigen Diviſionen auch ſchwere Artillerie in erheblichem Umfange freizumachen. Die Munition lief noch immer ſehr ſparſam, aber es gelang ſchließlich, ſoviel Geſchütze und Munition zuſammenzubekommen, wie nötig erſchienen. Dieſe Feſtſtellung des „Wieviel" war uns aufgetragen und war ein Preisrätſel, aber es ſtimmte nachher vortrefflich und das war doch die Hauptſache.

Um dem nunmehr wichtigen Kriegsſchauplatz näher zu ſein und vor allem um mit der öſterreichiſchen O.H.L., die in Teſchen ſaß, engere Fühlung zu gewinnen, wurde das G.H.Qu. nach Pleß in Schleſien

verlegt. Freilich ging nur der engſte Stab — die Operationsabteilung und Teile der übrigen Abteilungen — mit. Der Kaiſer bezog mit ſeinem Gefolge das Schloß des Fürſten Pleß. Die Arbeitsräume der Operationsabteilung lagen in der Verwalterwohnung, wo wir noch enger zuſammenſaßen wie je bisher. Im gleichen Hauſe war auch der Speiſeraum.

Die Verpflegung der Operationsabteilung erfolgte in Pleß aus der kaiſerlichen Küche. Exzellenz von Falkenhayn und der Kriegsminiſter von Wild ſpeiſten meiſt mit uns. Man hatte ſo Gelegenheit, Falkenhayns ſprühenden Geiſt, ſein ſcharfes Urteil und ſeine Schlagfertigkeit zu bewundern. Exzellenz von Wild ſekundierte mit zündendem Witz und ſeltenem Humor. So war es in guten Tagen geradezu ein geiſtiger Genuß, in dieſem Kreiſe weilen zu dürfen und meine perſönliche Verehrung für Falkenhayn ſtammt aus dieſer Zeit.

Die Verpflegung ſelbſt war gut bürgerlich, mehr nicht. Die Kaiſerin erſchien öfter in Pleß auf einige Tage und widmete dann ihre Aufmerkſamkeit als echte deutſche Hausfrau auch der Küche. Das Eſſen war dann merklich ſorgfältiger zubereitet. Im übrigen merkte man kaum etwas von der Anweſenheit der hohen Frau.

Das ganze Milieu war — namentlich nach der Offenſive von Gorlice — freundlich und harmoniſch, nur Tappen ſtörte es und oft erheblich. Gelegentlich war ich ſo gereizt, daß mir eine Entgleiſung widerfuhr. Wir hatten Nachricht erhalten, daß der König von Serbien wahrſcheinlich gefangen würde. Falkenhayn ſagte, Donnerwetter, was macht man mit ihm? Es kamen mehr und minder unfreundliche Vorſchläge, denn die Stimmung gegen ihn war ſtark. Ich hatte verärgert geſchwiegen, dann ſagte ich: „Na, ich wüßte was für ihn!“ Nun? hieß es. „Ich ſetzte ihn in unſere Operationsabteilung!“ Einen Moment herrſchte Stille, dann rettete von Wild die Situation mit einem ſchlagenden Witzwort, ſo daß ein herzliches Lachen ausbrach.

Noch unfreundlicher kam Tappen weg, als man ſein Zimmer „Niſch“ benamſte. Das hing ſo zuſammen. Der König von Bulgarien hatte telegraphiert: „Niſch, die Räuberhöhle voll Lug und Liſt und Trug iſt in unſerm Beſitz.“ — Man fand ſich mit Humor in die Launen dieſes eigenartigen Mannes.

Ich hatte in der Zeit viel mit der chemiſchen Induſtrie zu tun. Geheimrat Haber, Nernſt und Duisberg waren bei uns. Gaskampfmittel, Chloratſprengſtoffe, ſynthetiſcher Gummi, Gewinnung von Schwefel

aus Gips, Steigerung der Stickstoff- und Salpeterſäurefabrikation; es war vielerlei wichtiges und ich war ſelbſt halb Chemiker geworden.

Als ich eines Morgens mein Bureau betreten wollte, prangte darüber ſtolz das Wort „Laboratorium des Dr. Bauer" und zu meinem Namensſchild war als Titel geſetzt, „Feldoberſtinkchef". Mir war es ein Zeichen, daß gute Freundſchaft uns verband, und ſie hat auch größtenteils über den Krieg gedauert.

## Einführung des Stahlhelms.

In dieſe Zeit fällt die Einführung des Stahlhelms. Es war ein alter Lieblingsgedanke von mir. Bei einem Verſuchsſchießen gegen Leichen etwa im Jahr 1900 hatte ich geſehen, wie ſelbſt kleinſte Sprengpartikel von wenigen Milligramm noch die Lederhelme und das Schädeldach durchſchlagen hatten. Dazu kam, daß auch die Infanteriefechtweiſe notwendigerweiſe auf relativ hohe Prozentzahlen an Kopfſchüſſen führen mußte. Auch deren Ziffer mußte ſinken, wenn man einen Helm fand, der wenigſtens auf mittlere Entfernungen Schußſicherheit gab.

Wiederholt hatte ich ſpäter im Generalſtab die Einführung eines Stahlhelms vorgeſchlagen, zuletzt 1912. Jetzt kam mir Geheimrat Bier zu Hilfe, der in einem Bericht die Wirkung dieſer kleinſten Sprengſtücke im Gehirn anſchaulich ſchilderte — Siechtum, Verzweiflung, Selbſtmord. Falkenhayn griff die Idee des Stahlhelms, als ich ſie ihm vortrug, mit Energie auf, das Kriegsminiſterium erhielt Anweiſung, ich ſelbſt gab an Krupp kurz an, wie ich mir den Helm dachte. Er iſt dann im weſentlichen auch ſo geworden, obwohl Krupp ſpäter nicht mitgeliefert hat.

Der Stahlhelm hat unendlich Vielen das Leben gerettet. Dieſer Gedanke, der mich ſtets bei allen taktiſchen und techniſchen Vorſchlägen geleitet hat, gibt mir noch heute Befriedigung.

Ein großer Vorteil lag in Pleß in der Möglichkeit, ſich in dem großen geräumigen Schloßpark zu ergehen. Hier traf man auch häufig den Kaiſer.

## Der Kaiſer und ſeine Umgebung.

Der Kaiſer liebte es, die ihm Begegnenden ins Geſpräch zu ziehen und promenierte oft mit einzelnen von uns längere Zeit. Zum erſtenmal in meinem Leben lernte ich den Kaiſer näher kennen.

Man gestatte mir, eine kurze Charakteristik zu geben.

Die hervorstechendsten Eigenschaften des Kaisers waren seine Gottesfurcht und seine Ehrenhaftigkeit. Der Kaiser war dabei kein Frömmler, aber er glaubte als echter Christ an einen persönlichen Gott, der die Menschen führt, sie belohnt, richtet und straft. Die hohe Stellung als Kaiser erschien ihm als ein unverdientes Geschenk, von hochverpflichtender Natur. Wer in diesem „Gottesgnadentum" Ueberhebung sieht, irrt sich gewaltig.

Allerdings verschwanden vor dieser von Gott gewollten hohen Stellung für den Kaiser die gewöhnlichen Klassenunterschiede. So trat er dem Minister wie dem Arbeiter, dem Fürsten wie dem Bauern äußerlich gleich, und zwar freundlich und gütig, entgegen. Gerade Ausländer haben es empfunden und oft rühmend von seiner Schlichtheit und Güte gesprochen.

Seine Gottesfurcht bedingte auch, daß er seinen Eid auf die Verfassung absolut „ernst" nahm, obwohl er dadurch in seiner persönlichen Macht so eingeengt war, wie wohl kaum ein Präsident irgendeiner Republik. Er hielt sich in allen wichtigen Fragen an den Vortrag seiner verfassungsmäßig verantwortlichen Ratgeber und hieraus entstand der Glaube, daß er „durch seine Umgebung abgeschlossen" würde vom Volke. Der Kaiser empfing und sprach aber im Gegenteil sehr viele Menschen aus allen Kreisen und Schichten, um sich zu informieren. Jedoch fühlte er sich dann sozusagen als „Privatmann", während die Empfangenen oft glaubten, dem vermeintlich allmächtigen, absolnten Herrscher Ratschläge und Wünsche vortragen zu können. Aus dieser falschen Auffassung ist manches Mißverständnis, manche politische Mißhelligkeit entstanden. — Der Kaiser hielt sich streng an die Ressortgrenzen.

Er trennte dabei leider auch zu sehr Politik und Heerführung, vielleicht unter dem Druck der ewigen Vorhaltungen seitens des Reichskanzlers und des Parlaments. Jedenfalls ist ihm der Gedanke, daß der Reichskanzler auch durch eine starke Innenpolitik die Kriegführung unterstützen, d. h. letzten Endes nur Kriegspolitik treiben müsse, nicht geläufig gewesen. Ich erinnere mich einer sehr scharfen Aeußerung des Kaisers, in der er die O.H.L. in die ihr seiner Meinung nach zugewiesenen „militärischen Grenzen" zurückwies und die erkennen ließ, daß er nie bereit gewesen wäre, ihr ein Uebergewicht über die andern Immediatstellen einzuräumen.

Seine Ehrenhaftigkeit verführte den Kaiſer, in allen andern Menſchen dieſelben Eigenſchaften zu ſuchen. Er war ganz offen, lebhaft und ohne Rückhalt. Seine Offenheit hat ihm oft genug Vorwürfe im öffentlichen und politiſchen Leben eingetragen. Umgekehrt war es leicht, ihn zu täuſchen, auszuhorchen, zu betrügen und zu belügen. So hat er ſogar einem Scheidemann und Genoſſen geglaubt, als dieſer ihm im Oktober 1918 Treue gelobte. Nach 14 Tagen ſah er ſich von ihnen verraten, geſtürzt und obenein beſchimpft. Wie er betrogen iſt, hat er öfters geahnt, voll erkannt hat er es wohl erſt jetzt im Exil.

Der Kaiſer war geiſtig *glänzend* veranlagt. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis für alles, lebhafte Phantaſie und Kombinationsgabe waren ihm eigen. In künſtleriſcher und techniſch-wiſſenſchaftlicher Beziehung beſaß er ausgeſprochenes Talent. Daß man es unterlaſſen hatte, in ſeiner Jugend die Impulſivität zu zügeln und daß ihm — auch infolge ſeiner Erziehung — eine gewiſſe Sprunghaftigkeit anhaftete, muß zugegeben werden. Beides war oft, trotz ſeiner Befähigung, einer ſachlichen Entſcheidung abträglich. Als weiteres kam eine ſtarke Abhängigkeit von der Stimmung hinzu.

Seinem innerſten Weſen nach war der Kaiſer *Pazifiſt*. Aber er hatte doch richtig erkannt, daß nur ein ſtarkes militäriſches Deutſchland den europäiſchen Frieden aufrechterhalten könne. So wandte er ſeine Sorge dem Heere zu, intereſſierte ſich für Ausbildungs- und Bewaffnungsfragen. Aber er hat z. B. nicht von ſich aus auf Ausnutzung der Wehrkraft des Landes gedrängt, und Leute, die auf den kommenden Krieg vorbereiten wollten, waren bei ihm nicht gut angeſchrieben. Im Ausland galten und gelten die Generale Keim und Bernhardi als beſondere Kriegshetzer und vertraute Ratgeber des Kaiſers. Richtig iſt, daß beide *niemals* dem Kaiſer nahegeſtanden haben. Sonſt wären ſie nicht ohne weiteres wie irgend andere Generale verabſchiedet worden. Und als verabſchiedete Generale hatten ſie überhaupt keine Möglichkeit, den Kaiſer noch zu beraten, man kann ſagen „leider", denn beide haben den kommenden Krieg vorhergeſchaut, rechtzeitig gewarnt und ſich bemüht, das Volk zu erwecken. Der Kaiſer hat ſie dabei gewiß nicht unterſtützt.

Zu Beginn 1906 drängte Graf Schlieffen, angeſichts der Marokkokriſe, zum Krieg mit Frankreich [1]). Schlieffen ſah richtigerweiſe den Krieg als unvermeidlich an und hielt den Augenblick für günſtig. Der Kaiſer

1) Anm. ſ. S. 4—5.

hielt in ſeiner Gottesfurcht einen „Präventivkrieg“ für unverantwortlich, Schlieffen erhielt den Abſchied. Wie recht Schlieffen gehabt hat, ſehen wir jetzt. Unſere Gegner danken dem Kaiſer aber ſeine damalige Friedensliebe wahrlich nicht, obwohl ſie reichlichen Grund dazu hätten.

Daß es der Kaiſer liebte, das ſchöne deutſche Heer mit Stolz vorzuführen, daß er ſelbſt Freude an den glänzenden militäriſchen Schauſpielen hatte: wer wollte es leugnen? Mehr noch, als das Landheer, war ihm die Marine, die er als ſeine Schöpfung betrachtete. Die Wunder an Technik, die unſere modernen Schiffe ſind — vielmehr waren —, zogen ihn beſonders an, wozu noch kam, daß verfaſſungsgemäß die geſamte Marine direkt ſeinem Befehl unterſtand, während im Heer die Bundesſtaaten ſich zum Teil erhebliche Reſervatrechte vorbehalten hatten.

Der Geſundheitszuſtand des Kaiſers war ſchwankend, und die körperlichen Indiſpoſitionen wirkten oft lähmend und hemmend auf ſeine Willens- und Entſchlußkraft. So fehlte ihm der zielbewußte eiſerne Wille, wie ihn der Alte Fritz beſeſſen. Er ging ihm unbequemen Dingen und Entſchlüſſen aus dem Wege und vertrug leider auch keinen Widerſpruch, insbeſondere nicht in Gegenwart anderer. Das war denn auch der Grund, daß er feſte, ſelbſtändige Männer nicht um ſich zu ſcharen vermocht hat.

Im ganzen war er eine edle, vornehme Perſönlichkeit von großen Gaben. Daß er ſeine Fehler und Schwächen hatte — mein Gott ja, wer hat ſie nicht? Aber ſelten iſt das Bild eines Herrſchers ſo entſtellt und gefälſcht worden, wie das ſeine, und gerade von ſolchen Elementen, die ihm zu Dank verpflichtet waren. Er hat ſchwer dafür bezahlt, daß er die alte Weisheit Martials aus den Augen verlor: „Principis est virtus maxima, nosse suos.“

Es ſei hier geſtattet, auch in kurzer Charakteriſtik der hauptſächlichſten Perſonen aus der Umgebung des Kaiſers zu gedenken.

Da war zunächſt der Generaloberſt von Pleſſen.

Ein alter Edelmann von ſchlichter Einfachheit und Seelengröße. Treue zu ſeinem Herrn, für den er jeden Augenblick alles hingegeben hätte, paarte ſich mit einer glühenden Vaterlandsliebe. In der richtigen Erkenntnis, daß der Krieg um Sein oder Nichtſein, auch der Dynaſtie, ging, hat er ſich allezeit in dieſem Sinne eingeſetzt, ohne doch aus der ihm durch ſeine Vertrauensſtellung gebotenen Zurückhaltung heraus-

zutreten. Ich gedenke in Dankbarkeit, daß mir dieſer Mann, dem ich herzliche Verehrung und Ergebenheit entgegenbrachte, oft als väterlicher Freund Rat und Warnung erteilt hat, letzteres namentlich, wenn ich in meinem Aerger über die Unfähigkeit der Regierung offen und unvorſichtig vorging.

Leider hatte Herr von Pleſſen, trotz ſeiner hervorragenden Eigenſchaften, weit weniger Einfluß wie die drei Kabinettchefs von Lyncker, von Valentini und von Müller.

Dieſe drei Männer haben auf den Kaiſer ſehr ungünſtig gewirkt, am ſchlimmſten m. E. der Chef des Zivilkabinetts, von Valentini. Er war ſcheu und verſchloſſen und deutete niemals auch nur mit einem Zug Freude oder Teilnahme an; er hielt, glaube ich, jeden geraden feſten Mann für höhere Stellen ungeeignet. Jedenfalls hat er auch *nicht einmal* einen hervorragenden Mann für einen wichtigen Poſten herausgeſucht, und anderſeits hielt er ſchwache und verderbliche Perſonen mit Zähigkeit feſt. Ich komme auf ihn noch bei Bethmanns Sturz zurück.

Nicht viel beſſer war Admiral von Müller, der es verſtanden hat, das Marineoffizierkorps durch eine Ausleſe der Ungeeigneten in den höheren Stellen „langſam, aber ſicher" zu ſchädigen. Es herrſchte über ihn eine geradezu maßloſe Erbitterung in Marineoffizierskreiſen. Alle Wahrheit und alle Selbſtändigkeit wurde unterdrückt, und ſo hat er an dem ſchließlichen Zerfall der Marine redlich mitgearbeitet [1]).

Der Dritte im Bunde war der Chef des Militärkabinetts von Lyncker. Perſönlich ein Ehrenmann, aber ohne Initiative und ohne jedes Verſtändnis und Bemühen, die Tüchtigen herauszufinden. So waren die Beförderungsverhältniſſe in unglaublichſtem Maße verknöchert. Es war faſt unmöglich, Offiziere, die ſich rühmlich ausgezeichnet hatten, durch Vorpatentierung zu belohnen. Ebenſo ſchwer war es, überalterte, rückſtändige Generale zu entfernen. Ganz allgemein war er Aenderungen und Beſſerungen in der Beförderung der Offiziere ſowie in Verleihung von Auszeichnungen abgeneigt. Anderſeits genügte eine Kleinigkeit (z. B. ein Stück verlorenen Schützengrabens), um verdiente Offiziere zu verabſchieden. Es war eben allerdings überhaupt ein Unding, die Offiziersbeförderungen und -entlaſſungen nicht der O.H.L. einzugliedern

1) Er führte bei den jüngeren Marineoffizieren den bezeichnenden Namen „Raſputin".

und das Schema F in den Krieg mitzunehmen, wo es geradezu zum Verhängnis wurde. Alle dieſe Umſtände haben im Laufe der Zeit das Offizierkorps verbittert und verſchlechtert.

Es iſt keine Frage, daß ein großer Teil der allgemein dem Kaiſer zur Laſt gelegten Schuld auf dieſe drei Männer fällt, die eine falſche Perſonenwirtſchaft trieben. Natürlich hätte ein energiſcher Fürſt ſolche Männer nicht um ſich geduldet. Und leider fand ſich auch kein Stein, der dem Kaiſer, wie der Reichsfreiherr einſt dem dritten Friedrich Wilhelm die Haugwitz, Beyme, Köckritz, ſeine Kabinettscliqne, ſchilderte. Unſer Stein, Herr von Bethmann, fühlte ſich umgekehrt in natürlicher Wahlverwandtſchaft mit Herrn von Valentini.

Alle drei (Lyncker-Müller-Valentini) waren ausgeſprochene Bureaukraten, die im Schema den Eckpfeiler ihrer Macht ſahen, das unter allen Umſtänden für ſie das Noli me tangere darſtellte und jeden Verſuch, daran zu rühren, als perſönlichen Angriff auffaßten; alle drei waren undurchſichtig; alle drei waren ſchwache Naturen und geborene Gegner ſtarker Perſönlichkeiten; alle drei endlich emſigſte und ergebenſte Fridoline, aber gerade dadurch eine Gefahr für den Kaiſer.

## Die öſterreichiſch-ungariſche O.H.L.

Der Aufenthalt in Pleß ließ uns nun auch in engere Fühlung mit der öſterreichiſchen O.H.L. kommen. An der Spitze ſtand damals General Conrad von Hötzendorf. Es war ein kluger, klar abwägender Mann, mit entſchieden militäriſcher Veranlagung. Seine operativen Ideen hatten ſtets etwas Großzügiges an ſich; leider überſah er, daß die öſterreichiſchen Truppen nicht imſtande waren, ſeine Ideen zur Tat werden zu laſſen. Er war abſolut zu uns treu und hat ſein möglichſtes geleiſtet.

Die Verhältniſſe in Teſchen waren im übrigen für deutſche Verhältniſſe etwas eigenartig. Im Kaffeehaus traf man ſich, wie im Frieden, es ſoll aber auch Geſellſchaften und Derartiges gegeben haben. Natürlich blühte auch Klatſch und Intrige, und namentlich über den „jüngſten Ehemann" und ſeine Frau, nämlich den General von Conrad, der in Teſchen wieder geheiratet hatte, wurde viel geläſtert. Für uns war das unverſtändlich, denn wir kannten tatſächlich nur die Arbeit, abgeſehen von Ruhe- und Eſſenspauſen.

## Die öſterreichiſch-ungariſche Armee.

Die Armee litt vor allem an einem: ſie war nicht einheitlich. Die Völkerſtämme, die in ihr vertreten waren, hatten ſehr verſchiedenen militäriſchen Wert. Während die Ungarn (einſchließlich der in ihrer Mitte lebenden Deutſchen), die Slowaken, die Serben, die Kroaten, Bosniaken und die Bauern der öſterreichiſchen Alpenländer vorzügliche Soldaten waren, waren die Tſchechen, die Polen, die Galizier uſw. ſehr viel minderwertiger und zudem meiſt geſchworene Feinde der habsburgiſchen Monarchie.

Auch das Offizierkorps, die Hauptſtütze jeder Armee, war unter dieſen Umſtänden keineswegs einheitlich. Stellenweiſe beſtand ſchon vor dem Kriege geradezu Haß aufeinander. Dieſer wurde dadurch nicht geringer, daß die deutſchfeindlichen Nationalitäten offenkundig bei der Beſetzung höherer Stellen zahlenmäßig „bevorzugt" wurden, um ſie zu „gewinnen". Daß z. B. eine ungariſche Diviſion einen tſchechiſchen Führer hatte, war ein Unding und trotzdem an der Tagesordnung.

Hinzu kam noch, daß in die Offizierslaufbahn Elemente eingedrungen waren, die nach Herkunft und Erziehung nicht hineingehörten. Galt das ſchon für die aktiven Offiziere, ſo noch mehr für die Reſerve- uſw. Offiziere. Das jüdiſche Element war hier ſehr fühlbar. Ein Offizierkorps muß aber in echtem Sinne ariſtokratiſch ſein, ſonſt fehlt ihm das nötige hohe Pflicht- und Verantwortungsgefühl, das wieder allein die Grundlage freudigen Gehorſams und die Anhänglichkeit der Truppe iſt. Tatſächlich war denn auch im öſterreichiſchen Teil des Heeres die Diſziplin und das Verhältnis zwiſchen Offizier und Mann ſchlecht. Gerade die erwähnten ungeeigneten Offizierselemente ſchikanierten ihre Leute oft arg. Gemeine Schimpfworte waren nicht ſelten.

Die Ausbildung der öſterreich-ungariſchen Armee war, in Anbetracht dieſer Bauſteine, trotzdem gut. Ungeheure Schwierigkeiten bot freilich die Sprachenfrage. Sieben verſchiedene Sprachen in einer Armee! Zwar war die Kommandoſprache deutſch, aber die ſonſtige Verſtändigung war deshalb doch nicht erleichtert. Sogar bei den Offizieren machte ſich dieſer Umſtand fühlbar.

Der Generalſtab hatte die geiſtige Leitung des Heeres. Die Ausbildung der Generalſtabsoffiziere war zwar nach unſern Begriffen reichlich theoretiſch und pedantiſch; aber die Offiziere verfügten doch über

ein großes Wissen. Leider war die ganze Generalstabslaufbahn nicht dazu angetan, Charaktere zu bilden. Streberei und Blenderei wucherten üppig. Solche Elemente mußten natürlich in dem langen Kriege allmählich versagen.

Dasselbe wie vom Generalstab galt vom Kriegsministerium und der Intendantur. Es fehlte daher dort an raschem, durchgreifendem Handeln und an klarer Erkenntnis, was dem Heer not tat. Die „österreichische Schlamperei" war ein übler Faktor, mit dem wir aber rechnen mußten, wenn wir ihn auch nicht verstehen konnten.

Trotz alledem war das österreich-ungarische Heer, als Gesamtes gesehen, ein starker Machtfaktor zu Beginn des Krieges. Je mehr das aktive Offizier- und Unteroffizierkorps verschwand, je mehr dafür der böse Geist der Heimat seinen Einzug hielt, um so mehr nahmen die österreichischen, die tschechischen usw. Truppen an moralischem Wert ab. Auf die Ungarn, die Tiroler, Kärtner usw. war dagegen bis zuletzt Verlaß. Ohne Karolyi, ohne Lukacs wäre Ungarn nie der Revolution erlegen. Auch hier büßt ein stolzes Herrenvolk für die Sünde einiger weniger Leute und für die Verschweißung — besser gesagt Unterstellung — unter eine ihm wesensfremde Nachbarnation.

## Strategische Betrachtungen über Gorlice.

Die Offensive von Gorlice gelang. Sie riß auch die Oesterreicher mit fort und der Erfolg steigerte sich von Tag zu Tag. Bald aber zeigte es sich, daß es den Russen doch gelang, in einen geordneten Rückzug überzugehen. Wir führten verlustreiche Nachhutgefechte, gewannen wohl Gelände, aber die Vernichtung des russischen Heeres war nicht zu erreichen.

Es sollte sich rächen, daß Hindenburg-Ludendorffs Plan, auf die Offensive von Gorlice einen Stoß über Wilna in südöstlicher Richtung folgen zu lassen, nicht durchgedrungen war. Der Kaiser — im Banne Falkenhayns und Tappens stehend — hatte es persönlich abgelehnt. Und doch wäre durch eine solche Operation wahrscheinlich eine vernichtende Katastrophe über Rußlands Heer hereingebrochen.

Bezeichnend ist folgende kleine Episode. Ludendorff hatte unter anderem die Angriffsmöglichkeit damit begründet, daß in der Stoßrichtung anscheinend nur schwacher Gegner stände. Tappen erklärte

bissig uns gegenüber: „Die wollen immer nur angreifen, wo nichts steht.“ Das Große der gewaltigen Umfassung, die die Gesamtoperation bringen konnte, war ihm offenbar nicht aufgegangen. Weshalb Falkenhayn eigentlich dagegen war, ist mir nie klar geworden.

Auf jeden Fall aber wäre es gut gewesen, wenn die Offensive bei Gorlice früher eingestellt wäre, denn der Feldzug gegen Serbien drängte, und je mehr er in die Herbstzeit fiel, um so schwieriger wurde er. Das Zögern sollte sich aber nicht nur militärisch, sondern auch noch politisch rächen, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Immerhin blieb der Durchbruch bei Gorlice ein schöner Erfolg. Auch die von Oberost einsetzenden frontalen Angriffe gegen die Narewlinie und nördlich auf Kowno kamen vorwärts — allerdings gleichzeitig ein klassischer Beweis, was die von Ludendorff vorgeschlagene strategische Umfassung hätte bringen können.

Als die Oberosttruppen sich den Festungen Modlin (Nowo Georgiewsk) und Kowno näherten, mußten ihnen schleunigst Angriffsmittel zur Verfügung gestellt werden. Allein, viel schwere Artillerie war nicht mehr zu vergeben, und so mußte es denn mit schwacher gehen. Ich hoffte bei den Russen auf durchschlagende Wirkung mit der 30 cm- und 42 cm-Haubitze, und diese Hoffnung hat mich nicht betrogen.

## Angriff auf Kowno und Nowo-Georgiewsk (Modlin).

Ich selbst war von Oberost als Berater für den Angriff auf Kowno angefordert worden. So fuhr ich im Auto nach Lötzen, dem G.H.Qu. Hindenburgs, wo ich von Ludendorff auf das herzlichste empfangen wurde. Das Beisammensein im Stabe Oberost trug einen ganz patriarchalischen Charakter. Es waren ein paar schöne Stunden für mich, mit so vielen alten Kameraden, besonders aber mit dem von mir hochverehrten Ludendorff zusammen zu sein.

Am nächsten Tage fuhr ich auf Kowno weiter, um zum Stabe Litzmann für den Angriff zu treten. Ich kam zu spät, Kowno war gerade gefallen. Die Einfahrt in die Stadt, mitten unter den Truppen, war eigenartig. Links der Straße stand unsere Artillerie und schoß lebhaft über uns hinweg auf die feindliche, die auf 4—5 km rechts der Straße stand. (Weshalb die feindliche Artillerie ihr Feuer nicht einmal auf die Straße legte, ist mir noch heute ein Rätsel.)

Beim Durchfahren der feindlichen Stellungen sah ich mir diese genauer an. Sie waren fast völlig unversehrt, aber die wenigen schwersten Schüsse hatten an einzelnen Stellen gewaltig gewirkt. In einem betonierten Infanterieraum fand ich 40 Tote; sie waren alle durch einen 42 cm-Treffer vor dem Eingang getötet, keiner wies äußere Verletzungen auf, es war nur der Luftdruck gewesen. Ein Fort älterer Bauart war durch einige 42 cm-Treffer, die durch die Bombendecken durchgeschlagen hatten, wüst zugerichtet, förmlich zerbrochen. Im ganzen war es aber doch wohl die moralische Wirkung gewesen, die dem ungestümen Vorgehen unserer Infanterie den Weg gebahnt hat.

Kowno selbst war die richtige russische Judenstadt. Auf der Straße waren nur wenig Menschen, einige recht hübsche, sehr elegant angezogene russische Krankenschwestern promenierten, als wenn nichts geschehen wäre, auf der Hauptstraße auf und ab. Man sah ihnen an, daß ihnen Verwundetenpflege wohl nie gelegen hatte. Aber es war ja im russischen Heer üblich, daß höhere Offiziere und Aerzte ihre „Damen" unter dieser Maske mit sich führten.

## Feldzug gegen Serbien.

Nach Pleß zurückgekehrt fand sich neue Arbeit, es galt die Vorbereitungen für den Donauübergang Mackensens als Einleitnng des Krieges gegen Serbien.

Auch hier fiel ja eine wesentliche Rolle der schweren Artillerie zu. Gelang es nicht, den Gegner zu überraschen und gleichzeitig so zu erschüttern, daß er so gut wie keinen Widerstand mehr leistete, so war eiu Uebergang über den gewaltigen Strom unmöglich.

Die Vorbereitungen und Erkundungen lagen vornehmlich in den Händen des Oberstleutnants Hentsch und des Artilleriegenerals von Behrend. Oberstleutnant Hentsch, der, wie erwähnt, am Marnezusammenbruch vielleicht mitschuldig ist, bewies hier seltene Tatkraft und militärisches Können. Beide Herren arbeiteten glänzend, vor allem verstanden sie, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen. Das haben leider im Kriege nur wenige wirklich vermocht, meistens wurden unerfüllbare Forderungen an die O.H.L. gestellt und es gab oft lange und unerquickliche Palawer.

Nun, der Uebergang glückte! Es war ein gewaltiges Unternehmen und ſein Gelingen iſt ein Ruhmesblatt für das deutſche Heer. Faſt ohne Verluſte gingen unſere Truppen hinüber. Der Feind war völlig überraſcht, er hatte von den Vorbereitungen nichts gemerkt. Wo er noch Widerſtand zu leiſten verſuchte, ſchaffte unſere Artillerie ſchnell Luft. Die Mitwirkung der ſchweren Artillerie wurde auch äußerlich dadurch anerkannt, daß der General von Behrend als erſter Artilleriſt den Orden pour le mérite erhielt.

Der ſich an den Uebergang anſchließende Feldzug gegen Serbien war infolge des Herbſtwetters ſehr ſchwierig und mühſam. Die Serben wurden zwar geſchlagen, aber es ging viel Zeit verloren, die wir beſſer gegen Rumänien hätten verwenden können.

## Rumäniens Haltung.

Rumänien war bisher neutral geblieben, aber es war eine ſehr feindſelige Neutralität. Wir mußten Munition und Perſonal durch Rumänien in die Türkei befördern, wir bekamen aus der Türkei wichtige Rohſtoffe, wir brauchten Rumäniens Oel und Getreide — Rumänien machte Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Es gelang vielfach nur mit Liſt, wichtige Dinge hindurchzuſchmuggeln. So ſind ſogar 30-cm-Geſchoſſe in Bierfäſſern durchgebracht.

Die Aufkäufe in Rumänien wurden durch alle möglichen Schikanen erſchwert. Man konnte ſicher ſein, daß Rumänien ſofort auf die Seite unſerer Feinde treten würde, wenn es uns einmal ſchlecht ging.

Das alles deutete darauf hin, klare Zuſtände zu ſchaffen. Dazu wäre nach Serbiens Niederwerfung die Zeit geweſen. Man hätte ein kurzfriſtiges Ultimatum ſtellen und weitgehende Sicherung fordern ſollen. Rumänien hätte zweifellos nachgegeben, denn es war damals nicht kriegsfähig. Und gab es nicht nach, nun, ſo konnte man einrücken und es ſchlagen. Es hätte uns viel Blut geſpart und die ſpätere Kriegführung weſentlich erleichtert. Wir hätten im Herbſt 1916 dann nicht ſo troſtlos dageſtanden.

## Taktiſche Betrachtungen über die Champagne-Offenſive 1915.

Inzwiſchen hatte der Sommer 1915 im Weſten den erſten großen feindlichen Durchbruchsverſuch gebracht. Der Feind griff in der Champagne an und kam eigentlich glatt durch unſere Stellung durch. Nur

wie durch ein Wunder blieb der Angriff ohne ernſte Folgen, der Feind ſtieß nicht nach. Anſcheinend hatte er nach den erſten Erfolgen nicht den richtigen Schneid mehr. Dann kam uns, wie ſo oft, der Himmel zu Hilfe, der ſeine Schleuſen öffnete und den Champagneboden in eine breiige Maſſe verwandelte.

Falkenhayn war zufällig in dieſen Tagen in Mezières, er griff perſönlich ein, indem er eine bereits zum Abtransport nach dem Südoſten beſtimmte Diviſion anhielt ,und auf den Kampfplatz warf. Sie hat dort vielleicht größtes Unheil verhütet. Bezeichnend war es, daß Tappen, der in Pleß geblieben war, das Zurückhalten der Diviſion entſchieden mißbilligte.

Der Champagneangriff hatte jedenfalls gezeigt, in welcher Richtung ſich die ſpäteren Kämpfe bewegen würden. Zum erſtenmal trat das „Trommelfeuer" auf, das die Stellungen und Hinderniſſe einfach einebnete. Die Schlacht begann jetzt „Materialſchlacht" zu werden und Technik, Taktik und namentlich Beſchaffung von Kriegsgerät mußten ſich immer mehr darauf einſtellen. Das waren einfache Ueberlegungen, aber ſchwer in die Praxis umzuſetzen. Falkenhayn ſelbſt war für neue Gedanken, wie er bei den Gaskampfmitteln bewieſen hatte, zwar ſtets zu haben, aber er führte ſie nicht ſelbſt bis zum Ende durch, ſondern überließ das weitere zuviel dem Kriegsminiſterium, dem Oberſt Tappen und dem General Sieger.

Letzterer war eigentlich Feldmunitionschef, doch galt ſein Rat auch ſonſt bei Falkenhayn viel. Er war zweifellos ein ſehr kluger, klarer und logiſcher Kopf, der jederzeit das Auswärtige Amt oder einen Kardinalshut hätte übernehmen können, wo er ſeine Sache tadellos gemacht hätte. Aber das Verſchweißen von Taktik und Technik lag ihm, ſeiner militäriſchen Laufbahn entſprechend, weniger, obwohl er auch darin himmelhoch über dem Durchſchnitt ſtand. Leider war er perſönlich empfindlich und hatte mir meine Eingriffe bei Steigerung der Munitionsfertigung, Verwendung erbeuteter Munition, der Einführung der Gasgeſchoſſe uſw. — reſſortmäßig mit gewiſſem Recht — verübelt. Zwiſchenträger haben ſich bemüht, den Riß zu vergrößern. Es war — ich muß ſagen leider — eine offene Feindſchaft zwiſchen uns entſtanden, die das Zuſammenarbeiten erſchwerte und der Sache natürlich ſehr ſchadete, ganz abgeſehen davon, daß ich den General perſönlich ſchätzte und ſchätze.

Kurz, es war nicht leicht, Neues durchzuſetzen. Immerhin wurden einige Sachen im Sinne der neuen Kampfformen erreicht.

## Taktiſche, organiſatoriſche und techniſche Neuerungen an Hand der Weſtkämpfe im Jahre 1915.

Zunächſt war endlich mit dem Grundſatz gebrochen, im Stellungskrieg eine Linie ſtarr zu halten. Es hat lange gedauert, bis dieſe Verteidigungsart, die für die Führung allerdings ſehr bequem war, zu Fall kam. Die unerhörten Opfer dieſes Verfahrens ſchrien zum Himmel, es half nichts. Das ſchlimmſte dabei war, daß oft Befehlshaber, die ein Stück Graben verloren, rückſichtslos beſeitigt wurden, was wieder dazu führte, daß jeder Kommandeur ſein Grabenſtück recht eng beſetzte. Dadurch wuchſen wieder die Verluſte.

Die Verfügung der O.H.L., die endlich mit dieſem Zopf aufräumte, war daher wirklich ein Erfolg, auch für die Bearbeiter. Major v. d. Buſſche, Geyer und Harbou hatten mit mir zuſammen gewirkt. Freilich waren die neuen Vorſchriften noch lange nicht ausreichend und mancher gute Gedanke war geſtrichen, aber es war doch etwas.

Mit der Befolgung der Vorſchrift bei den Truppen haperte es aber. Und ſo folgte die Ernennung eines beſonderen Generals, der auf Befehl des Kaiſers die Armeen bereiſte, die Stellungsſyſteme prüfte und berichtete. Es war der General von Claer. Er hat uns ſehr viel genützt, wurde aber bei ſeinen heiklen Aufgaben ſehr ſcheel angeſehen und erhielt ſpäter ſang- und klanglos den Abſchied.

Ein weiterer weſentlicher Schritt vorwärts war die Beſchaffung und Organiſation der Minenwerfer. Die Stellungen beider Gegner lagen ſich vielfach ſo nahe gegenüber, daß die Artillerie ohne Gefährdung der eigenen Stellung die gegneriſche nicht beſchießen konnte. Das war alſo das Betätigungsfeld der Minenwerfer. Schon im Frieden waren Verſuche damit angeſtellt, aber man hatte nicht viel darauf gegeben, weil ſie im Bewegungskrieg keinen ſonderlichen Vorteil verſprachen und auch zweifelhaft war, ob ſie im Feſtungskrieg zweckmäßige Verwendung finden könnten. Denn wir rechneten damals ſchon mit Feſtungsangriffen, wie ſie bei Lüttich, Antwerpen uſw. zur Ausführung kamen. Ich hatte jedenfalls als Bearbeiter dieſer Fragen im Generalſtab die Minenwerfer nicht ſonderlich eingeſchätzt.

Die jetzt eingetretene, ganz neue Kampfform — ſo unnatürlich ſie an ſich war — verlangte Minenwerfer. Sie waren zunächſt nicht da,

und ſo entſtanden an der Front die unglaublichſten Behelfswerfer. Selbſt Katapulte kamen neu zu Ehren.

In der Heimat aber wurden neue Minenwerfer konſtruiert, erprobt und gefertigt. Die Bedienung an der Front lag den Pionieren ob, die bei ihrer ſtarken ſonſtigen Inanſpruchnahme dazu nicht reichten, es auch nur bedingt verſtanden. So entſtand der Gedanke, eine beſondere Minenwerfertruppe zu ſchaffen, was natürlich nur langſam vor ſich ging. Da es aber keinem Zweifel unterlag, daß bei etwaigen Angriffen unſererſeits eine ſehr ſtark zuſammengedrängte Minenwirkung unerläßlich ſein würde, ſo dachte ich vornehmlich daran, hierfür beſondere Minenwerferbataillone zu bilden.

Das erſte Bataillon dieſer Art erhielt mein Freund, der Major Lothes, der mit ihm im Oſten und Weſten ſchöne Taten vollbracht hat. Lothes fiel 1916 vor Verdun. Ehre ſeinem Andenken! Ein ſelten vornehmer, kluger und tapferer Offizier, dem ich lange nachgetrauert habe.

Eine weitere Neuſchöpfung war das 1. Sturmbataillon.

Es entſtand aus dem Gedanken, daß unſere Truppen, d. h. namentlich die Infanterie, für die Angriffstaktik im Stellungskrieg nicht mehr zweckmäßig ausgerüſtet und ausgebildet waren. Das neue Bataillon ſollte alſo verſchiedene neue Kampfmittel erhalten und erproben, vor allem aber, auf Grund der Ergebniſſe, die beſte taktiſche Verwendung feſtſtellen. Es war alſo eine Front-Verſuchstruppe der O.H.L. Außerdem ſollte das Bataillon — ſobald es brauchbar war — als Lehrtruppe für das Heer dienen.

Der erſte Führer des Bataillons war ungeeignet, er war Pionier und betrachtete ſeine Truppe als ſolche. Später fand ich in dem als Menſch und als Soldat gleich hervorragenden Hauptmann Rohr einen glänzenden Führer, und nun machte das Bataillon ſchnell Karriere. Es war ſchließlich die Lieblingstruppe des Kronprinzen.

Hauptmann Rohr kam mit neuen taktiſchen und techniſchen Gedanken, denen man faſt immer zuſtimmen konnte. Er erprobte die verſchiedenſten Infanteriegeſchütze, die erſten Stahlhelme, tragbare Panzer uſw., und bei ſeiner praktiſchen Begabung wurde ſchnell gefunden, was brauchbar und wie es zu verwenden war. Hauptmann Rohr und der gleich zu erwähnende Major Reddemann ſind auch als Urheber des Stoßtruppgedankens anzuſehen. Das Neue war daran, daß nicht

mehr in breiter Schützenlinie, ſondern in ſchmalen, tief gegliederten Trupps angegriffen wurde. Die Trupps waren dazu der ihrer harrenden Aufgabe entſprechend ausgerüſtet. Das Prinzip der gleichmäßigen Bewaffnung aller Infanteriſten wurde erſtmalig durchbrochen.

Später gab ich leider das Sturmbataillon an einen andern Bearbeiter ab. Sie wurden vermehrt, aber der Grundgedanke ging mehr und mehr verloren. Sie wurden als Eliteſtoßtruppe eingeſetzt und dann ſofort zurückgezogen. Da aber das dicke Ende für den Angreifer erſt nach Wegnahme der Stellung kam — Gegenangriffe mit ſtärkſtem Artilleriefeuer —, ſo gab dieſe Art des Einſatzes viel böſes Blut bei den andern Truppen.

Als Konkurrenten des Sturmbataillons entſtanden ferner die Flammenwerfertruppen. [Hauptmann Reddemann, ſonſt Brandmeiſter in Leipzig, verbeſſerte die Apparate — ſie beſtanden ſchon im Frieden als Fiedlerſche Flammenwerfer — techniſch immer mehr, ſchuf ſich eine brillante Truppe und erzielte mit dieſer im Laufe des Krieges ſchöne Erfolge. Namentlich im Häuſer-, Graben- und Waldkampfe haben die Flammenwerfer oft gute Dienſte geleiſtet. Meiſt kämpften die Flammenwerfer in Stoßtrupps mit, bisweilen ſind aber auch reine Flammenwerferangriffe ausgeführt. Wie ſchon erwähnt, ſtammte die Stoßtrupptaktik weſentlich von Reddemann. Hauptmann Reddemann bekam ſpäter den Majorstitel und wurde mit der Führung des durch allmähliche Vergrößerungen der Truppen geſchaffenen Regiments beauftragt. Er war ein unerſchrockener, tapferer Soldat, unermüdlich tätig und zu allem ein treuer Menſch und Kamerad, den ich außerordentlich hochgeſchätzt habe.

Schließlich begann im Jahr 1915 die Verbeſſerung unſerer Artillerie. Unſere Feldkanone 96 war zwar ſehr beweglich, aber an Schußweite und Präziſion dem franzöſiſchen canon de 75 mm erheblich unterlegen. Dazu kam, daß unſer Einheitsgeſchoß — eine Kombination von Granate und Schrapnell — wenig taugte. Die Klagen der Truppen über unſer Gerät wurden anfänglich nicht beachtet, ja, General S. ſuchte einmal die franzöſiſche Ueberlegenheit durch theoretiſche Betrachtungen zu widerlegen.

Schließlich gelang es, ſowohl Falkenhayn wie Kriegsminiſterium und Artillerie-Prüfungskommiſſion zu überzeugen, daß Gerät und Munition verbeſſerungsbedürftig ſeien. Die Vorſchläge für dieſe Verbeſſerungen, ſoweit ſie von der O.H.L. gefordert wurden, entſtammen

im wesentlichen dem mehrfach genannten Professor Rausenberger, Direktor der Firma Krupp, der ganz allgemein die Entwicklung unserer Artillerie vor und im Kriege gewaltig gefördert hat. Er war ein selten kluger Kopf voll erfinderischer Ideen, dabei militärisch-praktisch veranlagt und von unermüdlichem Eifer, ein zuverlässiger Berater der O.H.L. und mir ein treuer Freund und Helfer in allen artilleristischen Nöten.

Es entstand die Feldkanone 16, die zwar wesentlich schwerer wie die K. 96, aber ballistisch weit überlegen war. Wir haben später durch ein Geschoß mit sehr schlanker Spitze eine Schußweite von über 10 000 m erreicht.

An Stelle des Einheitsgeschosses trat zwar zunächst aus Sprengstoff- und Stahlmangel eine recht unzweckmäßige Granate aus Grauguß. Aber man zog doch schon eine Langgranate, ähnlich der französischen, in Erwägung. Sie ist später als Granate 16 eingeführt und hatte eine vorzügliche Spreng- und Splitterwirkung. Auch die moralische Wirkung war sehr groß.

Daneben wurde der Gedanke einer neuen leichten Feldhaubitze mit größerer Schußweite aufgenommen.

Im Gegensatz zur Feldartillerie stand die schwere Artillerie schon vom Frieden her mit ihrem Gerät an sich sehr gut da. Die Friedensarbeit hat reiche Früchte getragen, insbesondere hat sich die im Frieden vom Generalstab geforderte Erreichung *großer* Schußweiten bezahlt gemacht. Einige neue Geschütze waren erst 1914 fertig konstruiert, sie kamen infolgedessen sehr langsam in die Front. Später gingen wir dann allerdings daran, die Schußweiten auch der Fußartilleriegeschütze *noch weiter* zu steigern.

Im ganzen war diese Arbeit für mich wenig genußreich, da das Interesse in der O.H.L. für diese „nebensächlichen technischen" Fragen gering war. So mußten denn Probleme und Lösungen „hinten herum" angefaßt und durchgeführt werden.

## Zusammenarbeit Falkenhayns mit Reichsbehörden und Marine.

Sehr geschickt wußte sich Falkenhayn dadurch eine immerhin starke Position gegen alle andern Stellen, die ihm keineswegs wohlwollten — insbesondere nicht Bethmann Hollweg —, zu schaffen, daß er den Kaiser

ſozuſagen nicht aus den Fingern ließ. Fuhr der Kaiſer nach Berlin, ſo war er ſicher nach einigen Tagen, wenn auch für kurze Zeit, auch da. Der öftere Quartierwechſel nach Pleß mag weſentlich mit durch dieſen Gedanken beſtimmt ſein. Da der Kaiſer im Fürſtlich Pleßſchen Schloß wohnte und ſich jedenfalls wohler fühlte wie in Charleville, ſo mußte Falkenhayn mit dem engeren Stab auch da ſein, ſo wenig erquicklich Pleß an ſich war.

Von einem Zuſammenarbeiten der O.H.L. mit der Reichsleitung in innerpolitiſchen Fragen kann man kaum reden. Nach Fehlſchlagen eines Antrages auf Erweiterung der Wehrpflicht im Frühjahr 1915 ruhte alles; höchſtens, daß einmal Preſſe und Zenſurfragen behandelt wurden. In die Fragen der Ernährung, des Wahlrechts uſw. hat ſich Falkenhayn nicht irgend entſcheidend eingemiſcht, leider auch nicht auf das Verhängnisvolle und Gefährliche dieſer Art „Politik" hingewieſen.

Zwar war ſchon damals zu merken, daß die Sozialdemokratie, die bei Kriegsbeginn völlig an Anhang verloren hatte und nur mühſam in Redaktionsſtuben und Parteibeſprechungen ihr Daſein friſtete, ſich langſam zu erholen begann. Die Begeiſterung des Volkes verflog eben, und der Krieg zeigte allmählich ſeine Härten.

Namentlich gewann die Lebensmittelfrage an Bedeutung und wurde geſchickt zur Aufpeitſchung des Klaſſenhaſſes benutzt. Denn der „Reiche" konnte ſich ja alles kaufen, und „reich" war für den Proletarier gleichbedeutend mit „Bürger". Die Sozialdemokratie forderte die rein ſozialiſtiſch-kommuniſtiſche Bewirtſchaftung aller Lebensmittel. Die Regierung ſah zu und ließ ſich drängen; daß hier langſam eine Gefahr erſter Ordnung heraufdämmerte, wollte niemand ſehen. Tatſächlich wäre ſie damals ſehr leicht für immer zu bannen geweſen.

In außerpolitiſchen Fragen ſtand Falkenhayn in regem Verkehr mit Bethmann Hollweg, Jagow und Tirpitz. Er wurde gefragt und gehört. Eine beſondere Rolle konnte er nicht ſpielen, da ja nichts von Bedeutung geſchah; und die Führung ſelbſt in die Hand zu nehmen, war er nicht in der Lage, ſo wenig wie ſpäter Ludendorff. Dieſe führende Rolle wäre ſchon damals in der U-Bootfrage nötig geweſen.

## Flottenpolitik, U-Bootbau und -krieg bis 1916.

Ueber dieſe Frage iſt viel geſchrieben und an ſich Neues wohl kaum noch zu ſagen. Aber tatſächlich ſind die Vorſtellungen darüber, vielleicht weil alles nur in Form von Anklagen und Verteidigung verhandelt iſt, ſehr verwirrt. Ich will verſuchen, die Hauptpunkte ſo zuſammenzuſtellen, wie ſie ſich mir bei der O.H.L. dargeboten haben.

Wenn wir überhaupt mit einem Kriege gegen England rechneten, ſo mußten wir auch mit einer feindlichen Blockade rechnen und hatten gleichzeitig die Aufgabe, unſerſeits England von der Zufuhr abzuſperren. Wie ſtand es nun mit dieſen Dingen?

Zunächſt haben wir einen Krieg mit England nicht ernſtlich genug ins Auge gefaßt gehabt. Das durfte man nur, wenn man politiſch und wirtſchaftlich eng mit England zu gehen entſchloſſen war.

England muß auf der Seeherrſchaft beſtehen! Wollten wir uns in dieſer Frage, die für England einfach die Frage von Sein und Nichtſein war, iſt und bleiben wird, mit England nicht verſtändigen, ſo war der Glaube, einen Krieg mit England vermeiden zu können, Torenwahn[1]).

Aber auch die Leute, die einen Krieg mit England kommen ſahen, glaubten nicht an die Blockade Deutſchlands durch England. Man nahm an — konnte es auch mit Recht —, daß ſchon Amerika ſich die Verbindung mit Holland nicht nehmen oder kontrollieren laſſen würde und daß wir durch Holland alles erhalten würden.

Dazu kam, daß niemand mit ſo langer Dauer des Krieges und ſo völliger Iſolierung Deutſchlands gerechnet hat.

Die Annahme hinſichtlich Amerikas und Hollands war unbedingt leichtfertig, denn man mußte die engliſche Rückſichtsloſigkeit kennen. Tatſächlich kam es ja dann ſo, daß England die Blockade ausſprach, obwohl ſie nicht effektiv und ſomit nach Seekriegsrecht unzuläſſig war. England ging aber noch viel weiter: es kontrollierte die Schiffe der ganzen Welt auf etwaige Zufuhren für Deutſchland. Das war der Fauſtſchlag ins

1) Aber dieſer Fehler entſchuldigt in gewiſſem Sinne die falſche Einſtellung der Marine. Es iſt übrigens gewiß viel für ſie geſchehen, es war nur inſofern zu wenig, als das, was geſchehen iſt, in falſcher Richtung lag, wie wir ſehen werden.

Geſicht der ganzen Welt, aber niemand wagte zu proteſtieren, bis auf Amerika. [Letzteres ſandte eine ſcharfe Note, ſprach von „ungeſetzlich" und „unverantwortlich", mit dem Erfolg, daß England ſich nicht daran kehrte, und mit dem weiteren, daß Amerika die Ohrfeige einſteckte. Weshalb tat Amerika dies? Aus Ohnmacht, Feigheit oder Profitſucht, oder aus blinder Sympathie? Gewiß nicht, es war die einfache Erkenntnis, daß England ſo handeln mußte, wenn es nicht den Krieg todſicher verlieren wollte. Der aufs Praktiſche gerichtete Verſtand der Amerikaner hatte Verſtändnis dafür. Man muß ſich vor Augen halten, daß damals in Amerika weder der blinde Deutſchenhaß noch die Kriegswut beſtand, — das kam viel ſpäter. Wie viel hätten wir aus dem Verhalten Englands lernen können!

Alſo jedenfalls, es war leichtſinnig, nicht auf eine engliſche Blockade zu rechnen, und dieſer Leichtſinn iſt uns durch die allerdings unerwartet lange Dauer des Krieges zum Verhängnis geworden. Ohne die Hungerkataſtrophe wäre in Deutſchland die Revolution ſicher nicht gekommen (daß ſie es auch trotzdem nicht *brauchte*, iſt eine andere Sache[1]).

Es war alſo ein Fehler, daß wir politiſch nicht genügend mit einem Krieg gegen England und vor allem nicht mit einer Blockade durch England gerechnet haben. Folgerichtig ſind auch die dagegen gebotenen Abwehrmaßnahmen von der politiſchen Leitung und dem Reichstag nicht zielbewußt betrieben worden. Unter dieſe Maßnahmen fiel neben der wirtſchaftlichen Vorbereitung die richtige Geſtaltung unſerer Flotte.

Ehe wir alſo betrachten, wie die Flotte bei Ausbruch des Krieges zu verwenden geweſen wäre, muß man fragen, was hätte im Frieden hinſichtlich des Flottenausbaus geſchehen müſſen und was iſt geſchehen!

Das nächſtliegende Mittel wäre geweſen, unſere Hochſeeflotte ſo ſtark auszubauen, daß wir imſtande waren, die ruſſiſche Flotte in der

1) Schon Napoleon I hat mit vollem Recht geſagt: „Es iſt der Hunger, der die Revolutionen macht", und damit die Ueberzeugung *Petrarca's* wiederholt, der (in ſeiner heute wieder ſehr nützlich zu leſenden Abhandlung De republica optime administranda) dasſelbe ſchreibt „Populorum omnium felicitas in corpore potius quam in animo sita est. Ex hac nempe solicitudine non modo gaudium popularium procedit, sed etiam securitas praesidentium. Nihil est enim terribilius plebe famelica." — Auch dem Jahre 1848 lag bekanntlich eine ſchwere Hungersnot zugrunde.

Oſtſee im Schach zu halten und die engliſch-franzöſiſche Flotte zu ſchlagen. Um aber die letztere mit Sicherheit dazu zu bekommen, ſich zur Entſcheidungsſchlacht zu ſtellen, mußten wir den Kampf ſelbſt an der engliſchen Küſte wagen können.

Ein ſolcher Ausbau war tatſächlich ſchwer, wenn man die Ueberlegenheit in der Zahl der Einheiten haben wollte.

Zunächſt hätte ſchon das bloße Ausſprechen des Gedankens — Ueberlegenheit über die engliſche Flotte — bei uns in Reichstag und Preſſe ein ſolches Palaver ausgelöſt, daß die ganze Welt gegen uns alarmiert wäre. Selbſtdiſziplin, politiſche Erkenntnis und Geſchäftsgewandtheit hatten wohl die Engländer, uns ging ſie ab. Man bedenke nur wie geräuſchvoll bei uns die doch wirklich nur dem Nötigſten entſprechende Vergrößerung unſerer Flotte betrieben iſt und wie dieſes törichte Schwatzen England die Möglichkeit gab, uns als Friedensſtörer hinzuſtellen und — ſich zu verſtärken. Man begreift wirklich nicht, wie es bei uns in vielen Hirnen ausſah, von denen die einen glaubten, Kampfanſage um die Seeherrſchaft und Hoffnung auf engliſche Neutralität vereinen zu können die andern, durch Verzicht auf eine Flotte England ſoweit zu gewinnen, daß es ſich in „friedlichem Wettbewerb" langſam von uns ſchlagen ließ.

Aber der Bau einer an Einheiten überlegenen Hochſeeflotte hatte auch noch andere Bedenken gegen ſich.

England hätte ſtets ſeinen „two power standard" aufrechtzuhalten verſucht, uns hätte es (nach damaligem Begriff) unerſchwingliches Geld gekoſtet, hätte Soldaten dem Landheer entzogen, und ſchließlich hätte es England mit noch größerer Sicherheit in den Krieg getrieben. Denn die Seeherrſchaft iſt, wie ſchon geſagt, Englands Schickſal! Wie dies je überſehen werden konnte, bleibt unklar [1]).

1) Schon in einem Prozeß, der Karl I. betraf, fiel von ſeiten des Gerichts zu Coventry am 17. Juni 1635 das Wort: „Die Seeherrſchaft, wie ſie ein altes und zweifelloſes Recht der Krone Englands iſt, ſo iſt ſie die beſte Sicherheit fürs Land. Die Holzmauer (ihrer Schiffe) ſind die beſten Mauern dieſes Königreichs". Hundertdreißig Jahre ſpäter, 1762, ſprach Lord Chatam, der ältere Pitt, das Wort: „Mögen die Miniſter Seiner Majeſtät nie jenen Grundſatz vergeſſen, den leitenden Grundſatz unſerer ganzen Politik: das einzige, was England zu fürchten hat, iſt eine maritim, kommerziell und koloniai ſich entwickeinde Großmacht." Und wiederum ein Jahrhundert ſpäter, 1862, ſagte Urquhart im Unterhauſe: „Seien Sie auf Ihrer Hut: es iſt dasſelbe Meer, das Sie beſchirmt und bedroht, das Sie trägt und belagert. An dem Tage, da England nicht mehr die Königin des Meeres iſt, wird es ſein Opfer ſein."

Dieſer Weg war alſo nicht gangbar, immerhin hätten wir mit weniger Spektakel einige zeitgemäße Schlachtſchiffe mehr haben können.

So beſchritt Tirpitz einen anderen Weg. Er ſuchte die an ſich ſchwächere Flotte durch höchſte Ausnutzung der Technik, durch überlegene Taktik und Ausbildung der ſtärkeren engliſchen Flotte gewachſen zu machen. Tatſächlich waren wir in dieſen Punkten weit überlegen — und vielleicht hätte darin noch mehr geſchehen können.

Jedenfalls hielt Tirpitz — und mit ihm der größte Teil der jüngeren Offiziere der Seekriegsleitung und des Reichsmarineamts — unſere Flotte bei Beginn des Krieges der engliſchen für *überlegen*. Es iſt völlig müßig, zu fragen, ob dies ſtimmte oder nicht, das konnte, genau wie beim Landheer, nur der Kampf zeigen. Glaubt man ſich aber gewachſen und lohnt der Einſatz, ſo muß man ihn wagen.

Folgerichtig hat ihn Tirpitz gleich zu Beginn des Krieges verlangt. Auch meine perſönliche Anſicht ging Auguſt 1914 und geht noch heute dahin, daß wir es ſofort nach ausgeſprochener Kriegserklärung (4. Auguſt 1914), mindeſtens aber im Laufe des Auguſt, hätten tun ſollen.

Die Stimmung in der Flotte war glänzend, ſie wünſchte den Kampf, und die engliſche Flotte hätte ihn damals angeſichts der innerpolitiſchen Lage in England und der militäriſchen zu Lande wohl ſicher angenommen. Obenein hatten wir gute Ausſicht, daß wir dem Gegner in der Schlagbereitſchaft erheblich voraus waren.

Siegten *wir*, ſo gab das mit unſern Landſiegen zuſammen ein ſo gewaltiges Plus, daß deſſen Auswirkung kaum zu überſehen iſt. Und ſiegten wir nicht, ſo hätte die verlorene Seeſchlacht die allgemeine Siegesſtimmung bei uns kaum entſcheidend beeinflußt; und die engliſche Flotte hätte immerhin eine ſtarke Einbuße erlitten. Aber, wer Krieg führt, will ſiegen, und dazu muß man wagen!

Nachdem dies verpaßt war und zu Lande der Stellungskrieg begonnen hatte (September 1914), lagen die Dinge weniger günſtig für uns. Ein *Seeſieg* konnte den weiteren Verlauf des Krieges damals an ſich nicht entſcheidend beeinfluſſen, es ſei denn, daß es dadurch erreicht wäre, die engliſche Blockade zu ſprengen. Das letztere darf man billigerweiſe bezweifeln.

England hätte zweifellos an Preſtige verloren, aber damit hätte es ſich abgefunden, es hatte zudem — im Gegenſatz zu uns — eine größere Anzahl Linienſchiffe im Bau, die in abſehbarer Zeit fertig wurden.

Man muß die Frage aber auch von der englischen Seite betrachten. Hatten die Engländer ein Interesse an einer Entscheidungsschlacht?

Zweifellos hätten sie unsere Flotte gern vernichtet, sie war ihnen militärisch und politisch unbequem. Denn die ganze Welt wartete doch darauf, von dem großen Seesieg der Königin der Meere zu hören. Aber die Engländer waren kühle Rechner und verzichteten auf das gefährliche Experiment. Sie wußten, daß eine von ihnen in der Nordsee erzwungene oder angenommene Entscheidungsschlacht für sie verlorengehen konnte und daß eine Niederlage ihrer Seeherrschaft und ihrem Prestige einen zwar nicht entscheidenden, aber unnötigen Stoß gegeben hätte. Und ein Sieg war auch für sie nicht kriegsentscheidend, hätte sie nur viele Schiffe gekostet.

Wir hätten also unserseits die Entscheidungsschlacht in englischen Gewässern erzwingen müssen. Wie weit das möglich war, steht dahin, die Ansichten gehen da auseinander, und der allein entscheidende Beweis — die Tat — fehlt. Sicher ist aber, daß eine Entscheidungsschlacht an der englischen Küste für uns gefährlicher und schwieriger war, als in der Nordsee.

Fassen wir alles zusammen, so kann man vom September 1914 ab die Unterlassung des Einsatzes der Hochseeflotte vielleicht verstehen und mit Gründen belegen. Ich persönlich war und bin heute noch der Ansicht, daß er zu geschehen hatte. Man kann eine Flotte nicht wie eine Dauerware behandeln. Wer rastet, rostet. Da liegt der Urgrund, weshalb die Flotte zuerst der Revolution erlag, wenn man dies auch natürlich durch andere Maßnahmen hätte verhindern können.

Tatsächlich haben wir unserer starken Hochseeflotte bescheidenere, aber immerhin wichtige Aufgaben gestellt. Sie mußte uns die Ostsee frei halten (auch gegen den russischen Gegner) für den sehr wichtig gewordenen Verkehr mit den skandinavischen Ländern und mußte unsere Nordseeküste unmittelbar schützen. Für alle diese Aufgaben in Ost- und Nordsee kam uns der Kaiser-Wilhelm-Kanal außerordentlich zustatten, und er bleibt ein großes Verdienst des Kaisers. Der Kanal gestattete das Rochieren mit der Flotte, um sie als Einheit sei es in der Ostsee, sei es in der Nordsee einzusetzen.

Es blieben für den Kampf gegen England noch zwei andere Mittel, nämlich die Bedrohung seiner Handelsschiffahrt durch Kreuzer und

U-Boot. Dieſer Kampf war ſogar für England gefährlicher, wie der gegen ſeine militäriſche Stärke zur See, die Hochſeeflotte.

Hinſichtlich der Kreuzer gilt das oben Geſagte in gleicher Weiſe; die dazu nötige Kreuzerflotte wäre nie vom Reichstag bewilligt worden und wäre auch ein unbedingter casus belli geweſen.

Tatſächlich haben wir zu wenig Kreuzer gehabt und die vorhandenen entſprachen mehr den Forderungen des Seekrieges, als des reinen Kaperkrieges. Ein Vorwurf läßt ſich aber daraus gegen die Marineleitung in der Vorkriegszeit nicht konſtruieren, höchſtens gegen die politiſche Leitung. Während des Krieges den erkannten Mangel auszugleichen, war natürlich unmöglich.

Es kam hinzu, daß England überall auf der See Stützpunkte hatte und wir nicht. So war England gewaltig im Vorteil. Es iſt wohl möglich, daß, ſelbſt wenn wir die engliſche Flotte geſchlagen und erheblich mehr Kreuzer beſeſſen hätten, England ſeinen Handelsverkehr im weſentlichen hätte aufrecht erhalten können, dank ſeiner auf Stützpunkte baſierten Kreuzer und leichten Seeſtreitkräfte.

Es hätte alſo der dritte und letzte Weg beſchritten werden müſſen, der U-Bootbau. Zweifellos marſchierten wir techniſch damit an der Spitze. Aber man hätte eben zielbewußt das Boot für den Kreuzer- und Unterwaſſerkrieg ausbilden oder ſeinen Bau mindeſtens vorbereiten müſſen. Denn natürlich konnte man, ſolange man noch im Verſuchsſtadium war, große Serien nicht bauen laſſen. Wären wir 1914 mit 180 U-Booten in den Krieg getreten, ſo hätten wir damit 1915 die Entſcheidung nicht weit gehabt.

Doch dies alles war nicht geſchehen und ſo mußten wir mit dem rechnen, was im Auguſt 1914 da war.

Schnell zeigte es ſich, was das U-Boot konnte und was es nicht konnte. Trotz Weddigens kühner Tat war das U-Boot nicht das überlegene Kampfmittel gegen feindliche Kriegsſchiffe. Aber gegen Handelsſchiffe war es geeignet. Es konnte die entſcheidende Waffe gegen England werden, um ihm das anzutun, was es uns angetan hat, „die Aushungerung". Zwar war größerer Aktionsradius, größere Geſchwindigkeit über und unter Waſſer ſowie ſtärkere Torpedo- und Geſchützausrüſtung nötig. Das war zu leiſten. Und nun hätte die Tätigkeit der Marine von 1914 ab hauptſächlich in folgenden Punkten liegen ſollen:

a) Beſchleunigung der Konſtruktion der nach den Aufgaben nötigen U-Boottypen. Zugleich Beſchleunigung der Verſuche (z. B. Verbeſſerung der Torpedos uſw.).
b) Einrichtung neuer Werften für den U-Bootbau.
c) Beſtellung von U-Booten, und zwar möglichſt bald im Serienbau.
d) Einſtellung aller Linienſchiffs- uſw. Bauten zugunſten der U-Boote.

Das iſt jedenfalls nicht früh und nicht durchgreifend genug geſchehen. Gleichzeitig hätte man allerdings dann den rückſichtsloſen U-Bootkrieg erklären ſollen, ſobald wir annähernd genug Boote gehabt hätten, d. h. etwa Mitte 1915. Bis dahin ließ man den Feind am beſten in Ruhe!

Freilich war der U-Boot-Unterwaſſerkrieg gegen Handelsſchiffe eine neue, im Seekriegsrecht noch nicht vorgeſehene Form. Nach den bisher geltenden Geſetzen mußte das U-Boot, wie im Kreuzerkrieg vorgeſehen, das feindliche Handelsſchiff zum Halten auffordern und durfte es durchſuchen. Zum Waffengebrauch war es nur befugt, wenn der Gegner nicht ſtoppte, ſelbſt angriff oder Widerſtand leiſtete. Darauf — d. h. auf den U-Bootkreuzerkrieg konnte ſich das U-Boot nicht einlaſſen, da es dieſer Kriegsform überhaupt nicht gewachſen war. (Der ſpätere U-Kreuzer von 3000 Tonnen Deplacement hätte es ſchon beſſer gekonnt.)

Es kam hinzu, daß der Engländer ſeinerſeits mit allen unerlaubten Mitteln arbeitete. Er fuhr unter fremder neutraler Flagge, er gab Anweiſung an die Handelsſchiffe, die U-Boote anzugreifen und er ſtattete ſeine Handelsſchiffe mit Geſchützen uſw. aus. Das waren Verſtöße gegen das Seekriegsrecht, aber ſie waren nötig, um dem U-Boot den Kreuzerkrieg völlig unmöglich zu machen. Und deshalb ſcherte ſich England an keinen Einſpruch wegen der Ungeſetzlichkeit ſeiner Mittel. Was konnten wir nun tun? Es gab nur eins, den von allen Hemmungen befreiten U-Bootkrieg im Sperrgebiet. Wir hätten aber klipp und klar, nach engliſchem Muſter, ausſprechen ſollen: „So, jetzt beginnen wir mit dem Unterwaſſerkrieg aus den und den Gründen, vor allem, weil wir keine Luſt haben, uns aushungern zu laſſen. Wir verſtehen, daß England an der Blockade feſthält, trotz aller Proteſte. Gut, aber wo wir die Macht haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, tun wir es ſelbſtverſtändlich.“

Gewiß hätten wir genau, wie die Engländer, von Amerika gepfefferte Proteſtnoten erhalten, aber man hätte unſere Notlage verſtanden und gewürdigt. Wahrſcheinlich wenigſtens, und ſicher mehr, wie im Frühjahr 1917, wo alles ſchon gegen uns aufgehetzt war. Aber

ſelbſt wenn nicht, ſo hätten wir den amerikaniſchen Munitionszufluß des Jahres 1915 und 1916 erheblich eingeſchränkt. Ob England 1915 überſtanden hätte, darf billigerweiſe als fraglich gelten.

Man kann einwenden, daß dann Amerika viel früher in den Krieg eingetreten wäre und daß wir dann noch *vor* Rußlands Ausſcheiden auch dieſen Gegner hinzubekommen hätten. Das trifft nicht zu! Das amerikaniſche Volk war zu Beginn des Krieges alles andere wie kriegsluſtig. Es hat langer, ſchwerer Beeinfluſſung durch die Preſſe bedurft, bis es ſoweit war. Und dieſe Erregung der Gemüter iſt, abgeſehen von dem Lügengeſpinſt über Kriegsgreuel, Boches, Hunnen uſw., gerade durch unſere *ſchwankende* Haltung in der U-Bootfrage veranlaßt. Dieſes Schwanken wurde geſchickt als Verlogenheit und Täuſchung ausgenutzt.

Wie wurde verfahren? Statt einer Erklärung in dem Sinn, wie oben angedeutet, ſuchten wir die Welt zu belehren über die Rechtswidrigkeit der engliſchen Blockade (was jedes Kind wußte), über unſer Recht, das U-Boot zu gebrauchen (wofür es aber kein internationales Recht gab), und wir baten dann um freundliche Sanktionierung dieſes U-Bootkrieges und warnten alle Neutralen vor Seefahrten, die ſie in Gefahr brächten. Dies ganze Verfahren mußte Kritik, Widerſpruch und Verſtimmung erzeugen.

Es erzeugte aber auch Unſicherheit bei den U-Bootkommandanten, was zu Mißgriffen führte. Der „Luſitania"-Fall war auf alle Fälle bedauerlich und nicht zu billigen. Man fühlte das auch in Deutſchland, trotzdem gab man eine gewundene Entſchuldigung und Rechtfertigung heraus, gelobte ſozuſagen Beſſerung und wenige Tage darauf war der „Arabic"-Fall da. Man höre Augen- und Ohrenzeugen darüber, wie unſer falſches Vorgehen, von den Gegnern geſchickt ausgenutzt, in Amerika uns die Sympathien verſcherzt hat. Es hat uns auch nichts geholfen, daß wir ſchließlich den rückſichtsloſen U-Bootkrieg auf den Druck der Proteſtnoten eingeſtellt haben. Die Saat des Haſſes und der Lüge war inzwiſchen aufgegangen, wobei unſer falſches Vorgehen gewirkt hat wie ein warmer Gewitterregen im Frühjahr; und 1917 war das amerikaniſche Volk dann auf den Krieg gegen uns eingeſtellt, auch ohne U-Bootkrieg. Doch davon ſpäter.

Zweifellos iſt alſo vieles verſehen worden. Die Schuld liegt aber in erſter Linie bei der politiſchen Leitung; wenn auch die Marine nicht ganz unſchuldig iſt. Da bei der Marine das Reichsmarineamt abſolut

entſcheidend, in dieſem aber wieder der Großadmiral von Tirpitz der beſtimmende Mann war, ſo iſt die Frage einfach: Welche Haltung hat Admiral von Tirpitz eingenommen?

## Charakteriſtik des Großadmirals von Tirpitz.

Großadmiral von Tirpitz war ein eminent fähiger Mann. Allgemeines und fachtechniſches Wiſſen, große Geſchicklichkeit in der Meiſterung der jeweiligen Lage (nur er wurde einigermaßen mit unſerm Grundübel, dem Reichstag, fertig) und politiſche Veranlagung waren in ihm vereint. Er hat den großen Krieg kommen ſehen und hat ſich und die Marine auf ihn einſtellen wollen. Man könnte ihm vorwerfen, daß er erſtens die Vorbereitungen der Marine, ihre Verſtärkung uſw. nicht rechtzeitig durchgeſetzt hat, und zweitens, daß er das U-Boot unter-, die Schlachtflotte über-ſchätzt hat.

Den erſten Vorwurf muß man überhaupt fallen laſſen, denn der Großadmiral hat unter Berückſichtigung aller Widerſtände, die er überall fand, wie oben (S. 94) gezeigt, Erſtaunliches geleiſtet. Daß er bei der letzten Heeresvorlage Marineforderungen abgeſetzt hat, um dem Heere zu helfen, beweiſt nichts gegen ihn, ſondern zeigt im Gegenteil ſein klares politiſch-militäriſches Denken. Wurde das Heer geſchlagen, half die beſte Flotte nichts.

Der zweite Vorwurf, nämlich Verkennung des U-Bootes, iſt ſchon eher berechtigt, denn ſchon im Frieden haben viele auf das U-Boot hingewieſen. Aber das U-Boot war noch im Verſuchsſtadium, Serienbau alſo, wie die Sache inner- und außerpolitiſch ſtand, nicht möglich.

Dazu kam die Frage, wird England die Blockade anſagen? Geſchah das nicht, hielt England ſich überhaupt an das Seekriegsrecht, ſo war der rückſichtsloſe U-Boot-(Unterwaſſer-)Krieg gegen Handelsſchiffe kaum zu rechtfertigen. Und dazu kam, daß nur wenige mit einem mehrjährigen Aushungerungskrieg gerechnet haben und die wurden auch nicht ernſt genommen [1]). Das waren alſo recht viele Faktoren, die gegen

1) Zu dieſen wenigen gehörte der große Feldmarſchall von Moltke. Im übrigen hat auch der Generalſtab in Anſehung der Möglichkeit eines langen Krieges auf eine wirtſchaftliche Vorbereitung des Krieges — insbeſondere Schaffung einer Getreidereſerve — hingewirkt. Die betr. Verhandlungen — ich glaube in den Jahren 1909/10 waren vergeblich — die Koſtenfrage ließ alles ſcheitern.

Bereitſtellung einer großen U-Bootflotte im Frieden ſprachen, und gegen die Tirpitz im Reichstag kaum durchgedrungen wäre.

So bleibt von den oft gehörten Vorwürfen gegen Tirpitz aus der Zeit des Friedens herzlich wenig, die Schuld liegt bei andern. Im Kriege hätte er allerdings, meiner Meinung nach, ſpäteſtens vom Herbſt 1914 ab alles auf den rückſichtsloſen U-Bootkrieg einſtellen müſſen. Er wäre an Bethmann und Genoſſen ſicher geſcheitert, aber er wäre vollkommen gerechtfertigt. Wer will, mag ihm hieraus einen Vorwurf machen. Tirpitz war trotzdem vielleicht der einzige „große Mann", der ſich lange beim Kaiſer gehalten hat. Daß er dabei hat lavieren müſſen, wird niemand bezweifeln und iſt natürlich.

## Das Jahr 1916. Verdun.

Es kam das Jahr 1916. Der ſerbiſche Feldzug war beendet, Rußland im Augenblick ſchwach, und ſo ſchien der Moment gekommen, gegen die Entente im Weſten [1]) einen ſtarken Schlag zu führen. Kräfte, namentlich Artillerie, waren da. Merkwürdigerweiſe verfiel Falkenhayn zunächſt auf Belfort. Daß der Angriff über die vielen Defileen hinweg und eingeengt durch die Vogeſen einerſeits, die Schweiz anderſeits nicht einmal Chancen bot, an Belfort heranzukommen, daß ferner, auch wenn dies glückte, die Wegnahme ſehr ſchwer und endlich für eine großzügige Fortſetzung der Offenſive in das Innere Frankreichs nichts gewonnen war, trat anſcheinend zurück gegen den Gedanken, den Feind gänzlich von deutſchem Gebiet zu vertreiben. Es gelang ſchließlich, dieſen Plan zu Fall zu bringen.

Verdun wurde gewählt. Es war kein wirklich großes ſtrategiſches Ziel, wie es etwa ein Durchbruch in Richtung Reims-Paris oder gleich an den Kanal heran gehabt hätte. Zu einem ſolchen waren wir auch indes noch nicht ſtark genug, er kam alſo nicht in Frage. Aber man hoffte mit Recht durch Zertrümmerung der ſtärkſten Stelle der franzöſiſchen Front und Wegnahme der größten Feſtung einen durchſchlagenden moraliſchen Erfolg zu haben. Ob dieſe Rechnung richtig war,

1) M. E. hätte man allerdings ſich damals am beſten gegen Rumänien gewendet. Rumäniens Haltung war kaum noch neutral; wo es konnte, machte es Schwierigkeiten. Ob wir nach Rumäniens Niederwerfung, die ſehr leicht war, dann noch Verdun angriffen, oder zu einem Durchbruch ſchritten, war von der Lage abhängig.

ist schwer zu sagen. Für Skeptiker wird hier immer Raum bleiben, denn der Franzose ist in seinem Nationalstolz moralisch nicht leicht zu erschüttern. Immerhin wäre Verdun eine schwere Belastung gewesen. Außerdem bot Verduns Fall den Vorteil einer erheblichen Frontverkürzung und -verbesserung. Fiel also Verdun schnell, mit geringen Verlusten für uns und schweren für die Franzosen, so war viel gewonnen für die Fortsetzung des Krieges. Der Gedanke, Verdun zu nehmen, war also unter den angegebenen Voraussetzungen richtig, nur die Art der Ausführung war von vornherein falsch.

Der Angriffsentwurf kam; er sah den Angriff im wesentlichen nur auf der schmalen Ostfront vor. Der Grundgedanke dabei war etwas eigenartig, wie ich mündlich erfuhr: „Verdun sei wie ein starker Panzer anzusehen, in den man sozusagen eine Bresche schlagen müsse. Ein Vergleich mit Maubeuge und Antwerpen ließe sich nicht ziehen."

Am 31. Januar 1916 traf ich in Stenay bei der Kronprinzenarmee ein und machte sofort meine Bedenken gegen die zu schmale Angriffsfront geltend, mit dem Ergebnis, daß der Chef, General von Knobelsdorf, zum Schluß mir verbot, an die O.H.L. ohne sein Wissen zu melden. Das war ein unzulässiger Befehl, aber ich wußte, Falkenhayn hätte nachgegeben (er war stets nachgiebig gegen Knobelsdorf; weshalb, weiß ich bis heute nicht). Ich meldete gleichwohl zweimal dringend an Oberst Tappen, die Meldungen sind auch angekommen. Ihr Wortlaut ist in meinem Besitz. Meine Vorstellungen, den Angriff sofort auf dem Westufer kräftig mit anzusetzen, waren vergeblich. In den ersten Februartagen kam Falkenhayn, ich trug ihm mündlich erneut meine Bedenken wegen der zu schmalen Angriffsfront vor. Es war vergeblich. Richtig fühlte der Kronprinz, aber er wurde ausgeschaltet.

Die Angriffsanordnungen waren zunächst sehr unklar, allmählich wurde das gebessert. Um so besser waren die Vorbereitungen im Gelände getroffen. Der Major Hasse, Chef des Generalkommandos des VI. Korps, hat sich hier in unermüdlicher Arbeit große Verdienste erworben. Gedankt hat es ihm niemand!

Die Franzosen hatten nichts gemerkt. Ich war selbst oft vorn und habe z. B. vom Bois de Consenvoye aus auf wenige hundert Meter mir ihre Stellungen betrachtet.

Ungünstiges Wetter schob den Angriff hinaus. Endlich ging er los — und mit vollstem Erfolg. In den ersten drei Tagen übertraf die feindliche

Gefangenenzahl unsere Verluste um das Dreifache. Aber dann kam der Stopp. Das Wetter wurde schlecht, Naßschnee mit Sturm, unsere Artillerie kam nicht nach und die Infanterie litt unsagbar in dem feindlichen Feuer und durch das Wetter. Hätte man sie wenigstens rechtzeitig abgelöst, frische Truppen hätten es vielleicht doch noch geschafft. Hauptsächlich aber rächte es sich jetzt, daß man die Westfront nicht mit angegriffen hatte, denn von hier flankierte der Gegner, der von der Côte de Marre so ziemlich in alle Täler hineinsah, den Angriff. Zwar glückte es noch, Ft. de Douaumont zu nehmen, aber dann setzte ein fürchterliches blutiges Abringen ein, das uns — allerdings dem Gegner auch — ohne Zweck und ohne Gewinn unendliche Opfer kostete. Der später noch, obenein zu schwach, angesetzte Westangriff blieb dem nunmehr vorbereiteten Gegner gegenüber auch liegen.

Der Verlauf der Kämpfe läßt keinen Zweifel, daß wenn der Angriff von vornherein gleichzeitig auf Ost- und Westfront erfolgt wäre, Verdun Ende Februar in unserer Hand gewesen wäre. Das glatte Vordringen zu Anfang auf der Ostfront hatte es bewiesen, daß der Gegner unvorbereitet war. Standeu wir aber auf der Linie Ft. de Douaumont-Côte de Marre, so war Verdun unser. Uebrigens hätten die Franzosen ja ohnedies Ende Februar um ein Haar kapituliert!

Das Ganze war eine Tragödie erster Güte. Ich stand, zur Untätigkeit und Machtlosigkeit verdammt, dabei und litt seelisch Folterqualen. Ich bat schließlich in das G.H.Qu. (damals Charleville) zurückkehren zu dürfen. Inzwischen mehrten sich die Anzeichen der feindlichen Sommeoffensive. Vergeblich wurde Tappen darauf hingewiesen, vergeblich Befehle vorgelegt, die ein Herauslösen von Artillerie bei Verdun anordneten, um für die drohende Gefahr etwas in der Hand zu haben. Alles wurde abgelehnt. Mein getreuer Mitarbeiter, Major Frahnert, klappte vor Aufregung und Empörung an Herzneurose zusammen und ich überlegte schon damals ernstlich, wie man die ganze unhaltbare Situation zur Klärung bringen könne. Wer weiß, was geschehen wäre! Da, eines Tages, lag ich mit Mittelohrentzündung. Die Krankheit verlief bösartig, ich mußte in die Heimat und war völlig apathisch. Langsam nur erholte ich mich. In den ersten Augusttagen kehrte ich ins G.H.Qu. nach Pleß zurück.

## Kämpfe an der Somme.

Die Situation an der Front war äußerſt geſpannt. Die Kämpfe an der Somme waren inzwiſchen entbrannt. Wir hatten, nicht darauf vorbereitet, ſchwere Verluſte erlitten, die noch durch unzweckmäßige Gegenangriffe erhöht waren. Zudem entſprach unſere Abwehrtaktik noch immer nicht genügend dem veränderten Kampfverfahren der Feinde. Zwar waren die Franzoſen nicht durchgebrochen, aber wir waren moraliſch geſchlagen. Und die hohen Verluſte von Verdun und der Somme zuſammen hatten die Kampfkraft und auch den Geiſt der Truppen auf das übelſte erſchüttert.

Jetzt war im Oſten auch die große Bruſſilowoffenſive erfolgt. Trotz der ſchwierigen Lage im Weſten gab Falkenhayn wohl oder übel Kräfte nach dem Oſten ab, aber zögernd und tropfenweiſe. So ſah es bald auch im Oſten, zumal das k. und k. Heer ſich immer ſchlechter ſchlug, ſehr bedenklich aus. Zudem ſtand Rumäniens Kriegserklärung offenſichtlich vor der Tür. Aber daran *wollte* offenbar weder Falkenhayn noch der Kaiſer glauben. Bethmann ſah richtiger, er verlangte militäriſche Maßnahmen, drang aber nicht durch.

## Falkenhayns Rücktritt. Erſatz durch Hindenburg-Ludendorff.

Das Bild wurde trüber und trüber. Falkenhayn war nervös, ſeine Führung wurde mehr und mehr ein notdürftiges Flicken zur Abſtellung dringendſter Nöte. Tappen war ruhig wie immer, ironiſch, und tat, als ob ihn alles nichts anginge. Wir ſahen das mit Grauen. Eines Tages kam einer der jüngeren Offiziere im Auftrage der andern zu mir und erklärte, ich (als Aelteſter nach Tappen) müſſe eingreifen. Nach einigem Zögern entſchloß ich mich, zum damaligen Kriegsminiſter Wild von Hohenborn zu gehen. Es erfolgte nichts! Nun ging ich zum General von Pleſſen. Dieſer war zunächſt über die Eigenart unſeres Schrittes entrüſtet und ich brauchte einige Zeit, um ihm zu beweiſen, daß nur höchſte Not uns zu dieſem unmilitäriſchen Verfahren gebracht hätte. Im übrigen glaubte er mir, holte ſich dann aber doch noch den Oberſt Graf v. d. Schulenburg, der vor Verdun Chef war. Was weiter geſchah, weiß ich nicht. Jedenfalls drang Pleſſen, infolge des Widerſtandes des Generals von Lyncker, nicht durch. Das war Anfang Auguſt

in Charleville. Einige Tage ſpäter fuhren wir wieder nach Pleß. Die Lage wurde immer ſchwieriger. Wir waren verzweifelt. Als ich mit Freiherrn v. d. Busſche am Abend des 27. Auguſt 1916 im Park von Pleß einen kurzen Spaziergang machte, trafen wir den Kaiſer. Er war ruhig und heiter und erzählte ſofort, „Rumänien würde uns ſicher nicht den Krieg erklären, er habe gute Nachrichten; zudem ſei es in der Maisernte". Als wir in unſern Arbeitsraum zurückkamen, ging die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung Rumäniens ein. Am nächſten Morgen ging ich erneut zu General von Pleſſen, ſtellte ihm vor, daß nur Ludendorff die Sache retten könne und bat ihn inſtändigſt um ſeine Hilfe. Bald erhielt ich die Nachricht, daß der Kaiſer eingewilligt habe, Hindenburg und Ludendorff wurden gerufen.

Am 29. Auguſt früh — ich hatte, wie leider oft, kaum geſchlafen — erhob ich mich. Trübes Wetter, noch trübere Stimmung. Plötzlich hellte es ſich auf und die Sonne brach lachend durch. In hellſtem Sonnenſchein fuhren Hindenburg und Ludendorff in Pleß ein. Eine kurze ernſte Beſprechung mit dem Kaiſer, dann kam Ludendorff zu uns und drückte uns ſtumm die Hand. Ob er geahnt hat, was vorangegangen war?

## Rückblick über Falkenhayns Tätigkeit 1914—16.

Es ſei hier ein kurzer Rückblick auf die Aera Falkenhayns geſtattet.

Er übernahm die Heeresleitung in denkbar ſchwieriger Lage, über die zudem kein klares Bild zu gewinnen war. Man kann ihm alſo die Schuld des Marne-Rückzuges nicht überwiegend zuſchieben. Immerhin muß ausgeſprochen werden, daß wenn Ludendorff an Stelle von Falkenhayn in die O.H.L. eingetreten wäre, der Rückzug ſicher ſchnell abgeſtoppt und der Stellungskrieg vielleicht vermieden worden wäre. Ueber die Frage, wie weit eine Fortſetzung der Offenſive ohne den Marneſchlag erfolgreich geweſen wäre, läßt ſich natürlich ſtreiten (vgl. Seite 54 u. f.). Wir hätten immerhin unvergleichlich viel beſſere Chancen dafür gehabt. Auch war, wenn wir ſüdlich Paris ſtanden, die Abſchneidung der Creuzotwerke nicht unmöglich.

Die Kriegführung im Weſten vom Herbſt 1914 an litt empfindlich durch den Mangel ſowohl an Munition wie an Gerät und an Erſatz. In allen Punkten griff Falkenhayn, der dafür nichts konnte, ein, aber angeſichts der Hinderniſſe nicht mit der nötigen eiſernen Feſtigkeit und

Konsequenz, so daß dies alles auf halbem Wege liegen blieb. Das schlimmste war dabei, daß er seinen Untergebenen nicht unbedingte Unterstützung lieh. Der Grund hierzu lag vielleicht bei Falkenhayn darin, daß er aus mangelnder Uebersicht mißtrauisch die einzelnen gegeneinander auszuspielen versuchte, in dem Glauben, sie dann zu beherrschen. In seinem Stabe hörte er, wie erwähnt, eigentlich nur auf Tappen und Sieger, denen er zuviel überließ. Ich bin überzeugt, daß Tappen ihn über die abweichenden Ansichten der Abteilung überhaupt nie unterrichtet hat, er hörte ja selbst nicht darauf. Namentlich Oberstleutnant Frahnert kann davon ein Lied singen.

Daß er es unterließ, den Gaskampf voll auszunutzen, ist bereits erwähnt. Gorlice war ein großer Entschluß; ob er ihn völlig selbständig gefaßt hat oder ob das monatelange Drängen verschiedener Herren des Stabes — vor allem des Majors v. d. Bussche — ihn mit dazu geführt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat Major v. d. Bussche diesen Gedanken sehr früh, und auch *vor* Conrad von Hötzendorff, vertreten.

Falsch war es jedenfalls, daß diese Offensive nicht großzügig sich mit einer Umklammerung von Oberost her verband, wobei eine Vernichtung des russischen Heeres möglich gewesen wäre. Die Offensive bei Gorlice hätte dann aber *rechtzeitig* abgebrochen werden müssen, was nicht geschah, obwohl das Wetter (es setzte starker Regen ein) diesen Entschluß erleichterte. So kamen wir in den serbischen Feldzug *zu spät*. Er verlief trotzdem, als Einzeloperation betrachtet, glänzend. Daß man dann nicht Rumänien vor ein Ultimatum stellte, war ein politischer Fehler, der sich bitter gerächt hat [1]).

Der Entschluß, im Frühjahr 1916 auf der Westfront eine Entscheidung einzuleiten, war gut, denn unsere Ueberlegenheit an Artillerie und Truppen war nicht unbeträchtlich. (Besser wäre es freilich gewesen, wir hätten Verdun 1914 gewonnen und, was leicht möglich war, die Argonnen behauptet.) Der Angriff auf Verdun hatte auch 1916 an sich beste Aussichten, wenn er richtig, d. h. *genügend breit, auf beiden Ufern der Maas* erfolgt wäre. So kam der zu schmal angesetzte Angriff zum Stehen und wurde, planlos fortgesetzt, ungeheuer verlustreich. Er hätte spätestens Mitte März aufgegeben werden müssen.

1) Aber er trifft nicht Falkenhayn. Uebrigens hätten Demokraten und Sozialdemokraten sich zweifellos gegen ein solches Ultimatum gestemmt. Für sie wäre es eine neue Vergewaltigung à la Belgien gewesen.

Die Schuld trifft hier neben Falkenhayn beſonders Tappen, der auf keine Vorſtellungen hörte, und den ſchon genannten Stabschef der Kronprinzenarmee, General Schmidt von Knobelsdorff. Die Fortſetzung des Angriffs, bis in den Sommer hinein, zog das Auge Falkenhayns von der Somme ab, wo uns der feindliche Angriff unvorbereitet fand und ſchweren Schaden brachte. So ſtanden wir ſehr ungünſtig, als die Bruſſilowoffenſive einſetzte und Oeſterreich aufs ſchwerſte bedrohte. Unſere Hilfe kam zögernd und ſehr ſpät, wodurch die rumäniſche Kriegserklärung ausgelöſt wurde. Hier hat ſich Falkenhayn vollſtändig getäuſcht, da er bis zuletzt an einen rumäniſchen Krieg nicht glauben wollte und ſomit auch keine ausreichende Gegenmaßnahmen traf.

Die Mitwirkung Falkenhayns endlich in der Politik war nicht feſt und zielbewußt genug. Man kann ſagen, daß ſie ihn nichts anging, ſondern den Reichskanzler. Das ſtimmt aber nicht. Der Feldherr — und das war er — muß die Strategie auf die Politik einſtellen. Eines ohne das andere iſt gar nicht denkbar und die *großen* Feldherren waren daher auch alle ausnahmslos klarſehende Politiker (vgl. Seite 145 ff.). Nur Reichstagseitelkeit konnte dem Feldherrn die Politik verſagen und ſogar behaupten, „Feldherren hätten nie etwas von Politik verſtanden". Dieſe Leute haben offenbar ſelbſt ihre geringen Schulkenntniſſe vergeſſen.

Der U-Bootkrieg, im Jahre 1914 mit vollſtem Nachdruck begonnen und genährt, hätte uns ein Mittel für die Entſcheidung gegeben. So iſt es ihm ſpäter nicht gelungen. Allerdings wird man zugeben müſſen, daß Kanzler und Reichsmarineamt die Hauptſchuld an der Unterlaſſung getragen haben, nicht Falkenhayn.

Es ſind „Fehler" während ſeiner Amtszeit und auch von ihm perſönlich zu vertretende gemacht worden. Allein: wer macht keine? Trotz allem muß anerkannt werden, daß Falkenhayn ein großzügiger Mann war. Wenn wir im Reichstag und in der Regierung auch nur ein paar Männer gleichen Schlages gehabt hätten, *wäre der Krieg* nie verloren.

# II. Teil.

# Der Krieg vom Eintritt Hindenburgs und Ludendorffs in die O.H.L. bis zu den Frühjahrsoffenſiven 1918.

## Charakteriſtik Hindenburgs.

Hindenburg war der Typ des ſchlichten altpreußiſchen Generals. Eine große ſtolze Erſcheinung, für ſein Alter überraſchend friſch und rüſtig, machte er ſchon rein äußerlich einen imponierenden Eindruck.

Er ſah alles nur mit dem Auge des Soldaten. Politik und alles Nichtmilitäriſche lag ihm fern, und er hielt es daher möglichſt von ſich ab, oder beſſer geſagt er glaubte, ſich davon fernhalten zu müſſen. Er hatte ſich den unlösbaren Zuſammenhang von Politik und Kriegführung (vgl. Seite 145) noch nicht zu eigen gemacht und legte ſich die im Offizierkorps herrſchende Glaubensformel, „der Offizier ſoll keine Politik treiben" dahin aus, daß er ſich nicht um ſie kümmern dürfe.

Wo er ſich ſchließlich — leider zu ſelten und oft nach langem Drängen — zu Einſprüchen bei der politiſchen Reichsleitung uſw. entſchloß, geſchah es nur in Dingen, deren unmittelbare Rückwirkung auf die Front er täglich ſehen und ſozuſagen abfühlen konnte. Dies war z. B. in Ernährungsfragen der Fall, ſpäter in Fragen des moraliſchen Geſundbleibens und der wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit der Heimat, die als Mutterboden des Heeres deſſen Schlagkraft entſcheidend beeinflußten.

Aus dieſem rein militäriſchen Denken und Empfinden folgte die Natur ſeines Verhältniſſes zum Kaiſer, das den Rahmen des perſönlich durch Eid dem Oberſten Kriegsherrn verpflichteten Offiziers nie verließ. Und dieſer Eid wiederum war ein in ihm ſtets lebendiges Element, der ſeine Wurzeln in der einfach ſchlichten, aber tiefen Gottesfurcht des Feldmarſchalls fand, die ſeiner Seele gleichzeitig eine unerſchütterliche Ruhe

und eine abgeklärte Heiterkeit verliehen. Nie hat sein Gottvertrauen eine Anfechtung erfahren, nie der Glaube an die Gerechtigkeit der deutschen Sache, nie die etwas patriarchalische fürsorgliche Liebe zum deutschen Volk, das er anders als heldenhaft und groß sich nicht denken konnte. Und daß es erreichen würde, was es verdiente, stand ihm als empfundene Ueberzeugung fest. Ob er heute darüber noch ebenso denkt, weiß ich nicht. Sicher ist, daß wir damals alle, besonders in schwerer Lage, diese ruhige Selbstsicherheit seines Wesens geschätzt und uns, nach manchen Nackenschlägen, an ihr wieder hochgerichtet haben. Er war in Wirklichkeit, bis gegen das Ende hin, der von Ehrfurcht umgebene Vater der O.H.L. und besonders für die Operationsabteilung.

So war denn auch der Eindruck, den er auf die zahlreichen Besucher machte, ungewöhnlich groß.

Seine Gottesfurcht, seine Treue und seine Schlichtheit schützten ihn vor jeder Ueberhebung. Er nahm die großen begeisterten Ovationen mit prächtigem Humor geduldig hin. Eines Tages, auf einer Reise, hielt der Zug in Hannover. Eine große Menschenmenge wartete. Wir saßen beim Essen. Der Feldmarschall erhob sich und stieg aus. Er wurde, wie üblich, gefeiert und sprach seinerseits einzelne Leute an. Als wir weiterfuhren sagte er, heiter lächelnd: „Ja, ich komme mir vor wie der große Elefant im Zoologischen Garten am Sonntag."

In seinen Entschlüssen als Feldherr und Stratege stützte er sich ganz auf Ludendorff. Er besaß ausgesprochene Gabe, das Gute sofort herauszufühlen, zu erfassen, festzuhalten und zu vertreten. Ich habe ihn, solange Ludendorff da war, in militärischen Fragen nie schwanken sehen. In der letzten Zeit, wo es immer unermüdlichere Arbeit gab, fing sein Geist an zu ermüden. Es war ja auch für uns Jüngere übermenschlich.

Da er sich mit Politik nie befaßt hatte, so ist sie ihm ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Das war schlimm, denn es hielt sehr schwer, ihn zum energischen Handeln zu bewegen, obwohl dies sehr nötig war. Und er hinderte sogar manchmal Ludendorff dadurch, daß dieser als sein ihm immerhin Unterstellter sich nicht frei betätigen konnte. Wie wenig er die Sache politisch übersah, zeigte sich bei Ludendorffs Weggang. Er ging von Ludendorff zu Groener über — die doch zwei Antipoden an Weltanschauung und Charakter waren — und hat so dem Kaiser, der für ihn alles war und den er retten wollte, den schlechtesten

Dienſt erwieſen. Was er ſelbſt dabei ſeeliſch gelitten haben mag, als ſein Kaiſer ging und wie er im Innerſten durch den Zuſammenbruch erſchüttert wurde, weiß wohl keiner. Einblick in die letzten Tiefen ſeiner Seele, wo Leben, Denken, Wollen und Charakter ſich unmittelbar umfangen, hat er niemand verſtattet.

## Charakteriſtik Ludendorffs.

Eine ganz andere Natur war Ludendorff. Auch er war allerdings mit Leib und Seele Soldat, wie Hindenburg, aber neben der Treue zu ſeinem Kaiſer ſtand beherrſchend eine große tiefe Liebe zum deutſchen Volk. Dieſe Hingebung für das Volk war die einzige Richtlinie ſeines Handelns, und wo es um Zukunft, Wohl und Wehe dieſes Volkes ging, trat das right or wrong in die zweite Linie. Auch er glaubte an des Volkes Größe, ſeinen edlen Sinn und ſein nationales Ehrgefühl. Die Enttäuſchungen, die er darin erlebte, ſchlugen ihn gegen Ende des Krieges mehr nieder als alles andere. Er wollte förmlich nicht daran glauben, und darin liegt die Erklärung, daß er nicht rechtzeitig alle Energie gegen die ſich mehr und mehr zeigende Zerſetzung aufbot.

In ſeinem Charakter war der Wille die ausſchlaggebende Seite. Das Wort „Verantwortung" war ihm fremd, es konnte ihn nie von der Durchführung des als richtig Erkannten abbringen. Aber hinter dem Willen ſtand ein meſſerſcharfer, klar abwägender und urteilender Verſtand und eine ungewöhnliche Auffaſſungsgabe. Er war alſo auch nicht eigenſinnig im Willen, ſondern war jederzeit verſtändigen Einwendungen zugänglich. Zu allem dieſem kam eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Genie iſt Arbeit, hat Schlieffen einmal geſagt. Jedenfalls iſt ſie nötig für jeden Mann, der etwas leiſten will, ſie iſt eine conditio sine qua non, man braucht nur an Friedrich den Großen, Napoleon uſw. zu denken. Und ſie war bei ihm geradezu überwältigend. Von früh 8 bis in die Nacht um 1 oder 2 Uhr mit geringen Pauſen tätig, immer friſch, immer zugänglich, ſo hat er ohne Urlaub die ganzen ſchweren Kriegsjahre durchgehalten.

Seine Hauptfähigkeiten lagen natürlich, ſeinem Werdegang entſprechend, auf militäriſchem Gebiet. So wandte er neben den ſtrategiſchen allen taktiſchen Fragen ſein beſonderes Augenmerk zu,

erkannte aber auch, daß die Technik die Taktik ſchafft. Ohne techniſch vorgebildet zu ſein, ebnete er der Technik weitgehend das Feld und trieb ſie an zu immer neuen Leiſtungen.

Seine ſtrategiſchen Pläne mußten natürlich der politiſchen und wirtſchaftlichen Lage Rechnung tragen. Nur Voreingenommenheit kann den Feldherrn vom Politiker trennen. Aber ſeine politiſchen und wirtſchaftlichen Pläne und Anſichten fanden keine Unterſtützung bei der Regierung, und ſo mußte er auch gegen dieſe oft ſchwer kämpfen.

Für wirtſchaftliche Fragen fehlte ihm naturgemäß die Vorbildung in vielen Richtungen. Woher ſollte er über die Kohlenfrage, die Eiſen- und Stahlerzeugung, die Landwirtſchaft uſw. die nötige eingehende Kenntnis haben? Ueber Dinge zu reden und den Eingeweihten zu ſpielen, von denen er nichts verſteht, iſt ja doch das Vorrecht gewiſſer Politiker und Parlamentarier. Er ließ ſich Vorträge halten, griff das Wichtige mit ſicherm Griff auf und war nach kurzem ſoweit im Bilde, daß er dem Fachmann folgen und ihn auch nachprüfen konnte. Je wichtiger die wirtſchaftlichen Fragen wurden, um ſo mehr widmete er ſich ihnen.

Innere Politik und Preſſe lagen ihm weniger. Seiner graden Natur war das Parteigezänk widerlich und, wo es ihm um Ueberzeugung ging, unverſtändlich, ebenſo die Senſationsſucht und der häßliche Ton, der im breiten Teil der Preſſe herrſchte. Er überließ nur zu willig dem allerdings hierfür verantwortlichen Reichskanzler das Feld, obſchon für ihn alle politiſchen Fragen Kriegsfragen waren. Er hoffte zu lange auf deſſen Unterſtützung und Uebereinſtimmung in dieſer Auffaſſung, trotz aller Enttäuſchungen (ſ. Seite 141).

Man hat ihm ungezügelten Ehrgeiz vorgeworfen. Nichts iſt falſcher, ſonſt hätte er nicht allen Ruhm auf Hindenburg geſchoben, ſpäter alle Schmähungen auf ſich genommen. Demgegenüber freute er ſich über Auszeichnungen und Ehrungen — man mag das eine kleine Schwäche nennen. Er konnte den Adel haben, wenn er darum bat: er lehnte ab. Wohl aber beſaß er ein volles Maß von Selbſtbewußtſein und Mannesſtolz, gepaart mit Gerechtigkeit und Geltenlaſſen jedes anderen Verdienſtes. Wer ihm in ſeine hellen tiefen Augen ſchaute, wußte, da ſtand ein kerndeutſcher Mann vor ihm. Und dieſer Eindruck wurde noch verſtärkt durch ſeine impoſante Erſcheinung, ſeine feſte ſchöne Haltung, die in jeder Bewegung Kraft und Würde zeigte.

Deutſch war auch ſein Temperament. Freundlich und heiter gegen

jedermann, konnte ihn bei entsprechender Veranlassung auch der furor teutonicus packen. Dann wurde er schroff, die Faust sauste auf den Tisch, aber, so schnell wie sie gekommen, war die Erregung auch vorüber und vergessen. Nachtragen konnte er nicht.

Es war klar, daß Ludendorff bei diesen Eigenschaften viele Feinde hatte; alle kleinen, erbärmlichen Geister haßten ihn. Dafür hielten seine Getreuen um so fester zu ihm. Natürlich hatte er das Uebergewicht in der O.H.L.

Jede Meinungsdifferenz mit dem Kaiser bedeutete für ihn einen schweren Kampf, unter dem er litt, und um so mehr, als er erkannte, daß der Kaiser ihm eben doch in vielem wesensfremd war.

So war Ludendorff ein ganzer Deutscher, ein ganzer Mann und ein ganzer Soldat.

## Ludendorffs erste Maßnahmen. Neueinteilung des Stabes.

### Major Wetzel, Bokelberg, Frahnert und Muths.

Er nahm sofort eine Neueinteilung des Stabes der Operationsabteilung vor; Tappen verschwand, dafür zog Ludendorff einige Herren seines früheren Stabes nach. Ich behielt im wesentlichen mein Arbeitsgebiet, das, wie ich nun wußte, sich bald erheblich erweitern würde. Alle alten Wünsche und Hoffnungen, die ich zurückgestellt hatte, schienen ja nun erfüllbar.

Unter den von seinem früheren Stabe nachgezogenen Offizieren befand sich der Major von Bokelberg, dem fortan die Abteilung I c (Organisation, Ersatz usw.) zufiel. Er war fleißig und Ludendorff treu ergeben, aber auch sehr rechthaberisch. Schlimm war, daß er auf technischem Gebiete völlig unbeschlagen war. Gleichwohl wußte er es durchzusetzen, daß die Mitwirkung der O.H.L. in Fragen hinsichtlich Konstruktion und Beschaffung von Feldgeschützen, Infanteriegeschützen, Maschinengewehren, Tanks und Tankabwehrwaffen fast bis zu Ende in seinen Händen blieb. Es ist ihm nicht gelungen, diese Dinge technisch richtig aufzuziehen und die verantwortlichen Stellen der Heimat zielbewußt vorwärtszutreiben [1]).

1) Konstruktion und Fertigung war selbstverständlich Sache der Heimat, die O.H.L. konnte nur die Notwendigkeit nachweisen, allgemeine Wünsche hinsichtlich

Es war zweifellos falſch, daß ſelbſt bei der O.H.L. Bewaffnung und Beſchaffungsfragen nicht ſämtlich in einer Hand lagen. Meine Bemühungen, dies zu erreichen, waren bis 1918 erfolglos. Ich würde dies nicht erwähnen, aber da man mir vielfach den Vorwurf machte, ich hätte die Tanks unterſchätzt, ihren Bau verhindert uſw., muß ich dies richtigſtellen.

Ludendorff zog weiter als Chef der Abteilung Ia (Operationen) den Major Wetzel heran. Ein paſſionierter Soldat, fleißig und mit vortrefflichem Gedächtnis ausgeſtattet, war er trotz ſeiner Pedanterie für den genialen Ludendorff zunächſt ein guter Handlanger. Leider hatte er taktiſch und techniſch oft ſehr eigenartige Ideen, hielt hartnäckig an Dingen feſt, auch wenn ſie noch ſo anfechtbar waren, und nahm keine Belehrung an. Die vielen Reibungen zwiſchen ihm und andern blieben faſt immer unter uns, weil wir Ludendorff naturgemäß von allem Aergerlichen freihalten wollten. Es blieb mir aber dabei oft gar nichts anderes übrig, als gegen meine Ueberzeugung nachzugeben, worüber ich mir noch heute ſchwere Vorwürfe mache. Ein poſitives Verdienſt von ihm iſt ſein Eintreten für die Iſonzooffenſive im Spätherbſt 1917.

Es ſei hier geſtattet, noch einige meiner Mitarbeiter zu erwähnen, die von nun an weſentlich in die Erſcheinung getreten ſind.

Der eine, Oberſtleutnant Frahnert, war zwar ſchon längere Zeit vorher zur Operationsabteilung gekommen, aber ſeine volle Tätigkeit konnte er erſt jetzt entfalten. Er hatte mir die Bearbeitung der ſchweren Artillerie in bezug auf Organiſation, Bewaffnung, Zuteilung an die Armeen, Erſatz an Perſonal, Pferden und Gerät faſt völlig abgenommen. Ein klarer energiſcher Kopf mit ſeltenem Organiſationstalent, ſachkundig und von unermüdlicher Arbeitskraft, hat er ganz Außerordentliches geleiſtet. Ohne ihn wäre die gewaltige Entwicklung der ſchweren Artillerie von 1916 ab wahrſcheinlich nicht entfernt gelungen. Aber zugleich war er ein außergewöhnlich feſter und vornehmer Charakter, der unbekümmert um alles ſeinen Weg ging. Dabei war er voll Temperament und heißer Vaterlandsliebe. Als das unglückliche Ende näher rückte, hat er, gleich mir, ſchwer darunter gelitten, daß alle Bemühungen unſererſeits doch nichts mehr ändern konnten.

---

Form und geforderter Leiſtung äußern und den Dringlichkeitsgrad der Fertigung beſtimmen.

Außer ihm iſt der Major Muths beſonders zu nennen. Bald nach Ludendorffs Eintritt in die O.H.L. wurde die Stelle des „Feldmunitionschefs" aufgelöſt und die ganzen Munitionsangelegenheiten, von Konſtruktion und Rohſtoffen an bis zu ihrer Zuführung zur Truppe, kamen nunmehr als beſondere Unterabteilung zu mir. An der Spitze ſtand Major Muths, der dieſes wirklich ſchwierige und namentlich in der Zeit des Munitionsmangels aufreibende Amt vorbildlich verwaltet hat. Immer weit und richtig vorausſchauend war er auf alle möglichen Komplikationen gefaßt und hatte die Abhilfe ſofort in der Hand. Er war auch in geſpannteſter Lage die perſonifizierte Seelenruhe. Eine große Fachkenntnis, namentlich in Pulver und Sprengſtofffragen, kam zu einer unermüdlichen Arbeitskraft hinzu. Er war nachts um 1 Uhr genau ſo friſch wie am Morgen und ging erſt zur Ruhe, wenn er wußte, es war alles beſtens erledigt. Dazu ein vortrefflicher Menſch und Kamerad — kurz, ein ganzer Mann.

Mit Muths zuſammen bearbeitete anfänglich Major von Maſſow, ſpäter Major von Ellerts die Munitionsfrage, ſpeziell für Feldartillerie und Infanterie. Auch ſie waren außerordentlich tüchtige, unermüdliche Helfer, denen das Heer großen Dank ſchuldet. Auch als Menſchen und Kameraden habe ich ſie hochſchätzen gelernt.

Doch: kehren wir zu Ludendorffs Eintritt in die O.H.L. zurück! Wir alle fühlten uns wie von einem Alp befreit und es ging friſch an die Arbeit. Sie war umfaſſend genug!

## Strategiſch-politiſche Erwägungen über Fortſetzung des Krieges.

### Der neue Feldzugsplan.

Die militäriſche und politiſche Lage war, als Hindenburg und Ludendorff die O.H.L. übernahmen, troſtlos. Militäriſch ſtanden wir in Oſt und Weſt ſehr ſchwach, jedenfalls zu entſcheidenden Schlägen unfähig. Es war ſehr die Frage, ob man überhaupt die zum rumäniſchen Kriege nötigen Truppen aus der Oſt- und Weſtfront nehmen konnte (denn Reſerven waren nicht da und zunächſt auch nicht zu ſchaffen), ohne ſie der Gefahr des Bruches auszuſetzen. Und politiſch ſah die Sache ebenſo übel aus. Rußland war noch nicht friedensbereit, im Gegenteil. Frankreich und England dachten überhaupt an keine Verſtändigung,

Italien wurde immer bedrohlicher auf der Isonzofront und zu alldem trat noch der Zweifel, ob die Neutralen, besonders Dänemark und Holland, der Pression Englands noch lange würden widerstehen können.

Es gehörte schon Mut dazu, überhaupt an eine Fortsetzung des Krieges zu denken. Wenn man es aber tat, mußte man drei strategisch-politische Ziele ins Auge fassen.

Zunächst galt es, sich Rumänien vom Halse zu schaffen. Das war das Dringendste und im Augenblick allein Mögliche. Dann aber galt es, zu versuchen, den Krieg auf eine Basis zu stellen, daß wir militärisch und wirtschaftlich durchhielten und inzwischen die Entente vernichtend treffen konnten. Die beiden letzten Punkte bedürfen einer Erläuterung.

Es war für uns eine schwere Belastung, daß wir den Krieg stets verloren hatten, wenn er auf einer Front verloren ging, daß wir ihn aber umgekehrt nicht durch einen auch noch so vollständigen Sieg auf einer Front gewinnen konnten. Bis auf weiteres waren wir auf die Abwehr verwiesen, ausgenommen den Kampf gegen Rumänien. Bei diesem schien es zunächst möglich, das strategisch stets anzustrebende Ziel, die Vernichtung des feindlichen Heeres durch doppelte Umklammerung zur Ausführung zu bringen. Aber ob die Vernichtung völlig gelang oder nicht, wir blieben doch voraussichtlich mindestens für 1917 [1]) im übrigen in Ost und West auf Abwehr verwiesen.

Selbstverständlich aber mußte angestrebt werden, durch Vermehrung der Truppen, Verbesserung der Ausbildung und Taktik und durch bestmögliche Ausnutzung der Kriegstechnik uns allmählich die Ueberlegenheit zu geben, daß wir auch militärisch den Endsieg auf dem Lande erringen konnten. Ob dies erreichbar war, hing nicht nur von uns, sondern mehr noch von unsern Gegnern ab. Bei denen aber war es klar, daß die Zeit ihr Bundesgenosse sei und daß ihnen die Hilfsmittel der ganzen Welt zur Verfügung standen oder allmählich gestellt wurden. Es war also auch durchaus möglich, daß wir bis zum Ende defensiv bleiben mußten. Dann war die Kriegsdauer in dieser Hinsicht unabsehbar.

Rechneten wir aber notgedrungen damit, so galt es auch wieder mit den Kräften haushalten und sie, soweit möglich, zu mehren und zu

1) Es sei schon hier bemerkt, daß auch die Isonzo-Offensive, Herbst 1917, im Grunde eine Defensivmaßnahme war. Die Vorstöße auf der russischen Front erhielten 1917 ihr besonderes Gepräge durch die inzwischen ausgebrochene Revolution.

ſtärken. Die Sorge des ſeeliſchen und phyſiſchen Durchhaltens der Heimat trat damit in den Vordergrund. Sie iſt von der O.H.L. nicht einen Augenblick verkannt, wie gleich die erſten Maßnahmen bewieſen, aber leider war ſie auf dieſen beiden Gebieten durch Regierung und Reichstag faſt zur Ohnmacht verdammt. Und nur hieran ſind wir geſcheitert!

Auch die Sorge um die Rohſtoffe war ſchwer. Hier haben Wiſſenſchaft, Induſtrie und die muſtergültige Wirtſchaft des Oberſtleutnants Koeth von der Kriegsrohſtoffabteilung jedenfalls das möglichſte geleiſtet.

Daß die Entente den Krieg, wenn es zu keiner wirklichen Entſcheidung kam, länger fortſetzen konnte, als wir, war jedenfalls möglich. Auf eine Revolution, einen Zuſammenbruch des Siegeswillens durfte man bei der Entente nicht rechnen; keine Anzeichen ſprachen zunächſt dafür.

Wenn wir alſo zunächſt in der militäriſchen Defenſive waren, ſo mußten Mittel geſucht werden, die einen für uns glücklichen Ausgang des Krieges herbeiführen konnten, und zwar innerhalb einer Zeit, in der wir noch ſtandhalten konnten. Von der Möglichkeit eines militäriſchen Endſieges zu Lande habe ich bereits geſprochen; ſie war zunächſt nicht groß und es blieb auch immer fraglich, ob er allein noch ausreichte. England konnte die Hungerblockade fortſetzen und ob 1917 noch ein beſiegtes Rußland, von Frankreich gar nicht zu reden, uns nennenswert auszuhelfen in der Lage geweſen wäre, iſt ſehr unſicher. Der Kampf gegen England aber wäre dann immer noch von jahrelanger Dauer geweſen und hätte vielleicht unſere Kraft überſtiegen, zumal mehr als unberechenbar war, wie lange unſere Bundesgenoſſen noch an unſerer Seite aushalten konnten und wollten. Somit forderte unſere Lage kategoriſch die Anwendung jedes Mittels, das uns als wirkſam überhaupt zur Verfügung ſtand.

Nicht voll ausgenutzt aber waren nur zwei: die Hochſeeflotte und das U-Boot. Ueber beide iſt bereits eingehend auf Seite 91 ff. gehandelt. Es bleibt hier alſo nur noch feſtzulegen, wie deren Chancen damals, d. h. 1916/17 auf Grund der tatſächlich vorhandenen Lage waren.

Vielverbreitet iſt die Meinung, die Hochſeeflotte hätte ſich 1916/17 „opfern" und die engliſche angreifen müſſen. Ich weiß nicht, ob die Engländer damals mehr bereit waren, wie 1914/15, eine Entſcheidungs-

ſchlacht in der deutſch-däniſchen See anzunehmen. Da ſie es für ihre Zwecke nicht nötig hatten, kaum! In engliſchen Gewäſſern ſchon eher, — aber unter für ſie ſo viel günſtigeren Bedingungen, daß die deutſche Flotte vielleicht vernichtet worden wäre [1]).

Nehmen wir dieſer Möglichkeit gegenüber ſelbſt den günſtigſten Fall, an: was hätten wir damit erreicht? Sogar eine erhebliche Dezimiernng der Ententeflotten wäre 1916 kriegsentſcheidend nur dann geworden, wenn, im Anſchluß an ſie, die Vereinigten Staaten ſich englandfeindlich geſtellt hätten, — ein Gedanke, reif für einen Unterſnchungsausſchuß.

Der Verluſt eines größeren Teiles unſerer Hochſeeflotte hätte aber für uns die Folge gehabt, daß nns das Perſonal für die U-Boote knapp geworden wäre.

Von dem Angenblick an, wo wir den Entſchluß zum rückſichtsloſen U-Bootkrieg gefaßt hatten, war es alſo m. E. richtig, keine Entſcheidungsſchlacht mehr mit der Hochſeeflotte zu ſuchen, ſondern ſie als Reſervoir für die U-Boote aufzuſparen und als ein Mittel, dieſen Booten die Ausfahrt aus der Nordſee offenzuhalten. Damit war ſie zugleich eine dauernde Drohung (denn ſolange die Flotte da war, mußte auch England ſeine Flotte auf voller Höhe halten).

So blieb tatſächlich für die Kriegsentſcheidung nur das U-Boot.

Ueber die Frage des U-Bootbaues, den Zeitpunkt des Einſetzens des rückſichtsloſen U-Bootkrieges uſw. iſt ſchon und wird noch an anderer Stelle geſprochen. Damals, im Herbſt 1916, hieß es einfach, wollen wir auf das U-Boot verzichten oder, trotz aller ſchwerwiegenden Bedenken, es rückſichtslos einſetzen. Die Frage war eigentlich keine, weil das U-Boot allein eine Wahrſcheinlichkeit gab, Englands (nnd der Entente) Zufuhr an Kriegsmaterial, Nahrungsmitteln uſw. ſo zu ſchädigen, daß tatſächlich England und nicht wir die wirkſamer Blockierten waren. Das bedentete reſtlos den gewonnenen Krieg. Ob das ein halb oder zwei, ja drei Jahre dauerte, war gleich, wenn wir nur ſolange aushielten, militäriſch und wirtſchaftlich.

Aber noch ein anderes kam neben dieſem, wenn auch fernliegenden Hauptziel in Betracht. Wir litten ſchwer unter des „neutralen" Amerikas Hilfeleiſtung an die Entente. Die Munitionsmaſſen, die uns

1) Die engliſche Flotte war inzwiſchen durch eine ganze Reihe fertig gewordener neueſter Linienſchiffe verſtärkt worden.

entgegengeſchleudert wurden, ſtammten großenteils aus Amerika. Wenn es uns gelang, Munition zu verſenken, die Zufuhr an Rohſtoffen zu ſtören und indirekt die Kriegsinduſtrie der Gegner dadurch zu zerſplittern, daß ſie ſich zum Teil auf Schiffsneubau legen mußte, war viel gewonnen; ja, es war eines der wenigen Mittel, um zunächſt gewiſſe Chancen zu ſchaffen, die das defenſive Durchhalten für 1917 ſicherten.

Es iſt ganz richtig, wie Ludendorff ſagte, daß ohne U-Bootkrieg Gefahr beſtand, daß der Krieg 1917 verloren ging. Wenn daran ſeine Gegner die Folgerung knüpfen: alſo war der Krieg 1916 ſchon nicht mehr zu gewinnen, ſo iſt das ein törichter Schluß, der indes, wie alle Spekulationen auf die Dummheit, gewirkt hat. Daß die Erkenntnis der Notwendigkeit des U-Bootkrieges und der Entſchluß, ihn durchzuführen, durch ſchwerwiegende Bedenken, insbeſondere im Hinblick auf die Haltung der Neutralen, erſchwert wurde, iſt richtig. *Sicher iſt, daß ſeine Unterlaſſung eine ſchwere Verfehlung geweſen wäre, und ſchon die Einmütigkeit, mit der die entſchloſſenen Teile des Volkes für den U-Bootkrieg eintraten, ſpricht für die ſubjektive Richtigkeit der Erkenntnis im damaligen Augenblick.* Aber ſie war auch *objektiv* richtig, denn mit einer Revolution in Deutſchland durfte man vernünftigerweiſe nicht rechnen, und wenn die Revolution den Erfolg zerſchlagen hat, ſo iſt *ſie* ſchuld, nicht der U-Bootkrieg bzw. das Nichtausreifenlaſſen ſeiner Wirkung. Betreffs der politiſchen Wirkung des U-Bootkrieges kann auf das Seite 97—98 Geſagte Bezug genommen werden.

Ein Blick noch auf die *Nebenkriegsſchauplätze in Aſien*. Es wäre natürlich erwünſcht geweſen, dort die Engländer vernichtend zu ſchlagen, aber das ging über unſere Kraft, ſowohl an Soldaten wie an Gerät. Und ſiegten wir im ganzen, ſo war es auch möglich, den Schaden in Aſien auszugleichen. England hingegen hatte allerdings das Intereſſe, möglichſt viel dort zu erreichen, um bei dem zu befürchtenden ungünſtigen Ausgang Fauſtpfänder in der Hand zu haben.

Im ganzen alſo war das, was ſtrategiſch-politiſch geſchehen konnte, durch die Lage vorgeſchrieben. Es hieß: Vorläufig defenſiv in Oſt und Weſt, Verſuch der Vernichtung Rumäniens, Stärkung der militäriſchen, wirtſchaftlichen und pſychiſchen Widerſtandskraft Deutſchlands *und rückſichtsloſer U-Bootkrieg!*

## Der Krieg gegen Rumänien.

Höchſte Eile war gegen die Rumänen geboten, um ihnen zuvorzukommen. Rückte das rumäniſche Heer in Ungarn ein, ſo war der Schaden unüberſehbar. Es galt Truppen freizumachen, obwohl Oſt- und Weſtfront, wie erwähnt, ſelbſt aufs äußerſte angeſpannt waren. Trotz aller Proteſte wurde es befohlen — und es ging. Die ungeheure Verantwortung — man ſtelle ſich nur vor, die Weſtfront hätte damals noch einen ſchweren Stoß bekommen — berührte die beiden Männer gar nicht. Der Schritt war reiflich erwogen, er war notwendig und nun wurde er getan — ruhig und ſelbſtverſtändlich.

Die Abſicht, die dem Feldzugsplan gegen Rumänien zugrunde lag, war, in der Dobrudſcha anzugreifen und in Siebenbürgen aufzumarſchieren. Nachdem beides erreicht war, ſollte der Krieg nach Rumänien hinein fortgeſetzt werden, da die Ernährungslage die Eroberung der Walachei forderte. Der erſte Abſchnitt des Feldzuges verlief planmäßig. Im zweiten kam es zum Donauübergang bei Siliſtria und zum Eindringen in die Walachei über den Szurdukpaß, da der Weg über das Gebirge bei Kronſtadt vom Feinde verlegt war.

Die rumäniſche Armee wurde geſchlagen. Sie ging hinter den Sereth fluchtartig zurück, mit ihr der König. Bukareſt fiel ohne Schwertſtreich. Die nach Schumann-Gruſonſchen Grundſätzen gebauten Befeſtigungen befanden ſich in ſo jämmerlichem Zuſtand, daß ihre Verteidigung allerdings kaum möglich geweſen wäre. Offenbar hat bei dem Bau der Befeſtigungen eine geradezu unglaubliche Korruption geherrſcht.

Im übrigen kann ich von dem genugſam bekannten Feldzug hier abſehen.

Jubel durchbrauſte wieder einmal Deutſchland nach Bukareſts Fall. Gleichwohl, hatte man erkannt, welche Gefahr hier von uns glücklich abgewendet war? Und bot der Jubel Garantien für die Zukunft?

## Aenderungen der Taktik.

Die zweite Fürſorge galt der Taktik. Daß dieſe im Weſten nicht auf der Höhe war, hatte Ludendorff ſchon vermutet; jetzt, beim Vortrag, ſah er es raſch ein. Generalleutnant Hoehn wurde ins Hauptquartier befohlen und ſchrieb dort als Unterlage für unſere Bearbeitung „Die

Abwehrschlacht“ [1]). Sie ging dann an Hauptmann Geyer, der sie fertiggestellt hat.

Die Quintessenz war eigentlich einfach. Es galt, gegenüber der feindlichen Waffenwirkung viele kleine Ziele schaffen und die Verteidigung nach der Tiefe auseinanderzuziehen. Es entstanden mehrere Stellungen hintereinander, jede in mehreren Linien, mit zahlreichen Unterständen. Aehnliches galt für die Artillerie.

Der zweite Hauptpunkt war, daß die Division die Gefechtseinheit wurde. So trat auch die schwere Artillerie — mit Ausnahme von Sondergeschützen für Spezialaufgaben — unter den Artilleriekommandeur der Division. Das klingt alles sehr einfach, es gab aber schwere Kämpfe, sowohl im Stabe, namentlich gegen Wetzel, wie gegen viele ältere Generale im Heere. Ludendorff blieb auf der Seite der neuen Taktik. Auch dies war eine Revolution, freilich eine zum Segen des Vaterlandes und gegen den Feind, nicht gegen das eigene Volk gerichtete!

In Verbindung mit der „Abwehrschlacht“ entstanden die Vorschriften über den „Stellungsbau“, die nicht nur die allgemeinen Anweisungen, die sich aus der neuen Taktik für die Anlage von Befestigungsanlagen ergaben, enthielten, sondern auch viele detaillierte Angaben über Formen der Gräben, Unterstände, Hindernisse usw. sowie über Stärke der Betonwände und Decken brachte. Oberstleutnant Eggeling vom Stabe des Generals der Ingenieure und Pioniere im G.H.Qu. half selbstlos und kräftig dabei, so daß etwas Gutes und Brauchbares in kurzer Zeit geschaffen wurde. In meiner Abteilung war dabei der Hauptmann von Goßler wesentlich mitbeteiligt. Er bearbeitete allgemein pioniertechnische Fragen, für die er bei seinem ausgesprochen praktischen Blick viel geleistet hat.

Der Gedanke, in „Einzelvorschriften“ alles Neue den Truppen zugänglich zu machen, derart, daß ein Sammelheft entstand, in dem alles Wissenswerte für die Truppen enthalten war, ist dann für die Dauer des Krieges beibehalten. Er hatte den Vorteil, daß Wechsel in der Auffassung, in der Kampfform und in technischen Dingen sehr schnell in die Truppen kamen und daß, umgekehrt, veraltete Dinge schnell beseitigt werden konnten, indem man das betreffende Einzelheft einzog. Das war wesentlich, denn manche Vorschriften haben 3—4 Umarbeitungen oder Ergänzungen erlebt.

1) Vgl. Urkunden Seite 604 ff.

## Neue Truppen und Steigerung der Kriegsgerätbeſchaffung.

Hand in Hand mit den taktiſchen Aenderungen ging die Neuaufſtellung zahlreicher Verbände, insbeſondere auch an Artillerie (unter gleichzeitiger Umgliederung der Infanteriediviſionen). Das Kriegsminiſterium kam in dieſer Frage allen Wünſchen bereitwilligſt nach.

Von größter Wichtigkeit war aber, daß, nachdem die Schlachten mehr und mehr durch Maſſeneinſatz von Munition den Charakter von „Materialſchlachten" erhalten hatten, auch mit der Fertigung von Kriegsgerät ſoweit nur möglich vorgegangen wurde. Es war nicht ganz leicht, das Maximum der Leiſtung der Induſtrie unter Berückſichtigung der Arbeiter- und Rohſtoffverhältniſſe feſtzuſtellen und mit den Bedürfniſſen der Front an den einzelnen Gegenſtänden in Einklang zu bringen.

Denn beide Faktoren waren unſicher, Irrtümer alſo möglich. Solche mußten ſich aber naturgemäß ſpäter rächen, denn ein Umſtellen der Induſtrie koſtet immer verlorene Zeit und Arbeit. Es entſtand in meiner Abteilung als Forderung der O.H.L. das „Hindenburgprogramm"[1]), das tatſächlich im großen und ganzen geſtimmt hat. Die Vertreter der Induſtrie wurden nach Berlin entboten, im Kriegsminiſterium fand die grundlegende Beſprechung ſtatt, und mit Feuereifer ging die Induſtrie an ihre neuen Aufgaben.

Ich habe, als Vater des Gedankens, mir viele Feinde damit geſchaffen, denn es war natürlich in gewiſſem Sinn ein erheblicher Eingriff in die Rechte und Pflichten der Heimatsbehörden. Aber es mußte ſein und ich habe dann auch bis zu meinem Ausſcheiden im Oktober 1918 dieſe Dinge nicht mehr losgelaſſen.

Richtiger wäre fraglos geweſen, wenn in der Heimat dafür eine Zentralſtelle geweſen wäre, die die Sache im Zuſammengehen mit der O.H.L. einheitlich geregelt hätte. Als ſolche Stelle war von uns urſprünglich das Kriegsamt gedacht, das außerordentliche Vollmachten bekommen ſollte. Dies ſcheiterte an dem Widerſtand des Reichskanzlers und des Kriegsminiſters. Es wurde eine Stelle unter dem letzteren, ſtatt über allen Miniſtern. Natürlich fügten ſich nun andere Reſſorts, wie Marine, Landwirtſchaftsminiſter uſw., gar nicht oder nur zögernd ein. Tatſächlich fehlte es alſo, nach wie vor, an einer ſolchen Zentralſtelle. Einer

1) Vgl. Urkunden Seite 64, 158 ff. u. 174 ff.

mußte aber ſchließlich endgültige Entſcheidungen treffen und vor allem die Verantwortung tragen. So blieb es ſozuſagen auf der O.H.L. ſitzen, der zuſtatten kam, daß ſie bei den verſchiedenen, zum Teil ſehr auseinanderſtrebenden Parteien, eine gewiſſe Autorität beſaß. Daß man bei der an allen Enden beſtehenden Knappheit niemanden recht befriedigte, war natürlich. Trotzdem glaube ich, daß im allgemeinen gut und richtig verfahren iſt. Immerhin hat mir und meinem getreuen Mitarbeiter von Harbou dieſe Aufgabe bis zum Kriegsende viel Arbeit und Aerger, allerdings oft auch große Befriedigung gebracht. Mit Freude denke ich an das Zuſammengehen mit Oberſtleutnant Koeth und mit vielen andern, wie z. B. dem energiſchen Reichskohlenkommiſſar, Geheimrat Stutz, dem klugen und ſachkundigen General Conpette, dem Leiter des Waffen- und Munitionsbeſchaffungsamtes.

Tatſächlich bekam die O.H.L. damit allmählich weitgehenden Einfluß auf alle wichtigen Rohſtofffragen. Es ging ſo weit, daß ſogar auf die Verteilung der Kohle auf Induſtrie, Hausbrand, Eiſenbahn, Marine und Landwirtſchaft in großen Zügen die O.H.L. Einfluß nehmen mußte, weil ſonſt keine Einigkeit zu erzielen war. Ebenſo ging es z. B. mit dem Stahl, bei dem die Erzeugung von Hartſtahl auf Koſten des Weichſtahls möglichſt gehoben werden mußte. Danach galt es dann die Hartſtahlquoten für Munition und Schienen feſtzuſetzen, desgleichen den Weichſtahl für Marine, wirtſchaftliche Zwecke und anderes mehr.

Für mich war von beſonderer Wichtigkeit, daß ich auf dieſe Weiſe die Vermehrung der Munitionsherſtellung in die Hand bekam. Da ich zugleich, als neue Sektion meiner Abteilung, die bisher vom Feldmunitionschef beſorgte Zuführung der Munition zu den Truppen bekam, ſo hatte ich auf die Munitionsfrage im vollen Verlauf ihres Produktionsprozeſſes, alſo von der Verteilung der Rohſtoffe und der Herſtellung der Grundſtoffe (Salpeter, Benzol, Zelluloſe uſw.) an, den entſcheidenden Einfluß. Ich hielt aber die Munitionsfrage für die wichtigſte [1]).

Man hat mir auf Grund des Hindenburgprogrammes vorgeworfen, ich hätte z. B. den Tankbau vergeſſen. Ich wiederhole hier das auf Seite 112 Geſagte, daß ich ſelbſtverſtändlich nicht die Konſtruktion und Fertigung allen Kriegsgeräts bis ins einzelne übernommen habe, ſondern daß dieſe Fragen bei den betreffenden Reſſorts, wie bisher, verblieben.

1) Vgl. Urkunden, „Munitionsverſorgung im Kriege" Seite 174—176.

Die Tankfrage wurde demgemäß von Abt. I c der Operationsabteilung, dem Feldkraftfahrchef und der Abt. A 7 V des Kriegsministeriums bearbeitet. Ich wurde davon unterrichtet und hatte dann bei der Stahlzuteilung, bei der Arbeiterfrage usw. zusammen mit der Kriegsrohstoffabteilung und andern Dienststellen mitzusprechen. Das war aber auch alles. Erst Mitte 1918 übernahm ich die Tankfrage von der Abt. Ic (vgl. Seite 112 u. 227 ff.).

Die Marine arbeitete für sich; sie gab dem Kriegsamt wie der O.H.L. nur unvollkommenen Einblick, bis sie mehr und mehr mit Arbeitern und Rohstoffen in die Enge geriet. Dann erst besserte sich das Zusammenarbeiten. Sicher hätte sich dies früher erreichen lassen, zum Vorteil des Ganzen. Erst im Herbst 1918 trat mit dem Admiral Scheer vollkommen offenes Zusammenarbeiten ein.

Auch die Fertigung der Flugzeuge stand mit dem Kriegsamt und der O.H.L. nur in loser Fühlung. Oberst Thomsen, der Chef des Feldflugwesens, hatte dies Ressort für sich behalten. Obwohl er die Einheitlichkeit störte, so war doch die Flugzeugfrage bei ihm in so guten Händen und war zudem von so ungeheurer Wichtigkeit, daß es dabei verblieb. Wo ich konnte, habe ich ihm gern geholfen (s. Seite 231).

## Hilfsdienstgesetz.

An die Erkenntnis, daß der Krieg um Sein oder Nichtsein ging, knüpfte sich für uns die sittliche Pflicht, alle Kräfte für den Krieg freizumachen. Nun gaben an sich das Gesetz über den Belagerungszustand und das Kriegsleistungsgesetz ausreichende Handhaben, um alles zu erfassen. Aber schon damals wagte kein kommandierender General, diese Gesetze wirklich anzuwenden, denn sofort wäre ihm mit großem Geschrei die Hetze der liberalen und sozialdemokratischen Presse und Parteiführer entgegengetreten. Und dann gab es, bei der nun einmal bestehenden Regierung, nur ein Zurückweichen unter Opferung des betreffenden Generals.

Sicher war es ja auch besser, das Volk über den Ernst der Lage aufzuklären und seine restlose freiwillige Mitarbeit zu erreichen, statt Zwang anzuwenden. Allein dazu reichte, trotz mehrfacher Mahnung Hindenburgs, der Mut der Regierung aus eigenem Antrieb ebensowenig. So wurde mein früherer Vorschlag [1]) auf Erweiterung der

1) Vgl. Urkunden Seite 65 ff.

Wehrpflicht wieder hervorgeholt und ging, etwas verändert, erneut an Kriegsminister und Reichskanzler. Aber er fand wieder eine Ablehnung.

Man einigte sich auf ein Hilfsdienstgesetz, das die Erfassung aller freien Arbeitskräfte bringen sollte. Es hätte immerhin eine große Tat werden können, wenn es gelang, es im Reichstag als geschlossenen Willen des Volkes darzustellen und durchzubringen. Aber was geschah? Man hörte zunächst die Arbeiterführer, und diese hielten es für richtig, auch hierbei Zugeständnisse für die Arbeiter herauszuschlagen. General Groener, der zum Chef des neu eingerichteten Kriegsamtes ernannt war, gab ebenso nach, wie Bethmann. Sogar die von uns als selbstverständlich geforderte Aufhebung der Freizügigkeit [1]) wurde zu Fall gebracht. Fest war nur Helfferich, aber er erreichte nichts. Nach elendem Kuhhandel entstand ein Gesetz, das sich zu einem schweren Schaden für uns auswachsen sollte. Ich komme darauf später zurück, wenn ich im Zusammenhang die Tätigkeit der Sozialdemokratie im Kriege schildere.

Das Hilfsdienstgesetz war ein *schwerer* Fehlschlag, ich versuchte dagegen zu protestieren, aber es half nichts. Solange Bethmann da war, konnte man auf eine energische Politik nicht rechnen. Ich stellte alle die Unterlassungssünden Bethmanns und ihre Folgen in ihrer Bedeutung für den Ausgang des Krieges zusammen, legte die Denkschrift Ludendorff vor, und er erkannte an, daß Bethmanns Führung ein Verhängnis für Deutschland werden mußte. Er hoffte, Valentini, den Chef des Zivilkabinetts, zu gewinnen und gab ihm die Denkschrift in die Hände. Nach kurzem erhielt ich sie mit Randbemerkungen abweisendster Art zurück, zugleich erfuhren wir, daß Valentini sowohl dem Kanzler Kenntnis gegeben, wie auch den Kaiser über Ludendorffs Ansicht aufgeklärt hatte. So war alles verpufft, der Kampf gegen Bethmann im Augenblick aussichtslos, aber auch eine Verständigung leider kaum noch möglich.

Wenn man jetzt zurückblickt, so muß man fragen, ob nicht schon damals Ludendorff die Kabinettsfrage hätte stellen sollen. Ich komme später auf diese wichtige Frage noch zurück und möchte hier nur sagen, daß an sich damals die Vorbedingungen günstig waren. Der Feldmarschall hielt in richtiger Erkenntnis, daß die Lage nur mit Ludendorff

1) Diese Aufhebung war nötig. Da sie fiel, kam es später so, daß für eine bestimmte Fabrik Reklamierte nach ein paar Tagen, wenn es ihnen paßte, einfach andere Arbeit suchten. So war der Zweck der Reklamation natürlich hinfällig. Es war aber nicht möglich, den Reklamierten nun wieder zum Heeresdienst zurückzuerhalten.

zu retten sei, fest zu letzterem. Heer und Volk aber blickten damals aus-schließlich auf Hindenburg. Schloß sich also Hindenburg der Kabinettsfrage an, so mußte sie zu seinen Gunsten fallen. Das „Berliner Tageblatt", „Vorwärts" und „Frankfurter Zeitung" hätten wohl gejammert, aber auch nicht einmal ernstlich. Denn sie hatten Furcht, daß es an ihre Macht ginge. Nun — die Kabinettsfrage ist unterblieben, und zwar einfach, weil Ludendorff und wir alle damals noch nicht klar genug überschauten, daß wir dem innerpolitischen Zusammenbruch absolut sicher entgegengingen. Und wir überschauten das nicht, weil wir die moralische Widerstandskraft und das nationale Ehrgefühl des deutschen Volkes, wahrlich nicht ihm und nicht uns zur Unehre, erheblich überschätzten. Wenige Monate später sahen wir klar, und da setzte denn auch der Kampf gegen Bethmann-Hollweg entschlossen ein.

## Friedensangebot [1]).

Ueber die Grundgedanken, die zum rücksichtslosen U-Bootkrieg zwangen, ist auf Seite 123 gesprochen. Immerhin konnte man ihn erst aufnehmen, nachdem wir überhaupt erst wieder militärisch feststanden, was nach Rumäniens Niederwerfung und Durchführung der sonstigen vorstehend erwähnten Maßnahmen, also Anfang Januar 1917, der Fall war. Aber angesichts der Tragweite dieses Schrittes in inner- und außerpolitischer Beziehung schien es nötig, den Nachweis zu führen, daß ein Frieden auf halbwegs vernünftiger Grundlage für uns nicht zu haben war. Für jeden Klarsehenden war es sicher, daß die Entente mit üblichem Wortschwall ein solches Angebot ablehnen würde. Trotzdem ist es falsch, zu behaupten, unser Friedensangebot vom Dezember 1916 sei unehrlich gewesen. Es gab niemanden in der Regierung und O.H.L., der nicht gern und freudig in Friedensverhandlungen auf der Basis einer gerechten Verständigung eingetreten wäre.

Im übrigen brachte das Friedensangebot eine gewisse militärische Gefahr mit sich. Der Soldat wünschte auch den Frieden, er mußte annehmen, daß begründete Hoffnung auf Frieden sei, da unser Angebot sonst überflüssig und absurd für ihn erscheinen mußte. Wurde diese Hoffnung nun zerstört, so konnte das einen erheblichen Rückschlag in der

1) Vgl. Urkunden Seite 311 ff.

Stimmung geben, da nun die lange Weiterdauer des Krieges feſtſtand.

Bekanntlich kollidierte unſer Friedensangebot mit einem „Friedensfühler“ [1]) Wilſons. Tatſächlich entbehrte dieſer jeder feſten Unterlage, und es war nur richtig, daß wir uns durch ihn nicht ſtören ließen. Unſer Friedensangebot ging alſo hinaus und fand eine ſelbſt unſer Erwarten überſteigende höhniſche und verlogene Abweiſung. Das war eigentlich günſtig für uns, denn nun konnte doch niemand in Deutſchland noch auf Verſtändigungsfrieden rechnen, ſondern mußte die unbeugſame Entſchloſſenheit der Gegner erkennen.

## Eröffnung des rückſichtsloſen U-Bootkrieges [2]).

Nunmehr war auch die Bahn für den U-Bootkrieg frei.

Es iſt gegenüber den nachträglich erhobenen Beſchuldigungen nötig, hier zu widerlegen, daß die politiſchen Nachteile des U-Bootkrieges nicht genügend eingeſchätzt ſeien. Vorweg ſei aber erſt nochmal bemerkt, daß uns gar keine andere Möglichkeit übrig blieb, daß wir zum U-Boot greifen mußten (vgl. Seite 123).

Die Beſchuldigungen gipfeln darin, daß behauptet wird, Amerika ſei durch den U-Bootkrieg in den Krieg getrieben worden und durch dieſen Eintritt Amerikas ſei der Krieg für uns verloren. Beides iſt in der Form unzutreffend. Amerika war 1917 (im Gegenſatz zu 1914/15) bereits reif für den Krieg; der Lügenfeldzug und unſere Fehler hatten es dahin gebracht. Die amerikaniſche Hochfinanz und Induſtrie waren bereits ſo mit der Entente verbunden, daß ſie auch nur die Möglichkeit eines Sieges Deutſchlands nicht dulden konnten. Sie wollten alſo den Krieg und ſie hätten ihn zweifellos erreicht, ſobald der Sieg ſich Deutſchland zuneigte. Und als dies im Frühjahr 1917 eintrat, erklärte Amerika den Krieg. Sicher iſt auch, daß die immerfort wachſende Unterſtützung, die Amerika der Entente mit Kriegsmaterial lieferte, ſo gewaltig war, daß ſie uns, wenn ſie ungeſtört weiterging, zu zermalmen drohte. Und da, wie ſchon geſagt, der Krieg mehr und mehr „Materialkrieg“ wurde, ſo war es keine Frage, daß bereits das Jahr 1917 den Zuſammenbruch der Weſtfront zu bringen drohte, wenn es nicht gelang,

1) Urkunden Seite 313 ff. 2) Urkunden Seite 302 ff.

dieſe Zufuhren weſentlich zu verringern. Bitten halfen nichts, ſo blieb nur der U-Bootkrieg; das Hemd war näher wie der Rock.

War aber das U-Boot ſomit nicht am Kriegseintritt Amerikas als ſolchem, ſondern höchſtens in unbedeutendem Maße am Zeitpunkt dieſes Eintritts ſchuld, ſo iſt es auch nicht für den verlorenen Krieg verantwortlich, ſelbſt wenn er durch Amerikas Hilfe für uns verloren wäre. Aber auch dies trifft, wie wir ſehen werden, ja überhaupt nur ſehr bedingt zu, nämlich nur inſoweit, als das durch die ſich entwickelnde Revolution erſchütterte Deutſchland ſeine militäriſche Kraft nicht mehr voll zu entwickeln vermochte. Denn erſt dadurch erhielt Amerikas Hilfe eine ſo erheblich geſteigerte Bedeutung [1]).

Es iſt alſo ſo, wie hier vorweg bemerkt ſei: Ohne die planmäßige innere Zerſetzung unſeres Volkes hätten wir auch, trotz Amerikas Kriegseintritt, geſiegt; man kann höchſtens behaupten, daß wir, wenn Amerika dem Kriege fernblieb, den Krieg glücklich beendet hätten, ehe die Heimat dem Heer in den Rücken fiel. Das beweiſt aber nur, wie ſehr, ja wie allein die Revolution den Kriegsausgang verſchuldet hat. Dagegen entfällt der Behauptung, daß das U-Boot den Eintritt Amerikas nicht aufgewogen hätte, jedes Gewicht.

Es iſt aber noch zu bemerken, daß, nach Ludendorffs Schätzung, Amerika nicht vor 1918 mit ausgebildeten Truppen in größerer Zahl erſcheinen konnte (was ſich auch als richtig erwies). Man mußte aber, wie geſagt, zunächſt über das Jahr 1917 hinwegkommen und die O.H.L. hatte auch, geſtützt auf die für ſie bindenden Ausführungen der damaligen verantwortlichen Marineſachverſtändigen, die begründete Erwartung, daß bis zum Frühjahr 1918 das U-Boot ſeine Aufgabe mindeſtens ſoweit geleiſtet hätte, daß Amerikas Eingreifen nach Termin und Umfang nicht mehr zu fürchten war.

Nun hat man eingewandt (ſogar ſeitens des parlamentariſchen Unterſuchungsausſchuſſes), daß, wenn der Krieg im Herbſt 1916 ohne U-Boot nicht zu gewinnen war, er es im Winter 1917/18 erſt recht nicht war. Das ſtimmt nicht, denn inzwiſchen war Rußland ausgeſchieden, das „Hindenburgprogramm" wirkſam geworden und wir hatten im Weſten die Abwehr (dank der U-Boothilfe) beſtanden. Das U-Boot hat in den erſten ſechs Monaten ſeiner Wirkſamkeit bei unſern Gegnern viel

1) Das Ausſcheiden Rußlands wog jede mögliche militäriſche Unterſtützung der Entente durch Amerika vielfach auf.

Verwirrung geschaffen, manche ihrer Pläne „zu Wasser" werden lassen, monatelang lähmend auf ihre Entschlüsse gewirkt, sogar ihre Friedensbereitschaft beeinflußt, bis die unselige Aktion im Reichstag kam und mit ihr die Aera unserer inneren Krisen dauernd auf der Tagesordnung blieb.

Ein Vorwurf ließe sich also, wenn denn nach lieber deutscher Sitte doch vorgeworfen werden soll, höchstens daraus konstruieren, daß die Erwartungen, die man an das U-Boot knüpfte, übertrieben waren. Gewiß, es hat sich nicht erfüllt, daß in fünf Monaten oder in einem Jahr das U-Boot seine Aufgaben völlig geleistet hat. Das lag einerseits an der inzwischen — seit 1914 — verbesserten Versorgung Englands mit Vorräten, zweitens an der schonungslosen Beschlagnahme von neutralem [1]) Schiffsraum durch England, drittens an der ungeahnten Verbesserung der Abwehrmittel und endlich daran, daß man doch nicht mit dem vollen Nachdruck, der möglich und nötig war, den Bau und die Verbesserung der U-Boote betrieben hat. Die ersten drei Punkte konnte man in dem Umfange, wie sie sich auswirkten, kaum in Rechnung stellen. Aus dem vierten kann man jetzt wohl nachträglich eine Schuld konstruieren. Voraussichtlich hätte in der technischen Weiterentwicklung wie im Bau mehr geschehen können. Ich muß aber doch bemerken, daß gelegentlich einer Reise im Winter 1917/18, die der Feststellung galt, wie weit der Bau sich forcieren ließe, sämtliche Werften dies unter den gegebenen Verhältnissen [2]) für nicht möglich erklärten. Diese Erklärungen haben damals auch meine Zweifel völlig behoben, denn in der Rüstungsindustrie war nichts zurückzustellen und Arbeiter konnten wir nicht freimachen. Die tatsächliche Schuld liegt eben weiter zurück, in den Jahren 1914—16, worüber wir oben gesprochen haben.

Ich habe die U-Bootfrage hier, den Ereignissen vorgreifend, im Zusammenhang behandelt. Damals (1916) sahen wir natürlich noch nicht in allem so klar, wie jetzt, aber die grundlegenden Erwägungen waren dieselben, und sie waren richtig.

Man hat aus dem diplomatischen Notenwechsel bei der Erklärung des U-Bootkrieges den Beweis für Amerikas Friedensliebe und eine Herausforderung durch uns führen wollen. Das ist ein falscher Weg.

1) Diese Beschlagnahme stellt vielleicht die gröbste Brüskierung der Neutralen dar. Gleichwohl kaum ein Widerspruch! England handelte eben, und wir verhandelten!

2) Vor allem, weil Serienbau in großem Maß noch nicht möglich war.

Es iſt zu bedenken, daß alle die gewechſelten Noten großenteils Blendwerk waren. Sie alle waren auf Stimmungsmache in beſtimmter Richtung eingeſtellt, ſie alle ließen die wahren Gedankengänge der betreffenden Regierungen nicht erkennen. So ſind ſie mehr wichtige Dokumente dafür, wie man Völker führt oder verführt, als für hiſtoriſche Wahrheit. Die ganzen diplomatiſchen Noten haben auf den tatſächlichen Verlauf wenig Einfluß gehabt. Der Krieg mit Amerika wäre gekommen und wenn man mit Engelszungen geredet hätte; nur brauchten wir uns dabei nicht ins Zwielicht zu ſetzen.

Schlimmer war für uns, daß man im deutſchen Volk Hoffnungen erweckte, die unerfüllbar waren und unerfüllt blieben. In einem halben Jahre war es nicht zu ſchaffen. Ja, wenn wir 1914 im Auguſt mit dem U-Bootkrieg ſo hätten einſetzen können, wie im Februar 1917, dann wäre der Erfolg vorausſichtlich in einem halben Jahre unſer geweſen. Aber man vergeſſe doch nicht, daß dieſe unerfüllten Hoffnungen nur dadurch ſo ſchwer auf unſer Volk gewirkt haben, weil die Scheidemann, Erzberger und Genoſſen daraus für ſich, d. h. ihre Politik und den Verſtändigungsdnſel Kapital ſchlugen. Die Ententeſtaaten haben ihren Völkern ganz andere Verſprechungen vorgeſetzt, die unerfüllt blieben, — kein Menſch hat ſie deswegen getadelt. Freilich, Männer wie Erzberger, Scheidemann, Dittmann uſw. wären anderswo ſehr bald unſchädlich gemacht worden. Die jämmerliche Schwäche der Regierung iſt auch hier wieder ſchuld, was allerdings die genannten „Politiker" nicht entſchuldigt.

Die Regiernng, d. h. Bethmann-Hollweg, ſpielte eine eigenartige Rolle. Er nahm einerſeits die Entſcheidnng, ob der rückſichtsloſe U-Bootkrieg einſetzen ſolle, als zu ſeinem Wirkungskreis gehörig in Anſpruch, anderſeits ſuchte er von vornherein die Verantwortung auf die O.H.L. zu ſchieben. Ich glaube nicht, daß er dabei mala fide gehandelt hat, er verſprach ſich mit Recht nichts davon. Immerhin hätte er es wohl ermöglichen können, durch geſchickteres Arbeiten uns Amerika gegenüber nicht ganz ins Unrecht zu ſetzen.

Ich faſſe mich dahin zuſammen. Amerika wäre auch ohne rückſichtsloſen U-Bootkrieg zum Kriege mit uns gekommen. Der U-Bootkrieg war unbedingt nötig, aber er verlangte Einſatz aller Kraft, nur dann wog er die politiſchen Nachteile nicht nur auf, ſondern konnte die Entſcheidung des Krieges zu rechter Zeit bringen. Daß wir im Herbſt 1918 dicht davor waren, davon wird ſpäter die Rede ſein.

Digitized by Google

## Das Königreich Polen.

Es bleibt hier noch die Stellung der O.H.L. zur Erklärung des Königreichs Polen nachzuholen.

Während es für uns erſte Pflicht ſein mußte, mit Rußland zu einer Verſtändigung zu kommen, war dieſe politiſche Ungeheuerlichkeit, die Proklamation des Königreichs Polen, im Herbſt 1916 geſchehen.

Freilich bis dahin hatte das offizielle Rußland noch keinen Friedenswillen gezeigt; es war ja auch nicht vernichtend geſchlagen, ſondern nur aufgehalten oder zurückgedrängt. Erſt mußte ſchließlich die Kriegslage ernſtlich und zwingend auf Rußland drücken. Wenn man aber ſchon auf einen Sonderfrieden mit Rußland hinarbeitete, ſo durfte man es nicht unnütz vor den Kopf ſtoßen. Das geſchah aber durch die Erklärung des Königreichs Polen gründlichſt. Es war *ruſſiſches* Gebiet, das hier Rußland entriſſen und mit der Spitze gegen Rußland ſelbſtändig gemacht wurde. Damit war auch für einen an ſich günſtigen Zeitpunkt der Friedensſchluß erſchwert. Ein ſolcher Zeitpunkt ſtellte ſich aber 1917 im Januar ein, wo Rumänien geſchlagen, die Weſtfront wieder gefeſtigt war und in Rußland bereits die Revolution wühlte, was wir indes nicht überſahen.

Aber Frieden unter Anerkennung Polens hieß faſt bedingungsloſe Kapitulation. Und das war ſehr viel verlangt. Mit Recht ſträubte ſich der Zar zunächſt dagegen, allmählich wurde er allerdings weich, aber nun hatten ſeine Gegner leichtes Spiel, und engliſches Geld half nach. Als der Zar endlich wirklich bereit war, Frieden zu ſchließen, da ſetzte die Kerenskirevolution ein, die nach innen die Demokratiſierung, nach außen Fortſetzung des Krieges gegen Deutſchland bedeutete. Daß Kerenski ſich ſelbſt bald betrogen ſah und mit ihm Herr Buchanan und die ganze Entente, beweiſt, daß man ſich auch drüben pſychologiſch zu verrechnen verſtand, ſonſt hätten ſie nicht ſo brav dem jüdiſchen Bolſchewismus vorgearbeitet.

Der ungeheure politiſche Fehler iſt um ſo unverſtändlicher, als für uns *keinerlei* Vorteile daraus erwuchſen; im Gegenteil, ein ſelbſtändiges Polen war eine dauernde Gefahr und mußte die deutſchen Polen dauernd zum Anſchluß reizen. Man kann die ganze Maßnahme nur begreifen, wenn man die in der Einleitung behandelte Stellung des deutſchen Reichstagszentrums betrachtet. Der Vatikan ſah in dem

orthodoxen Rußland ſeinen Erzgegner, ſeine Vormacht war Habsburg im Gegenſatz zu dem ihm verhaßten proteſtantiſchen Preußen. So ſchlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn er ein katholiſches Polen unter einem habsburgiſchen (oder mindeſtens katholiſchen) Prinzen ſchuf. Und ſelbſtverſtändlich fand dieſer für Deutſchland ſo verhängnisvolle Plan die Unterſtützung des Zentrums, d. h. Erzbergers, der ſeinerſeits Herrn von Bethmann in der Taſche hatte. Aber auch die Sozialdemokraten waren für dieſen Plan. Angeblich pazifiſtiſch, international, hatten ſie auf das zariſtiſche Rußland, als den vermeintlichen Hort des Abſolutismus und den Unterdrücker der Juden eine wilde Wut. Sozialdemokratie und Zentrum gingen ſo in einem Geſpann. Wenn Herr von Bethmann aber geglaubt hatte, ſich dadurch die Gunſt des Zentrums für immer zu erwerben, ſo wurde er im Juni 1917 grauſam enttäuſcht.

Als Hindenburg und Ludendorff die O.H.L. übernahmen, war die polniſche Frage bereits entſchieden. Sie war übrigens ſo geheim betrieben, daß wir alle plötzlich vor einem fait accompli ſtanden.

Für Ludendorff hatte allein die militäriſche Seite Wichtigkeit. Der Generalgouverneur von Polen, General Beſeler, hatte, auf Grund ſeiner Verhandlungen mit polniſchen Führern, erklärt, Polen würde polniſche Truppen zum Kampf gegen Rußland aufſtellen. Es handelte ſich um eine ganze Reihe von Diviſionen, und die hätten wir allerdings brauchen können. Es war ein Traum; ein polniſches Heer gegen Rußland iſt damals nicht erſtanden, wohl aber haben von 1918 ab die edlen Polen uns, ihre Befreier, bekämpft, beſchimpft und mit Dreck beworfen.

## Das Leben in Pleß. Ueberſiedlung nach Kreuznach.

Trotz der gewaltig geſteigerten Arbeit, die eigentlich den ganzen Tag einnahm, und trotz des Fehlens jeder Abwechſlung und Ablenkung war die Zeit in Pleß bis zum Frühjahr 1917 die angenehmſte des ganzen Krieges. Es war eben eine Luſt zu arbeiten, wenn man Erfolg ſah und man in beſter Harmonie zuſammenlebte. Der Feldmarſchall trug mit ſeiner abgeklärten Ruhe, ſeinem treffenden Witz und ſeiner Freundlichkeit viel dazu bei, daß wir uns wie in einer Familie fühlten. Der Kaiſer war öfter bei uns zu Tiſch und blieb gern länger ſitzen. Und außerdem begannen mehr und mehr Vertreter der Heimatbehörden, Männer der Induſtrie, der Preſſe uſw. bei uns Einkehr zu halten, wobei ein reger Gedankenaustauſch ſich ergab.

Ich ſelbſt war viel auf Dienſtreiſen, namentlich in Berlin, um hier mündlich alles das zu beſprechen, was zur Ausführung unſerer oben erwähnten Maßnahmen zu geſchehen hatte. Alles ging gut voran.

So nahte das Frühjahr 1917, wo das Hauptquartier nach Kreuznach verlegt wurde. Die durch Kreuznach laufenden Telegraphenlinien gaben den Ausſchlag, im übrigen war es kein glücklicher Griff, und ich habe mich dort niemals wohl befunden. Die Stadt war und blieb eben Badeort, wo wir der Neugierde ausgeſetzt waren und keine Möglichkeit hatten, auch nur einmal ein paar Stunden ruhig unſern Gedanken nachzugehen. Namentlich an den ſchweren Kampftagen, an denen 1917 ſo reich war, fiel mir die Muſik und das Lärmen der Menſchen geradezu auf die Nerven. Wußten dieſe Leute gar nicht, daß Krieg war? Einen Vorteil bot Kreuznach allerdings: ich hatte für meine inzwiſchen erweiterte Abteilung ſehr hübſche Bureauräume. Und das war für uns Arbeitstiere ja die Hauptſache!

### Die Kaiſerliche Tafel.

In Kreuznach wurden wir öfter zur Kaiſerlichen Tafel befohlen und ich kann daher aus eigenem Urteil über die dortige „Schlemmerei" berichten. Es gab z. B. einen Teller Erbſenſuppe, eine Frankfurter Wurſt mit einem Stück Brot, ein Stück Kuchen, Kaffee und eine Zigarre. Ich ſtand ſo hungrig auf, wie ich mich hingeſetzt hatte und aß ein paar Butterbrote im Bureau hinterher. Der Kaiſer hatte von dem Augenblick an, wo ihm berichtet war, wie es mit der Ernährung des Volkes ſtand, erklärt, „jetzt müſſe auch bei ihm geſpart werden, man dürfe nur eſſen, um ſich gerade zu erhalten". Daß es bei Feierlichkeiten (Beſuch fremder Fürſten und Würdenträger, Weihnachten uſw.) auch mal ſehr gut zu eſſen gab, iſt richtig. Kein Vernünftiger wird es tadeln.

Seine Majeſtät erſchien auch öfter an der Tafel des Feldmarſchalls. Es wurden deswegen im allgemeinen keine beſonderen Umſtände gemacht, wohl aber gab es einen vortrefflichen Tropfen aus dem Vorrat des Feldmarſchalls. Seine Verehrer ſandten ihm als Liebesgabe manche gute Flaſche.

### Die Kaiſerin.

Ich hatte die Ehre, hier in Kreuznach auch von Ihrer Majeſtät, die ich ſchon von Pleß her kannte, zum Vortrag befohlen zu werden. Frei von der Leber weg berichtete ich über die ſchwere Lage der Heimat

und die heranziehende Revolution. Die hohe Frau erſchrak ſichtlich, ſie erkannte inſtinktiv die Gefahr. Meine Bitte am Schluß aber, Seine Majeſtät zu unterrichten, lehnte ſie ab. Das könne ſie nicht, ſie dürfe ſich nicht in ſolche Sachen miſchen, Seine Majeſtät höre dazu ſeine Ratgeber. Ihre Majeſtät befahl mich kurz danach nochmals (in Berlin) zu ſich und war in großer Sorge, trotzdem wagte ſie nicht zu warnen.

Ich habe kein Recht, von Ihrer Majeſtät ein Bild zu entwerfen, dazu kenne ich ſie zu wenig. Sie galt als hochmütig. Mein Eindruck war der, daß ſie eine Frau von großer perſönlicher Liebenswürdigkeit war, die ſich einfach und natürlich gab und dadurch ſehr gewinnend wirkte. Ihre Sorge um Gatten und Kinder war rührend, ſpeziell der mütterliche Zug brach ſtets bei ihr durch. Der Krieg laſtete auf ihr ſchwer, ſie fand zwar im Glauben Troſt, aber die Frage „warum dies alles" kam doch aus ihrem Munde.

Jedenfalls gedenke ich in aufrichtiger Verehrung dieſer Frau, die ſo treu und echt deutſch war als Gattin, Mutter und Fürſtin.

## Beginn der Kämpfe im Weſten im Frühjahr 1917.

Am 4. Februar 1917 wurde der Befehl zum Beziehen der inzwiſchen fertiggeſtellten rückwärtigen Stellung, der ſogenannten Siegfriedſtellung gegeben. Es war immerhin ein Entſchluß, denn, wenn ſchon bei Erfolgen die Stimmung in der Heimat mäßig geblieben war, wie würde ein Rückzug beurteilt werden? Es hatten denn auch im Stabe die Warner und Schwarzſeher nicht gefehlt. Ich war der Anſicht geweſen, daß das deutſche Volk alles tragen würde, wenn man es r i c h t i g unterrichtete. Das letztere war auch gut vorbereitet. Und, ſiehe da, — der Rückzug wurde in Deutſchland als „Erfolg" gebucht, was er ja nun eigentlich nicht war, denn er blieb naturgemäß ein Eingeſtändnis unſerer Schwäche. Aber er erreichte, was er ſollte, nämlich den Raum, auf dem der Gegner 1917 angreifen konnte, zu beſchränken. Wie nötig das war, zeigten die nun beginnenden feindlichen Offenſiven.

Am 9. April, Ludendorffs Geburtstag, erfolgte der erſte Stoß und brachte uns ſchwere Einbuße an Gelände. So herrſchte am 9. April 1917 abends im G.H.Qu. keine ſehr ſchöne Stimmung. In unſerem Kreiſe verſtand es allerdings der Feldmarſchall mit ſeiner wunderbaren Ruhe, die böſen Geiſter zu bannen, und ſo verlief Ludendorffs Geburtstag

doch noch ziemlich harmoniſch; um ſo mehr, als ſich viele ſchlimme Meldungen abends als Tartarennachrichten erwieſen.

Natürlich ſetzten in den nächſten Tagen die Zweifler ein und erklärten, das käme von den falſchen Lehren der „Abwehrſchlacht". Es gab heiße Auseinanderſetzungen, zum Glück blieb Ludendorff feſt. Bald zeigte ſich mehr und mehr, daß die „Abwehrſchlacht" eine ganze und richtige Tat geweſen war; ſie hat uns 1917 durchhalten laſſen.

Am 16. April begann auch in der Champagne der franzöſiſche Anſturm. Die Heeresgruppe hielt im weſentlichen und wir begannen mit Vertrauen auf die Kämpfe zu ſehen. Ein Glück war es freilich geweſen daß Rußland, gelähmt durch die inzwiſchen ausgebrochene Revolution, nicht einheitlich, d. h. gleichzeitig mit angegriffen hatte. Eine immer wieder erörterte Frage war aber, ob ſich Rußland nochmal zur alten Kraft erholen könne. Es war eigenartig, wie wenig man die ruſſiſche Pſyche und die innerpolitiſchen Verhältniſſe kannte. Daß dieſes Reich ohne ſtraffe, ich möchte ſagen militäriſche Regierung auseinanderbrechen mußte [1]), auch wenn es ſich vorübergehend nochmal zu kriegeriſchen Anſtrengungen hochreißen ließ, war doch eigentlich klar.

Wenn engliſche Diplomatie die ruſſiſche Revolution in der Hoffnung angezettelt hatte, nach Sturz des friedensbereiten Zaren das neue Rußland zur kräftigen Fortſetzung des Krieges zu bewegen, ſo hat ſie hierin nur teilweiſe Erfolg gehabt. Indirekt hat ſie freilich damit dem Bolſchewismus in die Arme gearbeitet, der dann weſentlich mitgeholfen hat, unſere Kraft im Innern zu zermürben.

## Innerpolitiſche Verhältniſſe in Deutſchland im Frühjahr 1917.

Inzwiſchen verſchärften ſich die innerpolitiſchen Verhältniſſe in Deutſchland; die Wirkung auf das Heer konnte nicht ausbleiben. Die O.H.L. durfte aus militäriſchen Gründen nicht ruhig zuſehen und ſo wurden die Beziehungen zwiſchen O.H.L. und Reichskanzler, die ſchon ſeit Dezember 1916 recht geſpannt waren, immer ſchlechter. Der Burgfrieden war in Volk und Reichstag längſt dahin, der Reichstag ſchlug die Zeit in Parteigezänk tot, und die Sozialdemokratie begann in immer ſchnellerem Tempo ihren zum Verluſt des Krieges und zum Verderben des Vaterlandes führenden Weg zu gehen. Die Reichsleitung dachte

1) In noch höherem Maße, wie wir.

nicht daran, das Volk über den Krieg aufzuklären, dachte nicht daran, daß es „ſiegen oder untergehen" hieß; ſie lavierte, verhandelte und gab regelmäßig nach. Das Kriegsamt, unter Groener, ging dieſelben Wege, ſpeziell mit den Arbeitern der Rüſtungsinduſtrie. Die „Gewerkſchaften" bekamen einen unheilvollen Einfluß. Groener tat alles, was ein von dieſen beſetzter Ausſchuß ihm riet — beſſer geſagt — abforderte. Die Arbeiter wurden abſolut auf die politiſchen Ziele der Sozialdemokratie eingeſtellt, trotzdem die Führer natürlich nicht ſo beſchränkt waren, um nicht einzuſehen, daß ſie den Kriegsausgang in Gefahr brachten. Im Gegenteil, ſie wünſchten in unglaublicher Verblendung keinen Sieg Deutſchlands, „weil dies den Militarismus und Abſolutismus ſtärken würde" [1]). Die O.H.L. erhielt zahlreiche warnende Zuſchriften. Auch ich bekam perſönlich viele Briefe. Am klarſten aber und richtigſten beurteilte die damalige Lage Generaldirektor Eugen Zimmermann vom Verlag Scherl, der uns eingehende und überzeugende Berichte zuſandte. Sie bildeten die Grundlage für meine Aufgabe, in der O.H.L., beim Kaiſer und bei deſſen Umgebung vor der drohenden Gefahr zu warnen. Zimmermanns Berichte wurden geleſen und dabei blieb es.

Es iſt wohl von Intereſſe, wie ich damals, d. h. im März 1917, die Entwicklung der Demokratie (bürgerliche und Sozialdemokratie) in einer Denkſchrift beurteilt habe, die ich dem General Ludendorff und dem Kronprinzen einreichte.

Es heißt da:

„Demokratie oder Monarchie!"

Als zu Beginn des Krieges flammende Begeiſterung unſer Volk ergriff und alles ſich um ſeinen Kaiſer ſcharte, da konnte S. M. ſagen: Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutſche. Es war wirklich ſo! Führer und Preſſe der bisher ſtaats- und verfaſſungsfeindlichen Elemente ſtanden völlig vereinſamt und mußten unter dieſem Druck weitgehend einlenken, wenn ſie nicht ihre Rolle ausgeſpielt haben wollten. Im Innern haben ſie ſich natürlich nicht geändert, ſie zeigten nur vorübergehend ein anderes Geſicht. Tatſächlich herrſchte aber „Burgfriede". Es wäre, zumal angeſichts der ungeheuren Leiſtung des von S. M. geführten Heeres für eine zielbewußte Regierung ein leichtes geweſen, die bisher ſozialdemokratiſchen Maſſen von ihren Führern loszulöſen, die alten Gegenſätze für immer auszurotten und ein einiges Volk zu ſchaffen.

Wie ſieht es dagegen jetzt aus?

1) Es iſt das keine Uebertreibung. Die ſozialiſtiſchen Zeitungen, aber auch das noch deutſchfeindlichere Berliner Tageblatt haben dies wiederholt ausgeſprochen.

Der Parteihaß ist wilder denn je. Die königstreuen Männer stehen der Regierung oder besser ihrem Haupt — dem Reichskanzler — fremd und fast feindlich gegenüber. Das Vertrauen zur Monarchie ist erschüttert. Ihre Vertreter und ihre Presse bewahren zwar noch immer eine ruhige Haltung, aber wer schärfer hinsieht, findet eine fast verzweifelte Stimmung. Dagegen lassen Sozialdemokratie und jüdischer Liberalismus unbekümmert um die Gefahren, die sie gerade jetzt heraufbeschwören, um so lauter ihre Stimme erschallen, sie erringen täglich mehr die Gunst der Massen, insbesondere der Frauen und halbwüchsigen Jungen, die sie durch das Fordern von Volksrechten, d. h. des demokratisch-parlamentarisch regierten Staates, ködern. Die durch die schlechte Lebensmittellage geschaffene Erregung tut das weitere. Mit Genugtuung begrüßen sie die offene Revolution in Rußland und spielen stark darauf an, daß auch bei uns das „Volk" sich seine Freiheit verschaffen würde und müßte. Die jetzige Regierung versage ja völlig. Und trotz allem sind diese Elemente die „Stütze" des Kanzlers. Die von den Gewerkschaften „belehrten" Arbeiter scheuen sich nicht, selbst durch Streiks höhere Löhne zu erpressen, obwohl sich z. B. ein Facharbeiter besser steht als ein Stabsoffizier, eine Maschinenschreiberin besser als der in verantwortungsvollster Stelle befindliche Unterzahlmeister, Zeugfeldwebel usw. Daß auf diesen Grundlagen Wucher, Geldgier, Genußsucht immer mehr Raum gewinnen, kann jeder täglich sehen. Für die Kämpfer draußen fehlt jedes Verständnis und Mitgefühl. So treiben wir auf abschüssiger Bahn, und wenn nicht bald Abhilfe kommt, ist der Sturz der Monarchie nur eine Frage der nächsten Zeit.

Wie hat das alles geschehen können?

Es dürften 3 Punkte hauptsächlich in Betracht kommen:

### I. Die Person des Kanzlers und seiner nächsten Gehilfen.

1. Die monarchisch-staatserhaltenden Parteien sind — abgesehen davon, daß sie dem Kanzler in der Leitung unsrer äußeren Politik nicht folgen konnten — vom Kanzler um so mehr abgerückt, als er seinerseits sich zum willenlosen Werkzeug der Linken machte und sich im übrigen als der Mann der halben Maßregeln erwies, der sich immer nur treiben ließ, niemals selbst Verantwortung übernahm.

2. Die staatszersetzenden Parteien schätzen den Kanzler auch nicht und mißtrauen ihm. Aber sie sehen in ihm ein gefügiges Werkzeug zur Erreichung ihrer Zwecke. Macht er ihnen Zugeständnisse, wird er gefeiert, tanzt er nicht gleich nach ihrer Pfeife, wird er angefeindet mit dem Erfolg, daß er in bombastischen Reden nachgibt, um nur seine Stellung zu retten.

Aus 1. und 2. folgt, daß eigentlich niemand wirklich hinter dem Kanzler steht.

### II. Die verfehlten Maßnahmen der Regierung des Kanzlers in ihren Wirkungen auf das Volk.

1. Die wichtigste Frage war wohl die Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln. Daß wir bei längerer Dauer des Krieges damit schlecht stehen

mußten, wußte jeder mit dem Wirtſchaftsleben Vertraute. Es mußte alſo großzügiger gearbeitet werden, und zwar einmal in bezug auf Steigerung der Produktion, zweitens auf Sparſamkeit im Verbrauch. In beiden Beziehungen iſt halbe Arbeit gemacht und zu ſpät. Es gab mehrere gangbare Wege, wir ſind überhaupt keinen Weg gegangen, ſondern ſind faſt planlos getrieben und ſtehen nun tatſächlich vor dem Hunger. Dabei iſt das Volk durch nicht gehaltene Verſprechungen, überſtürzte Anordnungen und unzählige Beſtimmungen, die kein Menſch behalten kann, zur Demoraliſation geradezu gezwungen. Es wird gehamſtert, gewuchert, Kettenhandel getrieben, unterſchlagen. Es gibt keinen Menſchen in Deutſchland, der nicht die Beſtimmungen ſo und ſo oft überſchritten hätte, weil er ſie überſchreiten mußte und ſie nicht kennt. Das Vertrauen zur Regierung iſt verſchwunden und ſo der Boden für eine „Volksregierung", wie die Linke verheißt, geebnet. Denn ſie verſpricht ja die „Freiheit" für jedermann.

2. Die durch falſche Maßnahmen oder Unterlaſſung herbeigeführte Begriffsverwirrung des Volkes über ſeine Pflichten.

Die „allgemeine Wehrpflicht" legt tatſächlich nur einem Bruchteil der Männer die Pflicht auf, Leib und Leben Kaiſer und Reich zu weihen. Viele von ihnen haben außerdem Stellung und Vermögen opfern müſſen. Dieſen gewaltigen Opfern, die in einem höchſter Bewunderung werten Pflichtgefühl gebracht ſind, ſteht ein anderer Teil des Volkes pflichtlos gegenüber. Der Krieg forderte aber unerbittlich die Ausnutzung aller heimiſchen Kräfte. Es iſt einfache Pflicht, dem Vaterlande zu helfen und alle egoiſtiſchen Regungen zu erſticken. Dem hätte eine erweiterte Heimatsdienſtpflicht entſprochen, wie ſie das Hilfsdienſtgeſetz wohl plante. Unter dem Druck der linken Parteien entſtand, ohne ernſten Widerſtand der Reichsleitung, ein Geſetz, das im weſentlichen den Hilfsdienſtpflichtigen, beſonders den Arbeitern nur Rechte brachte und außerdem die Löhne in ſchwindelnde Höhen trieb. Dabei glaubt jeder und jede, daß ſie ganz beſondere Opfer mit ihrer über Gebühr bezahlten Arbeit brächten, brüſten ſich als „Heimatsſoldaten" und verlangen politiſche Rechte. Wer Kriegsanleihe zeichnet, betrachtet dies als beſonderes Verdienſt, obwohl es doch nur ein gutes Geſchäft iſt. Das iſt ein unſinniger Zuſtand. Was hat der Mann und die ledige Frau, die daheim im Grunde wie im Frieden leben und arbeiten, nur viel mehr Geld dabei verdienen, gemein mit dem Manne im Felde, der bei kärglichem Lohn täglich ſein Leben fürs Vaterland einſetzt und ſeine Familie daheim mehr und mehr in Not geraten ſieht?

## III. Völliges Verſagen in der Belehrung des Volkes.

Wie ſich die Reichsleitung offenbar nicht klar war über den Zuſammenhang zwiſchen Pflichten und Rechten, ſo hat ſie es auch völlig unterlaſſen, das Volk in richtiger Weiſe zu belehren. Dies hätte namentlich hinſichtlich der Lebensmittelerzeugung und -verwertung geſchehen müſſen. Ebenſo wäre durch Preſſe, Geiſtlichkeit, Lehrer und Beamtenſchaft auch über die obenerwähnte Pflicht zur vaterländiſchen Arbeit Belehrung nötig geweſen. Der Genußſucht mußte geſteuert werden.

Nichts von alledem ist durch die Regierung geschehen. Dagegen hat man die sozialdemokratischen Gewerkschaften — die übrigens aus Klugheitsrücksichten (s. o.) zunächst bei entsprechender Gegenleistung ihre Dienste angeboten haben — beauftragt, die Arbeiter zu belehren. Das haben sie auch getan, aber in absolut altem, sozialdemokratischen Sinne. So ist das fast Unmögliche geschehen, daß jetzt eine stärkere sozialdemokratische Arbeiterschaft besteht als im Frieden. Besonders Frauen und Jugendliche lassen sich leicht verhetzen. Alle Warnungen der Industrie und der christlichen Arbeiter werden in den Wind geschlagen und verlacht, die Warnenden selbst verdächtigt, — ein probates Rezept, denn semper aliquid haeret.

Dies sind in kurzem die Ursachen der Zustände, wie sie in der Einleitung geschildert sind. Man muß fragen, wie geht es weiter? Nehmen wir an, wir bekommen selbst einen siegreichen Frieden, so ist der Uebergang zur Friedenswirtschaft enorm schwer. Es bleibt die Lebensmittelnot und die Knappheit an gewissen Rohstoffen. Der Ueberseehandel ist zerstört, die Rüstungsindustrie ist umzustellen, wird aber nicht sofort lohnende Arbeit finden. Es wird stellenweise Arbeiterüberschuß vorhanden sein. Die hohen Löhne müssen verschwinden, wir können sie nicht tragen und vor allem schalten sie unsern Wettbewerb im Auslande aus. Die Arbeitskonkurrenz wird namentlich auch durch die zwar schlechter aber billiger arbeitende unverheiratete bzw. kinderlose Frau verheerend wirken, denn die schwerste Sorge bildet das Heben der Geburtenziffer. Sie ist nur auf dem Boden der Familie denkbar, z. B. aber beherrscht alles die unfruchtbare familienzerstörende, jüdisch-sozialdemokratische Frauenbewegung, die bis in die höchsten Kreise gedrungen ist mit all ihren unmoralischen und unnatürlichen Erscheinungen. Und nun heißt es aus allen diesen Schwierigkeiten einen Weg finden! Können Parlamente, können demokratische Einrichtungen solche schweren Aufgaben lösen? Nein, denn noch nie, die Geschichte lehrt es, hat ein Parlament in entscheidenden Lagen etwas geleistet. Und ein Blick auf die oft ins Alberne ausartenden Redereien und die widerlichen Anpöbeleien in unsern Parlamenten muß doch jede Zuversicht nehmen. Ein Parlament ist eben nicht die Auswahl der Edelsten und Tüchtigsten, sondern größtenteils eine Versammlung von ehrgeizigen, egoistischen Durchschnittsmenschen mit engem Horizont, die einerseits eigensinnig Parteipolitik treiben, anderseits ganz auf Masseninstinkte basiert sind. Jeder verdankt ja der Gunst der Masse seine Stellung. Wollte man aber gar unser jetziges Regierungssystem noch demokratischer gestalten, so gehen wir rettungslos über eine Revolution zur Demokratie und zum Untergang. Es hilft also nichts, nur die energische Hand und der weit ausschauende feste Wille eines Mannes, des Monarchen, kann uns zum Ziel führen. Dazu muß er sich natürlich mit ihm treu ergebenen, starken und zielbewußten Männern umgeben. Leben wir später in friedlichen, sicheren Zeiten, so mag die Monarchie dem Volk politische Rechte geben, jetzt wäre es falsch.

Zum Schluß muß noch auf eine Frage hingewieſen werden. „Sozialpolitik" wird oft mit „ſozialdemokratiſcher Politik" verwechſelt und doch haben ſie nichts gemein. Sozialpolitik müſſen wir allerdings großzügig treiben, ſie liegt in den oben erwähnten Aufgaben eingeſchloſſen, insbeſondere z. B. Fürſorge für den, der ſeine Geſundheit dem Vaterlande geopfert hat, Sorge für die Hinterbliebenen unſerer Gefallenen, Unterſtützung der weniger bemittelten Familien uſw. Auch iſt es recht und billig, daß die politiſchen Rechte nach den dem Staat und der Allgemeinheit gegenüber erfüllten Pflichten bemeſſen und abgeſtuft werden. Der Kriegswucherer muß recht- und ehrlos bleiben, der heimgekehrte Krieger muß belohnt werden. Die Volksvertretungen müſſen zur Mitarbeit erzogen werden, nicht zur unfruchtbaren, lähmenden Politik.

Auch dieſe Aufgaben können nur von einer ſtarken Monarchie gelöſt werden, nur ein Wille kann Ganzes vollbringen. Ein Parlament würde in einem Jahre nicht damit fertig werden und obenein Unbrauchbares leiſten.

Eine neue Konfliktzeit reift vielleicht heran. Die jetzige ſchlaffe Regierung hat ſie verſchuldet. Dieſe Zeit muß ertragen werden und iſt zu überwinden, wenn wir nicht noch weiter nach links nachgeben. Wir ſtehen an der Schwelle zu einer neuen Weltepoche und große Aufgaben ſind zu erfüllen. Glückt ihre Löſung, ſo gehört die Welt den Germanen, glückt ſie nicht, ſo ſind wir dem Untergang geweiht.

Ein Blick noch auf unſere Feinde: Rußland, Frankreich [1]) und Italien gehen der Herrſchaft der Maſſe ziemlich rettungslos entgegen, was uns nur recht ſein kann. Anders ſteht es mit England. England hat die Schwere der Schickſalsſtunde erkannt, und wie es mit glänzender Energie auf den militäriſchen Sieg hinarbeitet, ſo treibt es großzügig Sozialpolitik und man muß zugeſtehen, daß Volk und Regierung ſich im allgemeinen vortrefflich in die Hände arbeiten. Der Stolz und glühender Patriotismus ſpornen jeden einzelnen zu höchſter Opferfreudigkeit an. Es wird den Krieg überwinden und bleibt unſer Nebenbuhler. Wir ſind England überlegen an Wiſſen, Arbeitsleiſtung und Idealismus. Der Sieg bleibt uns nur, wenn wir unter ſtarker Hand zielbewußt unſern Weg gehen."

Ich führe die Denkſchrift an, weil ſie zeigt, daß das Bild, das ich damals von den inneren Zuſtänden und den zu erwartenden Wirkungen hatte, im weſentlichen richtig war.

Zur Erläuterung muß ich noch einiges hinzufügen! Es mag ſich mancher daran ſtoßen, daß ich die „Demokratie" ſo abſolut bekämpfe. Richtig iſt, daß der Ausdruck „Demokratie" eigentlich nicht das Weſen der Sache trifft, beſſer lautete er „Pſeudodemokratie". Um richtig verſtanden zu werden, ſei mir hier eine kurze Begriffsbeſtimmung der beiden noch oft wiederkehrenden Schlagworte „Demokratie" und „Sozialismus" geſtattet.

1) Es ſah damals ſo aus. Clémenceau hat dann mit ſtarker Hand durchgegriffen. Ihm dankt Frankreich ſeinen „Sieg" im Innern und Außen.

Das Wort „Demokratie“ hat in England, Amerika usw. eine andere Deutung als in Deutschland, und in Deutschland ist wieder die „süddeutsche“ Demokratie der „Berliner“ Demokratie wesensfremd. Echte deutsche Demokratie verlangt, daß keine unverdienten Rechte, insbesondere die Herrschaft im Staate und sonstige Vorrechte in den Händen einer Klasse, eines Standes oder einzelner liegen. Sie will also die „Auslese der Tüchtigen“ nach Anlagen, Können und Charakter für alle Berufe. Ihr Prinzip ist also in diesem Sinne aristokratisch und sie ist gleichzeitig von dem echten Sozialismus nicht zu trennen. Viele deutsche Demokraten denken so und diese Art Demokratie ist berechtigt und entspricht deutschem Wesen.

Es herrscht aber tatsächlich falsche Demokratie, und zwar einerseits in Gestalt des spezifisch jüdischen „Liberalismus“, d. h. der Freiheit der Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren, der Vorherrschaft des unproduktiven —aber wuchernden — Kapitals und geradezu der Regierung der Staatsautorität; anderseits der Sozialdemokratie mit der Idee der Diktatur des Proletariats und der Herrschaft der Masse auf Grund des gleichen Stimmrechts. Beide Sorten „Demokraten“ sind absolut „antidemokratisch“. Die echte Demokratie erkenne ich an, der Kampf gilt nur den beiden Arten von Pseudodemokratie.

Aehnliches gilt vom Sozialismus. Echter Sozialismus bedeutet das Aufgehen des einzelnen in der Pflicht für alle, ist also dem Altruismus verwandt und ruht auf idealer, nicht materieller Grundlage. Deutschland war weitgehend echt sozial, mehr wie alle andern. Jetzt herrscht der Pseudosozialismus, denn der Sozialismus der Sozialdemokratie ist re vera (als Reaktion auf den Kapitalismus des Besitzes) der Kapitalismus des Proletariats, was jetzt wohl niemand mehr bestreitet (vgl. Spengler, Preußentum und Sozialismus).

Der Pseudosozialismus ist nur in Verbindung mit der angegebenen Pseudodemokratie denkbar. Das stolze, ideal klingende Wort „Sozialdemokratie“ ist eine Lüge in sich. Der Kampf gegen den Pseudosozialismus ist ebenso Vernunftgebot, wie das Eintreten für den echten Sozialismus.

Weiter fällt in der Denkschrift vielleicht auf, daß ich die Unabhängigen, Spartakisten und Bolschewisten kaum erwähnt habe. Diese Gruppen waren aber damals erst im Entstehen und im übrigen ist ja kaum eine Grenze zwischen der sogenannten gemäßigten Sozialdemokratie und ihren radikalen Formen. Die Ziele sind dieselben; der häusliche Streit betrifft nur die Taktik. Die letzten und äußersten Kampfformen des Radikalismus müssen aber, wie schon Treitschke und E. von Hartmann vor mehr als vierzig Jahren überzeugend ausgeführt haben, notwendig kommen, sobald es an die Verwirklichung des sozialdemokratischen Gedankens geht. Denn ist schon die sozialdemokratische Theorie praktisch undurchführbar, so ist die Kampfweise selbst mit ihrer Entfesselung der Masse und Aufpeitschung der niedrigsten und gewalttätigsten Instinkte (Klassenhaß, Geldgier, Faulheit) geradezu verbrecherisch. Sie steht zudem in

offenem Widerſpruch zu der eigentlichen Lehre, die ja in der ſozialen Tendenz, alſo dem Altruismus und der Pflicht wurzelt, während die Aufreizung der Maſſen lediglich an den Egoismus, d. h. an „Rechte" appelliert. Dieſe Kampfweiſe muß dazu führen, daß die Maſſe die Erfüllung der ihr vorgegaukelten Verſprechen und Rechte verlangt. Dieſer Weg endet eben im Bolſchewismus. Die Führer müſſen alſo entweder ſich der Maſſe beugen, um ihre Führerſchaft zu erhalten, oder auf ihre Führerrolle verzichten, da ihnen die Maſſen aus den Händen entgleiten.

Im übrigen zeigten ſich damals ſchon die erſten Anſätze zum Bolſchewismus in der Marine. Ein Komplott wurde aufgedeckt. Nach dem Rezept „die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen" erſchoß man zwei Matroſen, ließ aber die Verführer, noch dazu Abgeordnete, unter Aegide einiger Weiber, frei ausgehen. Nicht nur das: der ſtets erleuchtete und gewiſſenhafte Reichstag benützte, als Michaelis zwiſchen der Regierung, der Parlamentsmehrheit und dieſen Elementen den längſt gebotenen Grenzſtrich ziehen wollte, ſolches „Vermeſſen" als Vorwand, um den Kanzler und den Marineſtaatsſekretär Capelle zu ſtürzen. Anſtiftung zum Landesverrat war alſo erlaubt, die Zukunft des deutſchen Volkes vogelfrei von Parlaments wegen! Die Herren Dittmann, Cohn, Barth und Konſorten konnten ſich freuen: die Bahn war für ihr Wirken frei.

Eigenartig genug war es, daß ich mit meiner Anſicht ziemlich allein ſtand. Der richtige Grundſatz: „Der Offizier ſoll keine Politik treiben", war einfach dahin ausgelegt, „er braucht nichts davon zu verſtehen". Da ich ausſprach, wir ſtünden vor großen ſozialen Aenderungen, die wir freiwillig geben müßten, war ich als halber Sozialdemokrat ſelbſt bei vielen Herren des Stabes verſchrien. (Uebrigens waren es — verſteht ſich, möchte man faſt ſagen — dieſelben „aufrechten, königstreuen" Männer, die nachher den Weg zur Republik am leichteſten fanden.) Sie verwechſelten einfach den falſchen ſozialdemokratiſchen Sozialismus mit dem ſozialen Pflichtgefühl, das an ſich natürlich mit Regierungsformen und „Politik" herzlich wenig zu tun hat.

Umgekehrt war ich in Regierungskreiſen und bei den Gewerkſchaften als ſtark konſervativ, als begünſtigter „Agent" der Großinduſtrie und „Reaktionär" verſchrien. Alle drei Etiketten, mit denen ich überklebt werden ſollte, bargen baren Unſinn, ich verlangte einfach, daß regiert wurde und Ordnung herrſchte, was bitter not tat.

## Bethmanns Abgang.

Als die Hauptfeinde jeder ſtarken Regung beim Kaiſer und der Zivilregierung ſah ich Bethmann Hollweg und den Chef des Zivilkabinetts, von Valentini, an. Beide bekämpfte ich mit aller Kraft. Bethmanns Schwäche und völliges Verſagen in jedem Punkt der Innen- und Außenpolitik hatte nun allerdings auch den Feldmarſchall und Ludendorff überzeugt, daß er weg müſſe. Dem Feldmarſchall widerſtrebte dieſer „politiſche" Schritt; nur zögernd entſchloß er ſich dazu, ſelbſt mitzuwirken. Der Konflikt ſpitzte ſich zu, der Kaiſer ſchien Bethmann ſtützen zu wollen, ſo daß Hindenburg und Ludendorff ſich entſchloſſen, am 12. Juni 1917 ihr Abſchiedsgeſuch [1]) einzureichen. Ich war in größter Sorge, da ich fürchtete, genau wie es 1918 kam, daß Ludendorff allein fallen würde. Es wäre auch wohl ſo gekommen. Und dann wäre ſchon damals alles verloren geweſen.

Erfreulicherweiſe wurde Bethmann dann im Reichstag ſchwer angegriffen. Er war auch dort unbeliebt; bei den einen, weil er zu ſchlapp war, bei den andern, weil ſie nicht ſchnell genug alles erreichen konnten und weil ſie in ihm das Friedenshindernis ſahen. Tatſächlich hatten ihn ja ſeine unbedachten Reden und ſeine Zielloſigkeit bei unſern Feinden in ſtärkſten Mißkredit gebracht, allein den Frieden konnten wir weder mit noch ohne ihn haben. Für die Attacke im Reichstag gab das angebliche Verſagen des U-Bootkrieges (nach viereinhalb Monaten!), die allgemeine Kriegslage und der durch gefügige Werkzeuge nach Berlin verſchleppte Wunſch Habsburgs den Anlaß; in Wirklichkeit ſollte aber eine „Friedensreſolution" und damit eine Machterweiterung des Reichstags erpreßt werden. Es beſtand die ſchönſte Ausſicht, daß damals ſchon die Parlamentariſierung und Demokratiſierung, der Verlauf der ſozialiſtiſchen Revolution wenigſtens inauguriert werden konnte.

Ich war damals in Berlin und ſtand natürlich mit der O.H.L. in engſter Fühlung. Ich ſah nur den Ausweg, ſelbſt mit an Bethmanns Sturz Hand anzulegen. Ich telephonierte dem Kronprinzen, er müſſe kommen und veranlaßte zugleich, daß er gerufen wurde. Ich trug ihm die Lage vor und überzeugte ihn von ihrem Ernſt. Er trat beim Kaiſer für Bethmanns Entlaſſung ein, wurde aber abgewieſen. Doch er blieb feſt. Er empfing auf meinen Rat die hauptſächlichſten Parteiführer, mit

1) Vgl. Urkunden Seite 407.

denen ich, soweit nötig und zweckmäßig, vorher Fühlung genommen hatte. Das Ergebnis war, daß die Mehrheit den Reichskanzler nicht mehr haben wollten. Erzberger gab den Ausschlag.

Mit dem Protokoll [1]) über die Aussagen der Abgeordneten in der Hand erreichte der Kronprinz endlich Bethmanns Entlassung, nachdem dieser schnell noch den Erisapfel des gleichen Wahlrechts für Preußen hingeworfen hatte. Es nutzte ihm nichts, der Monarchie versetzte er damit den ersten Todesstreich. Es war klar geworden: die Krone gab auf Parlamentsdruck nach. Der Rückschluß auf unsere innere Stärke lag, auch für unsere Gegner, auf der Hand. Northcliffs goldene Zeit begann, während unsere Auslandspropaganda, die sich, mangels jeglicher Psychologie, längst um jeden Kredit geschrieben hatte und für die Herr Erzberger, nach Inhalt und Organisation, die Verantwortung trug, völlig versumpfte. Ich sagte damals bei einer Unterhaltung zum Kronprinzen: „Bethmann reißt Preußen für fünfzig Jahre, die Monarchie für hundert hinein." Gebe Gott, daß ich mich geirrt habe!

Hindenburg und Ludendorff kamen am 13. Juli nach Berlin. Der Kaiser erklärte ihnen beim Empfang, im Hinblick auf die Abschiedsgesuche, „sie hätten als Generale zu gehorchen und im übrigen sei Bethmann entlassen".

## Charakteristik Bethmanns.

Bethmann wird für immer der eigentliche Totengräber Deutschlands bleiben. Denn ein starker Mann mit klarem Wollen an seiner Stelle — und Deutschland hätte gesiegt!

Wie war Bethmann beschaffen und worin liegt seine Schuld?

Bethmann war ein recht verbreiteter Typ des preußischen Beamten der nachbismarckischen Periode, deren Grundsatz allmählich geworden war: „Nur kein Aufsehen und keinen Kampf." So fehlte ihnen einmal selbst die Schöpferkraft — denn Schaffen ist Kampf —, anderseits wichen sie jeder Kraftandrohung aus. Bezeichnenderweise wollte Bethmann selbst im Krieg es immer vermeiden, die „Feinde zu reizen".

Hinzu kam ein Anderes! Bethmann glaubte — ähnlich wie Kaiser Wilhelm II. — in den Schlagworten des Liberalismus und der Sozialdemokratie das Säuseln einer neuen, schöneren Zeit zu hören, er hat gar nicht gefühlt, daß es die Vorzeichen des Unwetters waren, die das,

1) Vgl. Urkunden der O.H.L. S. 408.

was Preußen und Deutſchland groß gemacht hatte, die deutſche Weltanſchauung der Pflicht des einzelnen gegen den Staat, niederreißen ſollten. Seiner ſelbſt ſpottend hat er die klaſſiſchen Worte geprägt: „Wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt.“ Dieſe beiden Faktoren erklären reſtlos, daß Bethmann nicht führte, ſondern ſich von der Reichstagsmehrheit führen ließ. Daß er dabei in gutem Glauben gehandelt hat, entſchuldigt ihn nicht.

Er war nachtragend und unduldſam, wie es unentſchloſſene unklare Naturen ſtets ſind. Seine einzige Stärke war ein gutes Redetalent.

Man hat ihm vorgeworfen, er ſei zu ſehr „Philoſoph“ geweſen. Nun, jeder Staatsmann muß — oder müßte — Philoſoph ſein, nur iſt nicht jeder Philoſoph Staatsmann, weil dazu noch einiges mehr gehört. Bethmann war aber leider jedenfalls nicht Philoſoph. Hätte er von Hartmann, Nietzſche, Hegel und Kant geleſen und verſtanden, ſo wäre er andere Wege — richtige — gegangen. Das Studium der Werke dieſer Männer wäre auch heute für Politiker nützlich, bezeichnenderweiſe rümpft aber jeder Eſel hochmütig die Naſe über „Philoſophen“, die ihm als unpraktiſche Spintiſierer erſcheinen. Dafür lieſt er den „praktiſchen“ Marx. Wir Deutſchen wiſſen eben einfach ſelbſt nicht mehr, was unſere Philoſophen uns geſchenkt haben und ſchenken wollten; — das hat mit ſeinem Singen der Materialismus getan!

## Michaelis, Fürſt Bülow und die O.H.L.

Zu einer reinen Freude über Bethmanns Weggang kam es nicht. Erzbergers unſelige Friedensreſolution ging trotzdem in die Welt und wurde als Zeichen unſerer Schwäche aufgefaßt. Der nun entſtehende Mehrheitsblock (Zentrum bis einſchließlich Sozialdemokraten) arbeitete nur noch in Verſtändigungsfrieden, den unſere Gegner nie anzunehmen gedachten. Es war faſt, als ob dieſe Parteien im Dienſt der Entente arbeiteten, ſo erſchütterten ſie Deutſchland mit ihrem Defaitismus, ihrem Friedensgewinſel und ihrer Schlappheit.

Der neue Reichskanzler, Michaelis, fühlte ſich zudem nach eigenem Urteil der innerpolitiſchen Lage nicht gewachſen. Er hatte folgerichtig zuerſt das angetragene Amt abgelehnt, wußte allerdings auch keinen geeigneten Mann namhaft zu machen. Jedenfalls, er nahm an — und

Digitized by Google

mußte, wie er vermutet hatte, als ehrlicher, gerader und anſtändiger Mann in wenig Wochen dem unanſtändigen Parteigezänk des Reichstages weichen. Er „flog", wie das ſchöne Wort lautet, über die Tatſache, daß er mit den intellektuellen Urhebern von Landesverrat nicht zuſammen arbeiten wollte.

Unbegreiflich aber wird ſtets bleiben, daß der Kaiſer aus den von der Tagesordnung nun nicht mehr verſchwindenden, bei jeder Gelegenheit vom Reichstag provozierten Kriſen noch immer keine Lehren zog, nicht ſehen wollte, wohin die Reiſe gehen ſollte und ging. So war alſo wenig gebeſſert, ich ſelbſt war dafür bête noire geworden, dem man die politiſche Betätigung ſehr übel nahm. Immerhin hatte ich eine Gefahr von Ludendorff abgewendet.

Man hat der O.H.L. vorgeworfen, es ſei falſch geweſen, Bethmann zu ſtürzen, ehe man einen Nachfolger hatte. Das ſtimmt nicht! Die O.H.L. hatte ſich für den Fürſten Bülow entſchloſſen. Ueber den Fürſten hatte die Koterie Bethmann verbreitet, er ſei zu alt, halb vertrottelt uſw. Ich hatte Gelegenheit, den Fürſten im Hauſe des ſchon öfter genannten Generaldirektors Zimmermann für mehrere Stunden zu ſprechen. Der Fürſt war völlig friſch und rüſtig und ſprühte von Geiſt. Seine Auseinanderſetzung über die außen- und innerpolitiſche Lage, ſeine Gedanken, wie dem Unheil zu ſteuern ſei, waren klar, überzeugend und deckten ſich vielfach mit der der O.H.L. Dem Fürſten lag an einem neuen Reichskanzlerpoſten wohl wenig, mehr ſchon an der Führung der äußeren Politik. Und dafür gerade brauchten wir einen Meiſter, wie er es war, und der bereit war, mit der O.H.L. Hand in Hand im feſten Vertrauen zu arbeiten. Bülow bot aber auch Ausſicht, mit dem Reichstag fertig zu werden, — und wenn nicht, ſo hätte er jedenfalls richtig die Konſequenzen gezogen.

Ich berichtete über meine Eindrücke an Ludendorff, er teilte mir mit, daß die O.H.L. jedenfalls für Bülow eintreten würde. Das iſt auch geſchehen, aber im entſcheidenden Augenblick, wo es nötig war, ein Zuſammengehen der O.H.L. und der künftigen Reichsleitung ſicherzuſtellen, entſchied — Herr von Valentini auf Grund perſönlicher Empfindung des Kaiſers zuungunſten der O.H.L.

Im übrigen haben die O.H.L. und Exzellenz Michaelis dann abſolut in allem einſtimmig und im Vertrauen zuſammengearbeitet. Ich habe noch heute vor Michaelis aufrichtige Hochachtung und Verehrung.

## Politik und Strategie.

Man hat der O.H.L. und mir die Einmiſchung in die Politik zum Vorwurf gemacht. Ein beſonders kluger Abgeordneter hat ſogar einmal geſagt: „Das Heer hat zu kämpfen, und wir machen die Politik.“ Man ſchob alſo die Strategie der O.H.L., die Politik aber der Regierung — natürlich unter Reichstagskontrolle — zu. Man gab vielleicht zu, daß beide im Zuſammenhang arbeiten müßten, aber wo die Grenzen lagen und ob es überhaupt eine ſcharfe Grenze gab, das war nicht klar erkannt. Wie iſt es nun möglich, daß dieſer apodiktiſch erhobene Vorwurf der unberufenen Einmiſchung ungeprüft nachgeſprochen und geglaubt, die Frage des Rechts, ja der Pflicht zur Einmiſchung aber gar nicht geſtellt wird? Die Antwort gibt uns Clauſewitz, dem wir nachſtehend folgen wollen, indem er ſagt: „In dieſen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, eben gut genug, um geſagt und gedruckt zu werden und hält es für ebenſo unzweifelhaft, als daß zweimal zwei vier iſt. Wollte er ſich die Mühe geben, wie ich, jahrelang über den Gegenſtand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeſchichte zu vergleichen, ſo würde er freilich mit der Kritik behutſamer ſein.“

Das klingt hart, iſt aber gerecht. Und iſt es nicht überhaupt ein Zeichen unſerer Zeit, daß Männlein und Weiblein urteilen und entſcheiden in Dingen, die ſie gar nicht durchdacht haben und nach Veranlagung und Bildung gar nicht durchdenken können?

Es gilt alſo zunächſt einmal die Begriffe zu klären. Was iſt Politik? Heute, wo jeder „politiſch denken“ lernen ſoll und das Volk angeblich „politiſch reif“ iſt, müßte alſo auch jeder wiſſen, was heißt denn Politik?

Zweifellos verſtehen die weitaus meiſten Menſchen darunter das, was in dem politiſchen Programm der Partei, der ſie angehören, feſtgelegt iſt. Das iſt aber in Wirklichkeit nur ein unter einem ſubjektiven Geſichtswinkel geſehener Ausſchnitt aus dem Begriff Politik. Dieſer umfaßt in Wahrheit alles, was einerſeits die Verhältniſſe und den Verkehr des einzelnen (oder beſtimmter Gruppen) innerhalb des Staates, anderſeits der Staaten untereinander betrifft. Das erſtere iſt das Spezialgebiet der inneren, das letztere das der äußeren Politik. Je nach dem Gegenſtand unterſcheidet man richtig ſoziale, wirtſchaftliche, Religions- oder Raſſenpolitik uſw. Daraus folgt nun einmal, daß die Politik objektive, genaue Kenntniſſe auf allen dieſen Gebieten vorausſetzt. Bei wie vielen das zutrifft, darüber überlaſſe ich die Schätzung dem Leſer. Und wie wenig man dieſe wahre Politik aus dem Beſuch von Parteiverſammlungen lernen kann, dürfte auch einleuchten.

Beides ergibt aber zur Evidenz, daß die Politisierung der Massen ein Unsinn ist. Sie werden gar nicht „politisiert", sondern suggestiv in ein mehr oder minder starres Parteischema eingezwängt. Und das Wort „Parteipolitik" hat mit dem Begriff „wahrer Politik" herzlich wenig zu tun. Der Politiker muß vielmehr objektiv über den Parteien stehen und über umfassendes Wissen verfügen. Deshalb hatte Plato nicht unrecht, wenn er das Regieren, d. h. die Ausübung der Politik für den Philosophen in Anspruch nahm. Tatsächlich war jeder große führende Politiker (d. h. Staatsmann) auch Philosoph. Freilich gehört zum Politiker noch mehr, vor allem Willenskraft, praktischer Sinn usw., so daß nicht jeder Philosoph sich zum Politiker eignet.

Betrachtet man die Politik so, dann ist die Richtigkeit des Wortes: „Die Politik ist die Kunst des Möglichen" klar. Denn aus all den teils mit-, teils gegeneinanderlaufenden, immer wechselnden Erscheinungen das Gesetzmäßige zu erkennen und praktisch zu gestalten, ist eine Kunst und kann doch immer nur einen möglichst guten, vorübergehenden Ausgleich schaffen.

Es entsteht die zweite Frage: Was ist der Krieg? Mancher mag denken, „eine dumme Frage, das ist doch klar". Nun, viele haben es heute noch nicht begriffen.

Clausewitz sagt, „daß Krieg ein Teil des politischen Verkehrs, also durchaus nichts Selbständiges sei". Und weiter sagt er: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln."

Das ist tatsächlich eine vollgültige Erklärung, wenn sie auch den Anschein erweckt, als ob danach der den Krieg Leitende unter dem die Politik Leitenden stehen müsse. Das ist aber nicht gesagt, denn der Krieg kann eben ein so tief einschneidender und entscheidender Akt der Politik sein, daß er dann alle andern Seiten der Politik entweder bedeutungslos macht oder sie in seinen Dienst stellt. Dies galt vollends für den Krieg 1914—18.

Der Krieg hat nun die Niederwerfung des Gegners zum Zweck, und das hat wieder die Vernichtung seiner militärischen Macht zur Voraussetzung. Dies kann unter Umständen mittelbar z. B. durch eine Hungerblockade erreicht werden (auch diese Maßregel erfordert militärische Kraftentfaltung). In der Regel oder gleichzeitig damit geschieht es durch Schlachten oder, wie Clausewitz sagt, durch das Gefecht.

Und damit kommen wir zum Begriff der Strategie. Sie ist die Theorie des großen Krieges und besteht letzten Endes im Gebrauch des Gefechts zur Erreichung des Zweckes des Krieges. Das scheint zunächst etwas eng gefaßt. Aber da das Gefecht der entscheidende Faktor, die einzige Wirksamkeit im Kriege ist, muß tatsächlich alles darauf eingestellt werden.

Alle kriegerische Tätigkeit bezieht sich notwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten.

Wenn nun, wie in dem großen Kriege, die Völker mit ihrer ganzen Kraft sich in den Krieg einsetzen, so gewinnen damit die an sich inner-

politiſchen Fragen, wie z. B. das ganze Gebiet der Erſatzfrage, der Ernährung, des Finanzweſens, der Rüſtungsinduſtrie, der Preſſe uſw., mit allen ihren Wechſelwirkungen zwiſchen Heimat und Heer eine entſcheidende Bedeutung für die Strategie und die Führung des Krieges. Da letztere aber zweifellos in den Händen der O.H.L. lag, ſo hatte ſie nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, in allen dieſen Punkten entſcheidend mitzuſprechen.

Anderſeits müſſen die Völker alle innerpolitiſchen Fragen, die nicht auf den Gewinn des Krieges Bezug haben oder ſogar ſchädlich wirken (z. B. die Wahlrechtsfrage, Beſeitigung des Jugendparagraphen uſw.), zurückſtellen.

Mit einem Worte, es gibt eigentlich während eines Krieges gar keine Innenpolitik, ſondern nur eine „Kriegspolitik", nnd für dieſe durfte es keine Parteien, Mehrheit oder ſonſt etwas geben, ſondern die harte Notwendigkeit des Krieges hatte zu entſcheiden. Und ſomit hatte die O.H.L. auch Recht und Pflicht, hierin mitzuſprechen.

Und ſo ergibt ſich: Der Gegenſatz zwiſchen Heimat und Heer, zwiſchen Politik und Strategie war widerſinnig, beide mußten eins ſein, und vielleicht nur weil es nicht der Fall war, ging der Krieg verloren. Die Heimat war die Wurzel, aus der das Heer Kraft und Nahrnng nehmen mußte. Alſo mußte die Heimat einmal ihr möglichſtes geben, anderſeits aber auch ſelbſt ſo ſtark bleiben, daß ſie zn dieſem Geben befähigt blieb. Das Heer durfte ſomit nichts Unnützes fordern, um die Wurzel nicht vorzeitig zu entkräften, ja es mußte unter Umſtänden durch Kampf dafür ſorgen, daß der Heimat die Wurzelkraft erhalten wurde. Das iſt oft nnd ausgiebig geſchehen.

Noch klarer als für dieſe Gebiete der inneren Politik iſt der Zuſammenhang der Strategie mit der äußeren. Auch ſie mußte dahin wirken, die militäriſche Entſcheidung des Gefechts zu unſern Gunſten zu beeinfluſſen. Damit lagen ihre Aufgaben klar, nämlich einerſeits Sorge für Bundesgenoſſen und für Zufluß aller zur Kriegführung nötigen Gegenſtände aus dem Auslande und anderſeits möglichſte Unterbindung dieſer Kraftquellen für nnſre Gegner.

Da es um Sein oder Nichtſein ging, ſtanden dieſe Aufgaben abſolut allen andern voran, insbeſondere alſo der Frage ſpäterer wirtſchaftlicher Abkommen uſw. Natürlich erforderte die Erfüllung dieſer Anfgaben faſt immer militäriſche Aktionen in beſtimmter Richtung. Kurz, Strategie

und äußere Politik hätten erſt recht völlig eins ſein müſſen. Die Arbeitsteilung wäre trotzdem geblieben, denn für die Ausarbeitnng diplomatiſcher Noten, die Führung von Verhandlungen uſw. war natürlich das Auswärtige Amt berufen, genau ſo, wie für die militäriſchen Befehle und Anordnungen die O.H.L. Zweifel und Reibungen hätten daraus kaum entſtehen können.

Clauſewitz hatte alſo zweifellos recht, wenn er ſagte: „Um einen ganzen Krieg zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine große Einſicht in die höheren Staatsverhältniſſe. Kriegführung und Politik fallen hier zuſammen nnd aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann. Der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören, das erſtere zu ſein; er umfaßt mit ſeinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältniſſe, auf der andern iſt er ſich genan bewußt, was er mit den Mitteln leiſten kann, die in ſeiner Hand liegen.“ Dieſe Worte finden ihre Beſtätigung in den Namen der größten Feldherrn, eines Hannibal, Cäſar, Friedrichs des Großen, Napoleons nnd anderer. Es iſt auch jedenfalls das einfachſte, wenn Regierung und Kriegführung bzw. Politik und Strategie in einer Hand liegen. Liegen ſie in den Händen zweier Männer, ſo iſt zum glücklichen Ausgang entweder eine gemeinſchaftliche Spitze, die zur Entſcheidung in Streitfällen fähig iſt, nötig, oder die beiden Männer müſſen von gleichen Anſichten getragen ſein, oder endlich einer von beiden muß tatſächlich leiten, der andere läßt ſich leiten. Im Kriege 1870—71 war das aufs glücklichſte gefügt, 1914—18 ſehr unglücklich.

Wir haben das traurige Bild erlebt, daß Strategie und Politik nicht eins geweſen ſind. Im Gegenteil, die politiſche Leitung bzw. die ihr unterſtellten Behörden nahmen jede politiſche Anregung oder Forderung der O.H.L. als einen Eingriff übel. Zu dem umgekehrten Fall konnte es ſchon deshalb nicht kommen, weil die politiſche Leitnng ſich meines Wiſſens überhaupt nicht auf ſtrategiſches Gebiet begeben hat. Daß ſie es ſehr wohl gedurft, ja unter Umſtänden gemußt hätte, dürfte nach den obigen Ausführungen nicht zweifelhaft ſein.

Tatſächlich war ja die Sache dadurch noch viel verfahrener, daß nicht nur zwei, ſondern eigentlich vier Stellen ſelbſtändig arbeiteten: der Reichskanzler, der Oberbefehlshaber in der Heimat (preußiſcher Kriegsminiſter), die O.H.L. und die Seekriegsleitung. Wieviel beſſer wäre alles geweſen, wenn Feldherr und Politiker in einer Perſon vereinigt oder wenigſtens völlig einig geweſen wären!

Ich glaube mit Vorſtehendem jedenfalls nachgewieſen zu haben, daß die O.H.L., der ich angehörte, nur ihre Pflicht getan hätte, wenn ſie auf einheitliche politiſch-ſtrategiſche Führung beſtanden hätte. Der Vorwurf, der ſie treffen kann, iſt höchſtens der, daß ſie dies nicht genügend getan hat. Indes an ihrem Willen hat's nicht gelegen, wie wir weiterhin ſehen werden.

## Militäriſche Ereigniſſe im Sommer 1917.

Am 31. Juli 1917 entbrannte die große Flandernſchlacht. Es gab ſchwere, ſorgenvolle Tage, der Munitionsverbrauch war ungeheuer und unſere Reſerven ziemlich knapp. Die Neuſertigung ſtieg nur langſam. Es war ein beklemmendes Gefühl, nicht ſo helfen zu können, wie man gewollt hätte. Ich habe ſelbſt Ludendorff meine Sorgen möglichſt ferngehalten, nur wenn ein Befehl wegen Munitionserſparnis an die Truppen oder ein Hilferuf an das Kriegsminiſterium nötig war, mußte ich ihm naturgemäß die Schwere der Lage ſchildern. Dadurch, daß er die Wichtigkeit der Munitionsfragen voll erkannt hatte und ſtets genau unterrichtet war, ſtieg naturgemäß das Verſtändnis und die Fürſorge der untergebenen Dienſtſtellen entſprechend, und das kam der Truppe unmittelbar zugute.

Auch die Flandernſchlacht wurde überſtanden, an unſerer Abwehrtaktik zweifelte nun niemand mehr.

## Ruſſiſche Offenſive. Unſer Gegenſtoß bei Sloczow.

Im Oſten hatte ſich das ruſſiſche Heer endlich ſoweit von der Revolution erholt, daß es einen neuen Angriff wagen konnte. Die Oeſterreicher, die der Stoß traf, wichen aus, aber es war klar, es lag nicht an der Güte der ruſſiſchen Truppen. So wurde der Gegenſtoß von Sloczow angeſetzt. Wir hatten nur wenige Diviſionen freibekommen, aber trotzdem führte der Stoß tief in den Gegner hinein. Die alte Erfahrung, daß Revolutionen unter allen Umſtänden auch die Heere infizieren, hatte ſich erneut beſtätigt. Ein Jahr ſpäter ſpürten wir es am eigenen Leibe. Immerhin gab auch Sloczow die Zuverſicht, daß Rußland bald ausſcheiden würde. Wir konnten allmählich Truppen, Artillerie und Munition im Oſten freimachen, was für die im Weſten weiter zu erwartenden Kämpfe dringend nötig war.

Digitized by Google

Leider verkannte man die drohende Weiterentwicklung der ruſſiſchen Revolution. Rußland, das ohne feſten Bürger- und Bauernſtand des inneren Haltes entbehrte und ſomit nur diktatoriſch geführt werden konnte, mußte durch eine auf die Maſſe geſtützte Revolution notgedrungen in den Bolſchewismus treiben. Die Gefahr, die daraus für Deutſchland entſtand, wollte nicht erkannt werden. Ich habe manchen Spott deswegen zu hören bekommen und galt als Schwarzſeher. Als ich eines Tages ernſtlich erklärte, ich ſähe den Tag, wo Scheidemann (Sozialdemokrat und Defaitiſt) Reichskanzler würde, antwortete mir ſogar der Feldmarſchall lachend: „Na, na, das könnte gut werden."

Man hat den Vorwurf erhoben, „wir hätten den Bolſchewismus in Rußland dadurch entfeſſelt, daß die Hauptführer Lenin, Trotzki und andere aus der Schweiz mit freiem Geleit durch Deutſchland nach Rußland zurückgelaſſen wären. Das ſei erſtens unmoraliſch geweſen und zweitens hätte es uns die Revolution gebracht". Die Sache liegt aber doch anders. Die ruſſiſche Republik unter Kerenski bekämpfte uns weiter und ſchlug Friedensangebote aus. Weshalb wir nicht nach engliſchem Muſter unſern Feinden eine Revolution bringen ſollten, die ſie zum Ausſcheiden aus dem Kriege zwang, iſt nicht zu erſehen. Sollten wir lieber den Krieg verlieren? Falſch war es nur, daß wir uns nicht gegen den ruſſiſchen Brandherd abgeſperrt haben; (England und Frankreich haben es 1918 uns gegenüber vermocht).

Im übrigen iſt das freie Geleit Herrn Lenins uſw. doch wohl auf Konto der Reichstagsmehrheit zu ſetzen, deren linker Flügel ja direkt mit den Bolſchewiſten ſympathiſierte.

## Sorge um das Durchhalten der Heimat.

Für mich trat im Laufe des Jahres 1917, nachdem zu überſehen war, daß das Hindenburgprogramm einerſeits zu leiſten war und anderſeits annähernd den Bedürfniſſen des Krieges Rechnung trug, die Sorge für das Durchhalten der Heimat in den Vordergrund. Es waren vielſeitige Fragen, die ſich da aufrollten.

### Die Kohlenfrage[1]).

Souverän beherrſchte die Kohlenfrage alle Gebiete der Kriegführung, Wirtſchaft und des täglichen Lebens. Die Rüſtungs-

1) Vgl. Urkunden Seite 178 ff.

induſtrie ſchluckte ungeheure Mengen Kohle unmittelbar, namentlich für Herſtellung des Roheiſens, Stahls und aller Hüttenprodukte. Daneben verſchlangen Kraftwerke und Dampfmaſchinen, vor allem die Eiſenbahn, große Mengen. Dazu kam Kohle für Hausbrand, Licht und Gaswerke. Und endlich gebrauchte die Marine viel Kohlen, und zwar die beſten.

Faſt ſo wichtig wie die Kohle ſelbſt waren ihre Deſtillationsprodukte. Vorweg das Gas, das für Beleuchtung und Gasmotore gebraucht wurde, dann das Benzol für Kraftwagen und Motore aller Art, die ſchweren Oele für die U-Bootmotoren und endlich die Schmieröle. Zum Teil ergänzten ſich dieſe Deſtillationsprodukte mit denen aus dem rumäniſchen Erdöl. Es galt die Produktion aller dieſer Gegenſtände dem dringendſten Bedarf und der Wichtigkeit entſprechend zu ſteigern. Es war alſo ein fortwährendes Nachprüfen und vorausſchauendes Berechnen. Das Wichtigſte blieb die Kohlenförderung. Für ſie wurden ſogar *viele Tauſende Arbeiter aus dem Feldheer an die Heimat zurückgegeben.* Es war ein großzügiger Schritt Ludendorffs, bei der geſpannten Lage an der Front.

Schwer war aber auch die Verteilung der Kohle, denn trotz aller Anſtrengungen beſtand Mangel und zeitweiſe traten noch Transportſtockungen hinzu. Man hatte nicht rechtzeitig an die Vermehrung der Lokomotiven gedacht, nun galt es, auch ihre Fertigung zu erhöhen.

Wir hatten bereits im Februar 1917 die Stellung eines Reichskohlenkommiſſars angeregt. Der erſte verſagte, der Nachfolger, Geheimrat Stutz, hat glänzend gearbeitet, ſtets in enger Fühlung mit der O.H.L. und mit reſtloſer Energie. Er hatte im Grunde ein undankbares Amt, denn alle Bedürfniſſe zu befriedigen, war unmöglich. Seine Verdienſte ſind daher auch nicht gebührend anerkannt, vielleicht auch, oder gerade, weil er zu ſehr mit der O.H.L. ging. Das belaſtete jeden *ſchwer*.

Neben der Kohle war es das Rohöl, das große Sorgen machte und das wir in erſter Linie aus Rumänien bezogen. Es gelang, ſowohl die Gewinnung wie den Abtransport allmählich zu ungeahnter Höhe zu ſteigern. Damit ſtieg die Benzingewinnung, die uns allein den Luftkampf bis zum Ende zu führen ermöglicht hat [1]) (vgl. Seite 231/232).

1) Vgl. Urkunden Seite 162.

## Ernährungsfragen[1]).

Nicht so wichtig aber fühlbarer noch wie die Kohlenfrage war die Ernährungsfrage. Die landwirtschaftliche Produktion reichte nicht, es galt, sie zu steigern, die leibliche, aber auch die seelische Widerstandskraft der Heimat hing davon ab. Zuschüsse vom Ausland waren nicht zu erwarten, nur das besetzte Gebiet und Rumänien gaben etwas. Wir mußten also den Acker, dem künstlicher und natürlicher Dünger fehlte, möglichst ertragfähig zu erhalten suchen. Nur mit künstlichem Dünger ließ sich helfen. Es handelte sich um Phosphate, Stickstoff, Salpeter und Kali.

Zitronensauerlösliches Phosphat hatten wir in der phosphorsäurehaltigen Thomasschlacke. Aber wasserlösliches Phosphat besaßen wir nicht in der Heimat, und so galt es, die Gruben in Belgien und Nordfrankreich bis zum äußersten auszunutzen. Es ist geschehen.

Der künstlich hergestellte Salpeter wurde überwiegend für Pulver und Sprengstoffe gebraucht. Es war etwas einzusparen dadurch, daß man Chlorate und flüssige Luft als Sprengstoff zu Hilfe nahm und daß die Gasmunition erheblich vermehrt wurde, aber das reichte nicht. So galt es, die Fabriken für künstlichen Salpeter zu erweitern. Die Anlagen bei Merseburg verdanken diesem Gedanken ihre Entstehung. Es gab viel Widerstände, vor allem der Einwand, daß wir eventuell nach dem Kriege „Ueberschuß an Salpeter" hätten. Tatsächlich hätten wir beim Ende des Krieges die doppelte Menge Stickstoff der Landwirtschaft geben können, wie vor dem Kriege, und zwar ohne jede Einfuhr aus Chile. Dank der Streikwut nnd Faulheit ist nur ein Bruchteil produziert. Das ist auch eine Errungenschaft der Revolution gewesen.

Im übrigen tut es mir noch heute leid, daß ich nicht den Bau der Anlage in Bayern — unter Ausnutzung der dortigen Wasserkräfte — angeregt und durchgesetzt habe. Bayern war tatsächlich das Stiefkind, wenn von Reichs wegen große wirtschaftliche Anlagen geschaffen wurden.

Kali hatten wir genug, während die übrige Welt Mangel litt. Immerhin mußte auch bei uns die Kaliproduktion gesteigert werden, wozu Arbeiter nötig waren und gegeben wurden.

So hat die O.H.L. damals tatsächlich aus eigener Initiative für die nötigen Düngemittel, soweit es überhaupt in ihrer Macht lag, vor-

1) Vgl. Urkunden Seite 195 ff. u. 203 ff.

geſorgt. Es gelang nicht, alle Anforderungen zu erfüllen, aber es iſt doch Erhebliches geleiſtet worden.

Ferner mußten landwirtſchaftliche Maſchinen beſchafft und die zum Betriebe der Maſchinen nötigen Kohlen, Oel, Benzol uſw. freigemacht werden. Namentlich mit Benzol war das ſchwierig, es wurde ja für die Laſtkraftwagen des Heeres ſo bitter nötig gebraucht.

Eine weſentliche Rolle ſpielten die landwirtſchaftlichen Fachleute, Inſpektoren, Führer der Motorpflüge, Stellmacher, Schloſſer uſw. Sie mußten in den landwirtſchaftlich wichtigſten Zeiten beurlaubt werden, was bei den fortdauernden Kämpfen an der Front auf großen Widerſtand ſtieß.

Immerhin lohnte alle dieſe der Landwirtſchaft zugewandte Sorge. Wir haben dadurch wenigſtens wirklicher Hungersnot vorgebeugt. Dank haben wir, habe ich, dafür nicht geerntet, — im Gegenteil.

## Die Arbeiterfrage[1]).

Das Heer brauchte Erſatz, er mußte trotz der Vergrößerung der Aufgaben der Rüſtungsinduſtrie geſtellt werden. Sollte dieſe alſo das Nötige leiſten, ſo wurde Sparſamkeit mit Arbeitskräften Pflicht. Große Betriebe arbeiten meiſt rationeller wie kleine, alſo mußten dieſe zurückſtehen, wenn es nicht möglich war, ſie ſozuſagen als Abteilungen eines größeren Werkes einzurichten, indem ſie für ein ſolches Spezialartikel lieferten. Sie erhielten dann die Halbfabrikate uſw. von dem großen Werk. Dies Verfahren ſtieß naturgemäß auf große Widerſtände, aber im ganzen gingen die Heimatbehörden doch ſchließlich dieſen Weg.

Weiter aber galt es, Arbeitskräfte zu gewinnen durch Heranziehung von Frauen, Jugendlichen und Kriegsbeſchädigten. Wir forderten beſondere Kurſe zu deren Ausbildung, um ſie möglichſt auch an Stelle von Facharbeitern einſtellen zu können. Es iſt mancherlei auf dieſen Gebieten geleiſtet, durchgegriffen iſt leider nicht.

## Die Frauenarbeit und ihre Bewertung.

Inſonderheit hat die Frau nicht das geleiſtet, was ſie hätte leiſten können. Die meiſten Frauen der ſogenannten beſſeren Stände dachten gar nicht daran, ſich zur Arbeit zu drängen (und Zwang war den „Damen"

1) Vgl. Urkunden Seite 61 ff.

gegenüber ja nicht möglich). Sofern sie also nicht durch Not dazu getrieben wurden oder die sich bietende pekuniäre und sonstige, namentlich sexuelle, Unabhängigkeit sie lockte, blieben sie in Scharen fern. So hatte z. B. ein Aufruf an die Studentinnen einen sehr bescheidenen Erfolg. Ein paar hundert gingen für ein paar Monate — meist in den Ferien — in die Fabrik, schrieben pathetische Artikel über ihre Erlebnisse und ihre Arbeit, und dann empfahlen sie sich wieder. Man muß demgegenüber feststellen, was der Student im Kriege an der Front und in der Heimat geleistet hat. Das Verhältnis ist 100 : 1. Aber auch sehr viele Arbeiterfrauen zogen es vor, sich unterstützen zu lassen, um ein freies Leben zu führen. Immerhin stieg die Zahl der Frauen in allen Berufen erheblich. Eine wirkliche Begeisterung, ein Idealismus der Arbeit ist leider nie zu spüren gewesen.

Es kam hinzu, daß die Frau nur sehr langsam und sehr bedingt wirkliche Männerarbeit ersetzen lernte. Man wird ja nicht behaupten können, daß gerade ein Straßenbahnschaffner, Postbote usw. besondere Stützen der Männlichkeit ihrem Beruf nach sein müssen. Die wirklich hochwertige Facharbeit, ebenso alle schwerste und vor allem die führende geistige Arbeit ist, man kann ruhig sagen, ausschließlich von Männern geleistet. Und je mehr Frauen notgedrungen Stellungen von einiger Selbständigkeit nehmen mußten, um so mehr zeigte sich ein Stocken in dem Gesamtorganismus.

Obwohl ca. 12 000 000 Männer im Felde standen bzw. gestanden haben, war die Zahl der männlichen Arbeiter noch immer weit höher wie die der weiblichen.

Die Gesamtleistung der Frau ist also qualitativ und quantitativ hinter den Erwartungen zurückgeblieben, genau wie in den andern Ländern. Dies soll kein Vorwurf sein, soll nur zeigen, daß es ein Unding ist, Mann und Weib gleichzustellen. Und ich würde diese alte Binsenwahrheit auch gar nicht predigen, wenn nicht eine umfangreiche Selbstbeweihräucherung der Frauen vielfach das Bild total verdreht hätte. Die albernen Lobhudeleien, zum Teil deswegen in die Welt gesetzt, um die Frauen zu ködern, sind unrichtig und haben nur die Anmaßung gesteigert. Dazu bleibt zu bedenken, daß die ganze schwere Arbeit des Krieges, das Kämpfen, Leiden und Sterben, auf den Männern allein lag.

Die durch die Berufstätigkeit von der Familie emanzipierte Frau zeitigte aber noch weitere Schattenseiten. Die allgemeine Moral sank

zuſehends. Vergnügungs- und Genußſucht blühten, die Mode wurde immer extravaganter, herausfordernder, und wer in jener Zeit abends durch die Großſtädte ging, konnte den Ekel vor dem Volk, beſonders den Juden und den Weibern, bekommen. Wußte niemand mehr, daß wir im ſchwerſten Kriege ſtanden, daß ſtündlich faſt 100 Männer ihr Leben für das Vaterland gaben?

Der feldgraue Soldat, der ja nicht zahlen konnte, wurde kaum beachtet, während der junge, gut verdienende Lümmel mit ſeinem Mädchen ſich breit machte. Die unverheiratete oder kinderloſe Frau lebte einen ſchönen Tag. Anders ſtand es mit den meiſten Müttern. Sie, die keine Verdienſtmöglichkeit hatten und nicht von ihren Männern ausgiebig unterſtützt werden konnten, litten Not. Die Regierung half nicht und ſo war deren Erbitterung berechtigt. Leider fehlte es aber mancher dieſer Frauen an Würde, ihr hartes, unverdientes Geſchick feſt und mutig zu tragen. Sie ſchrieben Klagebriefe an ihre Männer in der Front, und ſo hatten dieſe Armen zu all ihrem Schweren auch noch die bangen Familienſorgen. Was Wunder, daß auch die Stimmung dieſer Männer litt, daß ſie die Ungerechtigkeit empfanden, die zwiſchen ihnen, dem alles opfernden, ſchlecht bezahlten Kämpfer und dem gut bezahlten, genießenden Heimgebliebenen klaffte. Aber alle Verſuche der O.H.L., hier Wandel und Gerechtigkeit zu ſchaffen, waren vergebens. Kriegsminiſter und Reichskanzler wetteiferten im Ablehnen aller Beſſerung; ihre Verantwortung iſt groß.

## Rückgang der Geburtenziffer[1]). Allgemeine ſexuelle Demoraliſation.

Von der Haltung der Frauen im Kriege iſt kaum die der allgemeinen ſexuellen Demoraliſation zu trennen. Der ſchon vor dem Kriege beginnende Geburtenrückgang nahm rapide zu, desgleichen aber die Geſchlechtskrankheiten. Wie gewöhnlich wurde zunächſt der beurlaubte Soldat beſchuldigt. Es war umgekehrt! Im Feldheer wurde auch in dieſem Punkte auf Ordnung gehalten und außerdem waren die ſanitären Maßnahmen ſehr weitgehend. In der Heimat waren ſie angeblich „nicht durchzuführen", wie alles.

1) Vgl. Urkunden Seite 215 ff.

So kehrten viele Ehemänner vom Urlaub geſchlechtskrank ins Feld zurück, die eigenen Frauen waren die Schuldigen. Bei den unverheirateten Männern wars noch ärger. Der Mangel an Männern einerſeits, die infolge der Berufstätigkeit größere perſönliche Freiheit der Frauen anderſeits und die geringe Aufſicht durch Gatten und Väter trieben gerade das Weib zum „Sichauslebe n". Hand in Hand damit nahm die Modenarrheit und Vergnügungsſucht zu. Die verführten Männer — ſie waren es tatſächlich — mußten das Geld ſchaffen und ſo ſtieg wieder das Schieber- und Wucherweſen, ein wahrer circulus vitiosus.

Es wäre wohl gut geweſen, dieſen Verbrechen zu ſteuern, die eine maßloſe Verbitterung unter vielen Urlaubern und damit im Heere ſchufen. Indes es geſchah nichts. Wer hätte denn auch wagen ſollen, gegen die allmächtige Koalition von Schieber- und Dirnentum anzugehen. Nur in der Stille regte es ſich, es fanden Beſprechungen und Beratungen in Parlament und Regierung ſtatt, wie dem Unheil zu ſteuern ſei. Merkwürdigerweiſe ſahen alle nur die Wirkung, d. h. den Geburtenrückgang und die Geſchlechtskrankheiten, nicht die Urſache, d. h. die Demoraliſation der Heimat und beſonders des Großſtadtweibes. So kam es, daß alle Geſetzesentwürfe von vornherein falſch und nur Papierarbeit waren. Mit dem Verbot des Verkaufs antikonzeptioneller Mittel hebt man nicht die Geburtenzahl — nicht einmal die uneheliche —, aber man vermehrt die Erkrankungen.

Es konnte nur eine moraliſche Geſundung helfen. Dieſe war in den Großſtadtwohnungen, bei der ungebundenen Freiheit, nicht möglich. Es galt alſo eine Bevölkerungspolitik anzuregen, die die Schäden erfaßte. Als weſentliche Teilfaktoren erſchienen eine geſunde Bodenreform, die ſchärfere Kontrolle der Großſtadtjugend und ihre ſeeliſche und körperliche Geſundung, das Hinausbringen der Jugend aufs Land und vor allem die Rückgabe der Frau aus der Fron der Fabrikarbeit in die Familie. Es ging um die Zukunft Deutſchlands und ſo nahm ſich die O.H.L. dieſer Frage an. Zwei wackere Männer, der Oberſtabsarzt Dr. Hochheimer und Stabsarzt Dr. Münter, nahmen im Auftrage des Feldſanitätschefs die Sache in die Hand und ſie gewannen im Verkehr mit Abgeordneten, Aerzten und Regierungsmitgliedern an Boden. Auch Herr Damaſchke [1]) kam nach Kreuznach. Es konnte allmählich etwas Ganzes und Großes werden. — Die Revolution hat auch hier alles zerſchlagen,

1) Vgl. Urkunden Seite 244.

die Demoraliſation iſt geſtiegen, Kinder kommen kaum noch zur Welt, die Syphilis wütet, — aber das Weib iſt dem Mann gleich, das entſchädigt für alles; namentlich den Mann!

## Die innere Politik.

Michaelis gab nur eine Gaſtrolle. Hertling, der dann kam, war ein Greis, verbraucht und arbeitsunfähig; unfähig auch, die Zeit zu erkennen. Er hatte vorher in Bayern gelegentlich völlig unberechtigt die O.H.L. angegriffen. Vielleicht war das ein Grund für Valentini, gerade ihn der O.H.L. vorzuſetzen. Im übrigen bot Ludendorff Hertling ſofort loyales Zuſammenarbeiten an. Er ging dann in ſeiner Loyalität leider ſo weit, jeden Schritt zur Beſeitigung dieſes unfähigen Greiſes abzulehnen. Doch davon ſpäter! Hertling ſah ſeine Aufgabe darin, die Parteigegenſätze möglichſt auszugleichen, während ſtraffe Führung not tat. Die Linke nutzte dies aus, Jugend- und Streikparagraphen fielen, und ſo wurde auch die Jugend in den politiſchen Kampf gezogen und der Streik für erlaubt erklärt. Das preußiſche Dreiklaſſenwahlrecht — zweifellos überlebt, aber immer noch beſſer, wie ein gleiches Wahlrecht, das unmündige Kinder beiderlei Geſchlechts dem pflichttreuen, klardenkenden Manne und der ſich aufopfernden Mutter gleichſtellt — wurde das Hauptkampfobjekt im Reichstag, obwohl es ganz gewiß eine innerpreußiſche Angelegenheit war, die bis nach dem Krieg Zeit hatte. Unſer Rat, die Sache rechtzeitig, d. h. im Jahr 1916, mit einem vernünftigen Wahlrecht abzutun, war ſeinerzeit ungehört verhallt. Die O.H.L. wurde in den Streit hineingezogen. Einmal ſollte Ludendorff erklärt haben, „das gleiche Wahlrecht müſſe ſofort gegeben werden, um Streiks zu verhindern", das andere Mal wurde er als Reaktionär hingeſtellt, „der das gleiche Wahlrecht verhindere". Beides war falſch, wir wollten innerpolitiſche Ruhe haben und wollten, daß jeder ſeine Pflicht täte.

Um ihrem Willen Nachdruck zu geben, drohten die Sozialiſten mit Streiks, wobei immer Lohnfragen geſchickt mit Wahlrechts- und politiſchen Fragen verquickt wurden. Die Gewerkſchaftsführer ſtellten ſich ſcheinbar „loyal" hinter die Regierung, d. h. — was regelmäßig geſchah — wenn ſie nachgab; anderſeits ließen ſie mindeſtens die Streiks ſchweigend zu. Griff einmal ein kommandierender General durch, ſo gab es ein Wettern

und Schimpfen, Toben und Drohen im Reichstag, bis der General nachgab oder — ging.

Irgend etwas, was nach Siegeswillen und Durchhalten aussah, gab es nicht mehr. Die Führer der Gewerkschaften usw. kamen schließlich, auf unsern Wunsch, ins G.H.Qu. nach Kreuznach. Während die Führer der katholischen Arbeiterverbände, der Angestelltenverbände und andere sehr verständig und treudeutsche Männer waren, merkte man denen der sozialdemokratischen Gewerkschaften an, daß sie mehr Parteipolitik wie sonst etwas trieben. Der Feldmarschall sagte ihnen, Gott sei Dank, kräftig, wie er über Streiks dächte. Landesverrat! Geholfen hats nicht. Gern gedenke ich an dieser Stelle des damaligen Verbandssekretärs der katholischen Arbeitervereine, des Zentrumsabgeordneten Dr. Fleischer, mit dem mich in sozialen Fragen weitgehende Ideenverwandtschaft verband. Seine gründliche Bildung, die Lauterkeit seines Charakters, die durchdachte Beherrschung der sozialen Probleme und Strukturverhältnisse, seine Klarsicht und gute Informiertheit auf diesen Gebieten, haben mein Zusammenarbeiten mit ihm mir zur Freude gestaltet. Er war einer der wenigen, die die kommende Revolution, und zwar als Weltrevolution, am frühesten erkannten, ihre notwendig katastrophalen Folgen in ihrem ganzen verheerenden Umfang erfaßten und unermüdlich im Warnen waren. Jedenfalls überragte er turmhoch alles, was bisher die sozialen Ministersessel drückte.

Die Löhne stiegen durch die Streiks und Streikdrohungen rapide. Die Industrie gab stets nach, teils weil sie den Ausfall an Leistung fürchtete, teils weil es ihr im Grunde recht war. Sie schlug die Erhöhung auf die Preise auf und sie hatte selbst Vorteil davon, da ihr Gewinn ja im Prozentualverhältnis zu den Gestehungskosten stand (vgl. Seite 204 ff.). So verdiente der Unternehmer zum Teil sinnlos, der Arbeiter über Gebühr und alles übrige — insbesondere der Mittelstand und das draußen stehende Heer — hatten das Nachsehen. Trotzdem erfüllten Heer und Bürgerschaft ihre Pflicht, der Arbeiter aber benutzte die zu hohen Löhne, um mehr zu feiern und — weniger zu arbeiten. Die Arbeitsleistung sank von der normalen immer mehr. Es war nicht so sehr die Folge von Unterernährung, wie oft behauptet ist. *Kein* Arbeiter ist im Kriege tot vor Entkräftung an der Drehbank umgesunken. Es war Mangel an Pflichtgefühl und *es war der Gedanke der proletarischen*

Solidarität, durch Arbeitsminderung das Heranziehen weiterer Arbeiter für das Heer zu verhindern.

Durch das fortgesetzte Steigen der Löhne und der Unternehmergewinne wurden auch die Kriegskosten immer höher. Es wurden neue Anleihen aufgenommen und die Notenpresse schleuderte immer mehr Papiergeld auf den Markt. Das Gold wanderte ins Ausland. Der Erfolg war, daß die Geldentwertung[1]) zunahm, an der wir noch heute leiden. So bildeten Lohnstreiks, Papierinflation und Geldentwertung eine Kette von Uebeln, die das Reich zugrunde richten mußten. Aber die Regierung tat nichts, obwohl diesmal der Reichsschatzsekretär gemeinschaftlich mit der O.H.L. immer wieder und energisch auf Verminderung der Kriegskosten (d. h. eben der Unternehmergewinne und Löhne) drängte. Ebensowenig entschloß sich die Regierung dazu, durch ausreichend hohen Kriegsgewinn und sonstige Steuern das Geld wieder einzuziehen und dadurch Geldinflation und -entwertung zu verhindern.

Es war allerdings mit dem Reichstag, wie er war, nichts zu machen; nur eine Diktatur hätte nachhelfen können. Im Volke hofften die Besten auf eine solche, aber weder der Kaiser noch der Kanzler konnten sich dazu entschließen. Und bei der O.H.L. stimmte zwar Ludendorff an sich diesem Gedanken zu, aber er konnte ihn nicht verwirklichen, zumal er persönlich die Uebernahme der Diktatorrolle ablehnte. Der Feldmarschall war zu einem solchen „politischen Schritt" nicht zu bekommen und ohne ihn hätte ein energischer Schritt Ludendorffs nur des letzteren sofortige Entlassung bedeutet.

### Die Friedensduselei.

Sank so schon durch alle vorerwähnten Faktoren die Stimmung und der Siegeswillen indirekt erheblich, so wurde schließlich noch durch die Verständigungsfriedensduselei direkt dem Volk das Verständnis, um was es ging, genommen. Schon das Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 war innerpolitisch ein Fehler, aber sein Scheitern hätte den Forderern nun wenigstens die Augen öffnen müssen. Gewiß, die mit Hohn verbundene Ablehnung der Entente wirkte günstig — aber nur für kurze Zeit! Selbst Scheidemann (der zuerst im Reichstag das Wort Revolution fallen ließ) fand damals — 1916 — ein paar Worte, die

1) Den eigentlichen Anlaß haben schon die Gesetze vom 4. 8. 14 gegeben, die tatsächlich die Papiervaluta an die Stelle der Goldvaluta gesetzt haben.

nach Kampfkraft ausſahen, ebenſo Erzberger. Sie mußten wohl, weil der geſunde Sinn im Volk plötzlich erwacht war und ihnen unheimlich wurde. Dann aber gings mit erneuter Kraft an die „Verſtändigung". Wars perſönliche Feigheit, Mangel an Vertrauen zu Deutſchland? Nein, gewiß nicht, es war Parteitaktik; „Deutſchland durfte ja nicht ſiegen, denn das hätte die Monarchie geſtärkt und die demokratiſchen und pſeudoſozialen ‚Fortſchritte' gehemmt". „Vorwärts" und „Tageblatt" waren ſich darin einig und ſprachen es gelegentlich auch offen aus. Der Gedanke war richtig, und ſo zogen ſie es vor, auf einen ſchlechten Frieden zu wirken. Das Ergebnis war die Friedensreſolution vom Juli 1917 (ſ. Seite 143); ſie war der entſcheidendſte Schritt auf der gefährlichen Bahn. Erzberger ging im Fahrwaſſer Habsburgs und machte dieſen Schritt in deſſen Auftrag. Noch ſchlimmer wirkte dann die unglaubliche Fahrläſſigkeit Erzbergers, als er ſeine Kenntnis von einem Czerninſchen Immediatberichte (in welchem Oeſterreich am Ende ſeiner Kraft dargeſtellt wurde) preisgab zur Freude der Entente. Das ſchlug dem Faß den Boden aus und die Entente, die nach den U-Bootserfolgen und dem Verſagen ihrer Offenſive an ſich im November 1917 wenig Hoffnung mehr auf Sieg hatte, ſchöpfte neuen Mut zum Ausharren. Sie konnte es ja auch, denn zur Not, wußte ſie genau, gab es einen billigen Frieden jeden Augenblick. Das Riſiko war ihr, durch deutſche „Politiker", ja abgenommen [1]).

Für die O.H.L. war die Lage widerlich. Zu ſehen, wie die Entſcheidung nahte, wie militäriſch unſere Lage feſter und beſſer wurde, und dazu ohnmächtig zuſehen zu müſſen, wie Narren und Verbrecher im Innern „arbeiteten", um uns den Krieg verlieren zu laſſen, war hart. Ich ſah bei meinen vielen Beſuchen in Berlin eine Hauptaufgabe darin, die Stimmung wieder zu heben, denn in Verſammlungen wie in Unterhaltungen hörte ich immer dasſelbe Lied des Defaitismus. Man ſah mich infolgedeſſen ungern in Berlin, ſtand ich doch auch im Verdacht, mancher unfähigen Perſon aus ihrer Stellung verholfen zu haben. Soweit meine Kräfte reichten, habe ich es getan, leider reichten ſie nicht weit genug. Bezeichnend war, daß ich auch bei Graf Hertling verſchrien war. Es gelang mir einigermaßen, ihn zu überzeugen, daß das, was ich wollte, nötig und richtig war.

1) Das Unbegreiflichſte iſt, daß das Volk ſolche Leute immer noch als ſeine Man-

## Militäriſche Lage im Herbſt 1917.

Es war gelungen: Wir hatten die uns für 1917 drohend bevorſtehende Kataſtrophe abgewendet, dank Rußlands allmählichem Ausſcheiden, dank unſerer ſtrategiſchen Frontverkürzung, dank der militäriſchen Leiſtung unſerer Truppe, dank der wunderbaren U-Bootstätigkeit! Freilich waren auch wir ganz außerordentlich erſchöpft. Die Truppen hatten hohe Verluſte und zu wenig Ruhe gehabt, der Munitionsmangel war zeitweiſe noch empfindlich. Aber dafür brachte uns der Ausfall Rußlands Zuſchuß an Truppen und ſtellte Entlaſtung an Gerät uſw. in Ausſicht. Das gab guten Grund zum Hoffen, zumal die Stimmung im Heer im allgemeinen gut und zuverſichtlich war, trotz des bevorſtehenden vierten Kriegswinters.

In der Heimat hatte man die Gefahr nie richtig eingeſchätzt, bewertete alſo auch ihre Abwendung nicht genügend. Defaitismus, Friedensſehnſucht, Verſtändigungsduſelei, vor allem aber elendeſter Parteiegoismus hatten jedes Intereſſe, wie wir ſehen, abgeſtumpft.

Alles das wirkte, wenn auch ſehr allmählich, auf das Heer zurück. Anderſeits begannen wir langſam zu merken, daß Technik und Induſtrie trotz aller Hemmniſſe anzogen; es ſtand zu hoffen, daß wir mit dem Kriegsgerät über das Gröbſte hinaus waren und bald auf ausreichende Lieferungen rechnen konnten.

Alles in allem war unſere militäriſche Lage nicht nur beſſer, wie man je hätte hoffen können, ſie war direkt ausſichtsreich, wenn man die Gegenſeite beſah.

England und Frankreich hatten bei ihren Kämpfen, die die Entſcheidung bringen ſollten, nichts weiter erreicht, als ſehr hohe Verluſte. Sie waren mehr noch, wie wir, am Ende mit ihren Reſerven. Die Stimmung in ihren Heeren war ſchlecht, bei den Franzoſen kamen ernſte Meutereien vor, die allerdings blutig niedergeſchlagen wurden. Der U-Bootsſchrecken wirkte lähmend auf England und ſeine Bundesgenoſſen. Ueberall zeigte ſich bedrohlicher Mangel. Der Krieg mußte reſtlos verloren ſcheinen, wenn nicht einzelne Lichtblicke geweſen wären.

Der wichtigſte war Amerikas Hilfe! Zwar lag ſie noch in weiter

---

danten in den Reichstag ſchickt. Ein ſprechender Beweis dafür, wie es ſelbſt heute noch um das politiſche Urteil dieſes Volkes beſtellt iſt.

Ferne, vor Mitte 1918 konnte ſie nicht wirken, aber ſie war doch ſchon ein Troſt, auf den man die Völker verweiſen konnte.

Es kam hinzu, daß man ja wußte, wie man jeden Augenblick einen guten „Verſtändigungsfrieden" haben könne. Die Haltung des Deutſchen Reichstags und ſeiner Regierung ließ keinen Zweifel. Es war alſo kein Riſiko, den Krieg fortzuſetzen, ſofern man noch Ausſicht auf Gewinn, wenn auch in einiger Zukunft, hatte.

Und der dritte Lichtblick war Oeſterreich. Die Verwandten des Kaiſers Karl, die Herzöge von Parma, die als Offiziere bei der Entente Dienſt taten, drängten mit Hilfe des Klerus und der Kaiſerin Zita — die ſich ſelbſt übrigens ihrer „politiſchen" Rolle vielleicht nie wirklich bewußt geweſen iſt — ihren Vetter zum Verrat am Bündnis mit Deutſchland. Sie haben oft mit Poincaré, Cambon, Lloyd George einerſeits, dem Kaiſer Karl anderſeits verhandelt, auf der Grundlage, daß Deutſchland allein die Zeche bezahlen ſolle.

Schlimmer als dieſes war, daß auch Graf Czernin in einem ſchriftlichen Memorandum dem Kaiſer klargelegt hatte, Oeſterreich könne nur noch kurze Zeit durchhalten. Dieſes Memorandum war, durch Erzbergers Schuld, zur Kenntnis der Entente gekommen, die aus ihm nun natürlich neue Hoffnung ſchöpfte (ſ. Seite 160).

Immerhin war es ein Entſchluß für die Staatsmänner der Entente, jeden Friedensgedanken damals zu verbannen und das Spiel fortzuſetzen. Mit ſtolzen Worten und energiſchem Handeln riſſen ſie ihre Völker mit ſich, man muß ihnen höchſte Anerkennung zollen. Ohne Clémenceau und Lloyd Georges wäre die Entente damals erlegen. Denn mit Oeſterreichs Abfall wurde es damals noch nichts, im Gegenteil, die Iſonzooffenſive verſchlechterte auch in Italien die Lage der Entente. Aber inzwiſchen hatten Clémenceau-Lloyd George bereits ihr Ziel, die Wiederaufrichtung ihrer Völker, erreicht.

Noch immer hält ſich das Gerücht, wir hätten im Herbſt einen billigen Frieden haben können. Wäre es wahr, ſo läge allerdings eine Schuld der Leute vor, die ihn haben ſcheitern laſſen. Es iſt aber eben nicht wahr, und inzwiſchen hat auch Herr von Kühlmann eidlich bezeugt, daß die Entente allen Friedensfühlern gegenüber ablehnend geblieben iſt. Das beſtätigt meine Darſtellung. Anderſeits bleibt beſtehen, daß im Frühherbſt 1917 die Lage für die Entente ſehr ernſt war und daß man dort an Frieden gedacht hat.

Es wäre also vielleicht ein Friede möglich gewesen, zerstört ist diese Möglichkeit durch Erzberger, Scheidemann, Czernin und die Reichstagsmehrheit, nicht durch die O.H.L., den Kaiser und die „Militaristen".

## Isonzooffensive.

Es sei hier bemerkt, daß das österreichische Ränkespiel damals bei der O.H.L. nicht bekannt war. Wohl aber sah man, daß Oesterreich schwach war, daß auch im österreichischen Heer der Siegeswille erlahmte. Deshalb schien es nötig, dem drohenden Einbruch der Italiener an der Isonzofront zuvorzukommen. Die Isonzooffensive sollte Oesterreich militärisch und politisch wieder zu Selbstvertrauen bringen, gleichzeitig natürlich den Italienern einen empfindlichen Schlag versetzen. Das Gelingen der Offensive zerstörte dann bis auf weiteres die unheilvolle Saat des Verrats, die aus den Schritten des Kaisers und Czernins bereits aufgegangen war. Tatsächlich hatte die deutsche militärische Hand wieder einmal gut gemacht, was die Diplomatie verdorben hatte. Die Schuld trägt unabwälzbar Czernin: ohne seine laue Haltung wäre Kaiser Karls Ränkespiel nie möglich gewesen.

Die Isonzooffensive war eine der schönsten Waffentaten des Krieges. Sie ist im übrigen wesentlich von dem Oberstleutnant Wetzel betrieben, was ein großes Verdienst ist und viele seiner Fehler wett macht.

Ich fuhr im Sommer 1920 die Isonzostellung entlang, sah mit Staunen die ehemaligen beiderseitigen Stellungen. Ich fragte mich immer wieder: „Ists möglich, hier haben Deutsche angegriffen, diese Höhen erstürmt?" Stolz und Bewunderung erfüllten mich in Gedanken an diese Wunderleistung deutscher Truppen. Wahrlich, nichts war für das kaiserlich-deutsche Heer unmöglich, es war unbesiegbar! Ich fragte meinen Begleiter, einen hohen italienischen Offizier, wie es gekommen sei, daß die Italiener durch den Angriff überrascht seien. „Wir hielten ihn für unmöglich", erwiderte er und fügte einige Worte höchster Achtung vor dem früheren deutschen Heer hinzu. Ich war tief erschüttert, neigte mein Haupt und entbot den dort gefallenen Kameraden einen ehrfürchtigen Gruß.

## Der Breſter Friede.

Ueber kein Ereignis des Krieges gehen die Anſichten ſo auseinander, wie über den Breſter Frieden. Das Merkwürdigſte iſt allerdings vielleicht, daß es heute noch Leute gibt, die den Frieden wegen ſeiner „ſchweren" Bedingungen für Sowjetrußland tadeln. Und das angeſichts des uns von der Entente aufgelegten „Verſtändigungsfriedens".

Richtig iſt aber, daß beim Breſter Frieden viel verfahren iſt, weil die politiſch-militäriſche Geſamtlage damals von allen Seiten verkannt wurde. Wie ſtand es damit?

In Rußland tobte der rote Terror. Die bürgerlichen Kreiſe ſchauten nach Weſten, ſie hofften von deutſchen Truppen Erlöſung. Der Wunſch, den roten Mörderbanden ihre Opfer zu entreißen, lag menſchlich nahe. Die militäriſche Macht der Bolſchewiſten war gering. Zwar hemmte die Jahreszeit etwaige Operationen, aber man konnte Petersburg vielleicht retten und im Frühjahr weiter vorgehen.

Doch das koſtete Truppen und die fehlten uns, weil wir ſie im Weſten brauchten, wo England und Frankreich Deutſchland vernichten wollten.

Die Lage wurde dadurch noch erſchwert, daß man in Deutſchland von links bis in die demokratiſchen Kreiſe hinein auf die ruſſiſche Revolution mit großer Sympathie ſah. Die Sozialdemokratie und ihre radikalen Abarten ſchlug die tollſten Purzelbäume vor Bewunderung der ruſſiſchen Befreiung des Proletariats, und ſie beeilten ſich, auf dem ſchon ſelbſt beſchrittenen Wege zur Revolution nunmehr im Galopp vorzugehen. Die lieben Menſchenfreunde aus Rußland halfen ihnen mit Rat und Tat und Geld.

Unſere Regierung ſah dem tatenlos zu; ihr fehlte immer noch die Erkenntnis der Gefahr, daß der ruſſiſche Brand auch unſer Haus entzünde. Sie gab nach, ließ ſich bereits im Reichstag mit Revolution drohen. Natürlich verlangten unſere Sozialdemokraten mit Anhang einen billigen Frieden mit Rußland, d. h. alſo Wiederherſtellung der alten Grenzen und Räumung des beſetzten Gebietes. Alles andere war ein „Gewaltfriede", als welcher ja dann auch der Friedensſchluß hingeſtellt wurde. Daß ein ſolcher Friede den Mord von Millionen bedeutete, focht unſere Genoſſen nicht an, es waren ja nur Bourgeois, und die ſtehen außerhalb der Menſchenrechte des ſozialiſtiſchen Proletariats.

Weiter war zu bedenken, daß jedes Verhandeln mit dieſen organiſierten Mördern für uns eine Schande in den Augen der Neutralen und Amerikas bedeutete. Und zudem war es zwecklos! Daß die Bolſchewiſten gegebene Verſprechen und Eide nur als erlaubte Liſt betrachteten, hatten ſie gezeigt und gelehrt. Was ſollte da das Verhandeln? Bei allen Erwägungen über einen Friedensſchluß mit Rußland hätte man dies *vorausſtellen* müſſen. Das geſchah aber nicht. Ich freue mich, ſagen zu können, daß in meiner Abteilung dieſe richtige Erkenntnis faſt allgemein herrſchte.

Ein weiterer Faktor war, daß Oeſterreich und Deutſchland keineswegs einig waren. Oeſterreich verfolgte die auſtropolniſche Löſung, d. h. die Beſetzung des polniſchen Königsthrones mit einem öſterreichiſchen Erzherzog mit äußerſter Zähigkeit. Natürlich, muß man bedenken, daß der ganze Krieg *für den Vatikan* den einen beſonderen Zweck hatte, wenn es gelang, den Konkurrenten, die griechiſch-katholiſche Kirche zu ſchwächen — dies Ziel war über Erwarten erreicht — und die eigene Kirche zu ſtärken. Das Haus Habsburg war die katholiſche Vormacht und es war alſo richtig, ihm das katholiſche Polen in irgendeiner Form zuzuführen. Die Stärkung des katholiſchen Habsburg war um ſo wichtiger, als in dem Augenblick noch ein Sieg der deutſchen Waffen auch im Weſten möglich, ja wahrſcheinlich war, was den Augen des Vatikan als eine ungeheure Stärkung des proteſtantiſchen Preußen — Deutſchland — erſcheinen mußte.

Deutſchland verlangte Oeſterreich gegenüber nur eine Aenderung der deutſch-polniſchen Grenze, die etwa bis zum Narew vorgeſchoben werden ſollte. Das war die alte preußiſche Grenze noch 1806 geweſen. Unſere damals ſchon ebenſo ſchlechte Diplomatie hatte trotz der Freiheitskriege es nicht fertigbekommen, im Wiener Frieden dieſe Grenze zurückzuerhalten.

Man muß nun endlich noch die in Breſt Verhandelnden ſelbſt betrachten.

Czernin war ein ſehr kluger und fleißiger, aber hinterhältiger und treuloſer Mann, ganz im öſterreich-römiſchen Sinn orientiert. Dazu litt er an temporären Zuſammenbrüchen, die Willen und Denken ſtark beeinflußten.

Kühlmann, ebenſo zwieſpältig, war nur darauf bedacht, es für ſich nicht mit den entſcheidenden Stellen — damals Kaiſer und Erzberger

und die Linke im Reichstag — zu verderben. Ehrlich vielleicht nur in seinem Haß gegen Ludendorff! Dazu von erstaunlicher Interesselosigkeit und mit einem ungezügelten Hang zu recht zweifelhaften Vergnügungen ausgestattet — das war der deutsche Vertreter.

Die Russen waren in der Hauptsache durch Juden, hartgesottene Verbrecher, vertreten, dazu ein paar völlig ungebildete Soldaten und eine Frau. Die Soldaten hatten als Berater höhere Offiziere bei sich. Einer der letzteren beging, erdrückt ob all des Schimpfes, schließlich Selbstmord. Was mag der Unglückliche gelitten haben! Das Weib war aus der Hefe des Volkes mit finsterster Vergangenheit, vielfache Mörderin, und für uns — „gnädige Frau!" Mit diesen Vertretern gingen nun Czernin und Kühlmann tatsächlich wie mit ihresgleichen um. Im übrigen spielten die russischen Führer Trotzki und Genossen mit den deutschen und österreichischen Vertretern nach Pläsier, versprachen etwas und hielten es nicht, vor allem aber betrachteten sie das Ganze als Propagandatheater für ihre Ideen.

Die Frechheit ging so weit, daß sie die deutschen Soldaten aufforderten, ihre Offiziere totzuschlagen. Trotzdem wurde weiter verhandelt, bis auf Ludendorffs Befehl der General Hoffmann, der ebenso kluge wie energische Chef des Befehlshabers Oberost, eingriff. Nun ging die Sache vorwärts; daß der Friede tatsächlich eine Mißgeburt war und zudem keinen Frieden brachte, war nicht Ludendorffs und Hoffmanns Schuld. Es lag an den vorstehend geschilderten ungeklärten inneren Widersprüchen.

Eigentlich bestand der Kriegszustand fort. Jedenfalls mußten wir erhebliche Truppen im Osten (einschließlich der Ukraine) belassen, schon zum Schutze der Bewohner gegen die Mörderbanden, wodurch die Freimachung von Truppen für den Westen vermindert wurde. Es wurden nur die besten, kampffähigsten Truppen und Leute herausgezogen, mit dem Erfolg, daß der minderwertige Rest selbst dem Bolschewismus erlag. Der Schade war also doppelt groß.

Und der andere von einem Frieden erhoffte Vorteil, Zuschüsse an Verpflegung usw. zu gewinnen, reduzierte sich auch auf ein Minimum. Wir hätten beim Fortbestehen des Kriegszustandes genau dasselbe herausbekommen. Immerhin war auch dieser Zuschuß nötig und wichtig.

Wenn man fragt, was hätte man richtigerweise tun sollen, so lautet die Antwort, man mußte die innere Unmöglichkeit der Lage erkennen

und beseitigen. Dann gab es ein klares Ziel: man mußte der deutschen Revolutionspropaganda den Hals abdrehen, und zwar mit diktatorischer Gewalt, nachdem Reichstag und Regierung hiefür nicht die nötige Einsicht hatten.

Man mußte vor allem im Feld- und Besatzungsheer reinen Tisch machen. Und dann kein Verhandeln mit den Bolschewisten, sondern mit schwachen, aber entschlossenen Truppen vordringen, die Bolschewisten schlagen und überall, wo man hinkam, aus bürgerlichen Elementen und zaristischen Offizieren und Soldaten russische, sagen wir Einwohnerwehren sowie einzelne gute Truppen aufstellen.

Gleichzeitig mußte man sich verpflichten, dem künftigen Rußland billige Friedensbedingungen zu stellen. Wenn man ihm dabei Polen im alten Umfange zurückversprochen hätte, so wäre das zweckmäßig und auf Grund der perfiden Haltung der Polen seit der Schenkung der Autonomie nur berechtigt gewesen. Ein Friede mit einem monarchischen Rußland war leicht zu finden, wenn man die unberechtigten österreichischen Ansprüche herabsetzte. Dafür mußte Ungarn im Südosten gegen Rumänien usw. Gebietsteile bekommen, die ihm historisch zustehen.

Das wäre m. E. die einzige richtige Lösung gewesen. An der Halbheit sind wir gescheitert.

## Militärisches und wirtschaftliches Verhalten im Osten nach dem Brester Frieden.

Man hat der O.H.L. den Vorwurf gemacht, daß sie nach dem Brester Frieden zuviel Truppen im Osten belassen habe und daß durch die unnütze Ausdehnung unseres Verwaltungs- bzw. Interessengebiets bis an das Kaspische und Schwarze Meer unsere Kräfte zersplittert seien, die wir sämtlich nach dem Westen hätten werfen müssen.

Wir müssen die Frage militärisch und wirtschaftlich betrachten, obwohl beide eng zusammenhängen.

### Militärisch.

Einen Frieden mit Sowjetrußland hatten wir zwar, aber der Kriegszustand dauerte latent fort. Und wenn wir großmütig verzichtet hätten und bis an die alte Grenze zurückgegangen wären, so hätte der Bolschewismus die Ukraine, Polen und Baltikum sofort erobert und er

hätte im Frühjahr 1918 an der ganzen deutſchen-öſterreichiſchen Grenze geſtanden. Wir hätten dagegen Truppen ſtehen laſſen müſſen, vielleicht nicht ſo viel wie bei unſerm tatſächlichen Verhalten, vielleicht ſchon Ende 1918 noch mehr. Denn der Bolſchewismus iſt in ſeinem Weſen aggreſſiv, will die Welt erobern und hätte, von uns völlig in Ruhe gelaſſen, ſich mächtiger entfalten können.

Das Aufgeben der genannten Länder hieß aber zunächſt ihre Auslieferung an den roten Terror. Ferner hatten wir den Bolſchewismus dann vor den Toren Deutſchlands und die Infektionsgefahr war ſehr groß. Schlimmer aber als dies war die wirtſchaftliche Rückwirkung, die einfach den verlorenen Krieg bedeutet hätte, wie wir weiter unten nachweiſen werden.

Kurzum das Räumen dieſer Länder kann ernſtlich gar nicht diskutiert werden. Hielten wir ſie aber, mußten wir auch Truppen dort laſſen. Selbſtverſtändlich ſo *wenig* wie möglich, aber doch ihren Aufgaben entſprechend. Wir mußten aber weiter verſuchen, im Kampf gegen Sowjet Bundesgenoſſen zu gewinnen, die ihn uns allmählich ganz abnahmen. Dieſen Zweck verfolgten wir in der Ukraine, ihm diente aber auch die Expedition nach Finnland, die Verhandlungen mit den Donkoſaken und mit der Republik Georgien. Das Ergebnis war in Finnland ſehr günſtig, weniger bei den andern Ländern, aus mancherlei Gründen. Einmal lehnte es die deutſche Regierung ab, dieſen erbitterten Feinden Sowjets Waffen zu liefern, weil dies mit dem Breſter Frieden (der doch kein Friede war) unvereinbar ſei! Moraliſche Bedenken ſiegten in höchſter Gefahr für das Vaterland über die gebotene Zweckmäßigkeit.

Sicher iſt, daß in Kiew *nicht* ſehr raſch, energiſch und geſchickt gearbeitet wurde, wo der General Groener und das A.A. gemeinſam die Zügel führten. (Uebrigens iſt es ſehr bezeichnend, daß gerade Groener unſern „Expanſionsdrang" verurteilt hat, — vielleicht nach dem Grundſatz: die beſte Verteidigung iſt der Angriff!)

Im übrigen war es klar, daß die Schaffung einer militäriſchen Hilfe *Zeit* erforderte. Der vorzeitige Kriegsausgang zerſchlug natürlich alles. Zur Illuſtration der „Kräftezerſplitterung" ſei noch bemerkt, daß uns Finnland etwa eine Diviſion, Georgien zwei Kompagnien entzogen hat.

## Wirtſchaftlich.

Hier ſei geſtattet, wenn auch nur im größten Rahmen, etwas weiter auszuholen.

England hatte uns vom Weltmarkt abgeſchnitten. Die „Hungerblockade“ haben faſt alle am eigenen Leibe erfahren, weitaus gefährlicher war die Rohſtoffblockade. Sie gefährdete den Kriegsausgang unmittelbar. Ich führe nachſtehend nur die Hauptſtoffe an, die uns fehlten und von denen jeder einzelne den Kriegsausgang mehr oder minder in Frage ſtellen konnte. Es fehlte infolge der Blockade an:

| | |
|---|---|
| Salpeter<br>Schwefel<br>Glyzerin<br>Baumwolle<br>Queckſilber | für Pulver und Sprengſtoffabrikate. |
| Kupfer<br>Nickel<br>Zinn<br>Edeleiſenerze<br>Schrott | für die Rüſtungs- und Heimatinduſtrie. |
| Baumwolle<br>Wolle<br>Flachs<br>Hanf (Jute)<br>Leder | für Bekleidung von Heer und Volk und Ausrüſtung. |
| Benzin<br>Benzol<br>Petroleum<br>Schweröle<br>Schmieröle | als Betriebs- und Schmiermittel für Flieger, Kraftwagen, U-Boote, Dieſelmotoren und alle ſonſtigen Maſchinen. |
| Salpeter<br>Phosphate | für Landwirtſchaft. |
| Hartgummi<br>Weichgummi<br>Guttapercha | für U-Boote, Räder für Kraftwagen, Dichtungen, Schläuche, mediziniſche Zwecke, Gasmasken uſw. |

Außerdem noch beſondere Stoffe, z. B. Arzneimittel (Opiate), Tabak, gewiſſe Chemikalien, z. B. für optiſche Gläſer, Platin, ferner Iridium, Wolfram uſw.

Es würde wohl lohnen, über alle dieſe Stoffe, ihren Bedarf, ihre Beſchaffung und ihren „Erſatz" ein Buch zu ſchreiben, es würde ein Preislied auf die deutſche Wiſſenſchaft, Induſtrie, Technik und — trotz aller Mißgriffe — deutſchen Verwaltung.

Eine große Reihe dieſer Stoffe wurde durch neue bzw. verbeſſerte Verfahren ausreichend gewonnen, ſo Salpeter, Schwefel, Glyzerin, Hartgummi. Für andere lieferte die Wiſſenſchaft nur unvollkommene Behelfsſtoffe, z. B. für Weichgummi [1]), Textilien und Leder; weitere Stoffe konnte man weitgehend durch andere erſetzen: z. B. Kupfer durch Eiſen, Zink und Aluminium, Baumwolle (für Pulver) durch Zelluloſe, Zinn durch Zink uſw. Man darf kühn behaupten, daß kein anderes Volk Aehnliches geleiſtet hätte.

Immerhin blieb Mangel an gewiſſen Gegenſtänden, und zwar (abgeſehen von Getreide, Fleiſch und Fett) an Betriebs- und Schmiermitteln, Phosphat, Leder, Flachs, Hanf u. a. beſtehen und dieſer Mangel zwang uns kategoriſch, unſer beſetztes Gebiet ſo auszudehnen, daß wir ſie erhalten konnten.

Es ſei nunmehr hier auf die einzelnen Länder eingegangen.

Daß uns das ruſſiſche, vom Oberbefehlshaber Oſt beſetzte, Gebiet erhebliche Verpflegungszuſchüſſe für das Heer geliefert und damit die Heimat entlaſtet hat, iſt vielfach vergeſſen, muß aber betont werden. Außerdem bekamen wir von dort Leder, Wolle, Flachs, Holz (Zelluloſe, Aceton), Vieh uſw. Gerade die von Ludendorff geſchaffene Verwaltung Oberoſt hat ſehr gut gearbeitet.

Das beſetzte Serbien lieferte uns, außer anderem, Kupfer und in geringen Mengen Kohle. Wir ſparten dadurch deutſche Kohle für die Türkei bzw. den Balkan, vor allem aber ließen ſich die weiten, viel Zeit und Eiſenbahngerät ſchluckenden Transporte aus Deutſchland bis in den Balkan verringern, was bei der dauernden Transportkriſis nicht zu unterſchätzen war.

Wir mußten Rumänien, nachdem es uns den Krieg erklärt hatte und geſchlagen war, beſetzt halten, einmal ſeiner Lebensmittel-

---

1) Der Mangel an Weichgummi für Kraftwagen hat die Kriegführung außerordentlich behindert. Das Liegenbleiben der 1. und 2. Offenſive kann man 1918 nicht unweſentlich mit auf dies Konto ſetzen. Die Laſtkraftwagen mit Eiſenreifen zerſtörten ſchnell die wenigen Nachſchubſtraßen. Genügende Laſtkraftwagen mit Weichgummibereifung hätten den Nachſchub wohl bewältigt und die Straßen geſchont.

vorräte, dann seines Erdöls wegen. Ohne die Verpflegungszuschüsse, die aus Rumänien (zusammen mit denen des Oberostgebiets) Frühjahr 1917 gezogen wurden, wäre uns, wie Oesterreich, das Durchhalten 1917 sehr erschwert, vielleicht unmöglich gewesen.

Das Erdöl lieferte uns als Destillationsprodukt vor allem das Fliegerbenzin. Ohne dies wären unsere Flieger 1917/18 kampfunfähig gewesen, die Rückwirkung auf unser Heer ist gar nicht abzuschätzen.

Aber auch die andern Destillationsprodukte (Petroleum, Schweröl, Anthrazen, Schmieröle) waren, ergänzt durch unsere Kokereiprodukte, geradezu Lebensbedingung für Heer und Heimat.

Die Ukraine lieferte uns Lebensmittel (Brotgetreide), Pferde, Vieh, Felle, Wolle usw. Es sei bemerkt, daß Czernin betont hat, Oesterreich müsse ohne Lebensmittelzuschüsse aus der Ukraine zusammenbrechen.

Außerdem reichte das rumänische Erdöl allein bei längerer Kriegsdauer nicht aus. So mußten wir versuchen, uns das Erdöl des Kaspischen Meergebiets nutzbar zu machen. Aus dem Donbecken war Kohle zu gewinnen, mit der man die Ukraine und die Schwarzmeerländer versorgen konnte.

Und schließlich war die Möglichkeit, aus der Ukraine die für unsere Landwirtschaft immer unentbehrlicheren Phosphate zu gewinnen.

Die Ukraine hat letzten Endes nur zum kleinen Teil den Erwartungen entsprochen. Das lag nicht an einem Mangel der von dort erwarteten Gegenstände, sondern einmal an der Kürze der Zeit — es mußte ja das meiste erst organisiert werden —, ferner an dem passiven Widerstand der Bewohner und der Behörden und letzten Endes, und wohl am meisten, an der unzweckmäßigen deutschen Arbeitsweise. In Kiew saß nicht nur die Militärbehörde (Groener), sondern auch das Auswärtige Amt (Mumm) und das Reichswirtschaftsamt. Alle Versuche der O.H.L., hier ein gedeihliches Zusammenarbeiten zu erreichen, sind gescheitert. Dazu kamen erhebliche Reibungen mit den österreichischen Behörden und der ukrainischen Regierung. Jedenfalls wurden alle Mahnungen der O.H.L., z. B. mehr Lebensmittel usw. zu schaffen, mit dem Hinweis auf die „Schwierigkeiten" oder die zu geringen militärischen Kräfte beantwortet.

Immerhin ist anzunehmen, daß bei weiterer Dauer des Krieges die Ukraine uns erheblich hätte helfen können. So hätte bei längerer Kriegsdauer das Donezbecken (Eisen und Kohle) auch unsere Rüstungs-

induſtrie ſtützen können, ferner hätten wir nötigenfalls, d. h. bei Sperrung der ſchwediſchen Edeleiſenerze, auf die Erze des Donezbeckens zurückgreifen können.

## Der wirtſchaftliche Nachkrieg der Entente nach dem Breſter Frieden.

Die O.H.L. hat ſtets den Standpunkt vertreten, daß während des Krieges die Frage des Sieges allein ausſchlaggebend und daher auch entſcheidend für die wirtſchaftlichen Maßnahmen in und außerhalb Deutſchlands ſei. Demgemäß hatte auch die Frage des wirtſchaftlichen Wiederaufbaus nach dem Kriege und die Führung des von der Entente angedrohten „wirtſchaftlichen Nachkrieges“ nur inſoweit Bedeutung, als ſie ſich mit den Kriegsnotwendigkeiten vereinigen ließ. Aus dieſem Geſichtspunkt heraus war die Schaffung eines ſelbſtändigen, von der Entente unabhängigen Wirtſchaftsgebietes erwünſcht.

Tatſächlich wäre ein ſolches durch Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, den geſamten Balkan, Rußland, Finnland, die Ukraine, die Türkei, Georgien uſw. entſtanden. Hier fielen alſo die wirtſchaftlichen Intereſſen während des Krieges und nach dem Kriege zuſammen.

Aber während man in Deutſchland eigentlich nur bei den führenden Induſtriemännern Verſtändnis fand, hatte die Entente, beſonders England, dieſe Gefahr und Möglichkeit dauernd im Auge und hat ſie ja dann im „Verſtändigungsfrieden“ entſprechend behandelt. Für England war der Krieg eben Wirtſchaftskrieg, oder beſſer die Verfolgung der in ſeiner Weltanſchauung begründeten Raub- und Beutepolitik. Und, da Deutſchland zu konkurrieren wagte, mußte es weggefegt werden und — iſt weggefegt. Bei uns glaubten Toren an die Gültigkeit des Freihandels und der offenen Tür und ſchwärmten für England, das dieſe Theorien allerdings einſt „wiſſenſchaftlich“ begründet, der Welt gepredigt und befolgt hatte, ſolange dies für es günſtig war. Aber die Zeiten ändern ſich, und ſchon vor dem Kriege ging Englands Beſtreben dahin, ſich monopoliſtiſch die Handelsmöglichkeiten zunächſt innerhalb ſeines Imperiums, dann aber darüber hinaus in allen von ihm abhängigen Staaten zu ſichern. Aus dieſem Gedanken heraus erklärt ſich der angekündigte und — nach dem Friedensſchluß — ſchonungslos durchgeführte „Nachkrieg“. Die

Ausweisung der Deutschen (selbst aus China), die Liquidierung deutscher Firmen, wo es nur immer geht, all dies gehört dahin. Und nie wird England freiwillig zugeben, daß Deutschland Handelsbeziehungen nach dem Osten, nach Rußland, anknüpft, die England benachteiligen könnten. Unter englischer Kontrolle und zu Englands Vorteil — ja!

Ich habe hier den Gedanken des Wirtschaftskrieges, wie er von England gedacht und von uns nicht verstanden wurde, kurz skizziert, einmal, um zu zeigen, wie die Frage des Wirtschaftskrieges jetzt und für die nächste Zukunft souverän die Führung der Kriege beherrschen wird. „Die Kabinetts- und Religionskriege sind tot, es lebe der Wirtschaftskrieg." Das ist die Parole. Weiter aber wollte ich zeigen, daß es somit für jeden Staat nötig ist, sein Wirtschaftsleben auf die Macht zu basieren, die Macht seiner Waffen sowohl wie die seines eigenen Wirtschaftslebens in bezug auf Rohstoffe und Fertigung aller für Volk und Heer (Flotte) notwendigen Dinge.

Ich glaube, die O.H.L. kann in Anspruch nehmen, diese Dinge frühzeitig erkannt zu haben, und daraus war eben der Gedanke des oben erwähnten deutschen Wirtschaftsgebiets entstanden und allmählich ausgebaut.

Trotzdem die Revolution alles zertrümmert hat, ist es wohl von Interesse, nachstehend noch einige Punkte zu berühren.

Dauerte der Krieg bis 1919, so war auf jeden Fall größter Schiffsraummangel zu erwarten. In Deutschland konnten wir den Handelsschiffbau im Krieg nur in sogenannter „Pufferarbeit" [1]) notdürftig fortsetzen, sonst war er eingestellt. Die Inbesitznahme der Schwarzmeerhäfen gab die Aussicht, hier den Schiffbau mit ukrainisch-russischen Arbeitskräften zu betreiben und das schon genannte Donezbecken mit seiner reich entwickelten Industrie konnte dafür Eisen, Stahl und Kohle liefern.

Der Einstellung auf den „Nachkrieg" galten auch die Schaffung des Instituts für Kohle und das für Eisenforschung. Aus dem Gedanken der Förderung des wirtschaftlichen Aufschwunges waren seinerzeit vor dem Kriege die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaften" entstanden. Wie sie befruchtend und anregend gewirkt und dem deutschen Volke reichen Gewinn zugeführt haben, ist ja in breiten Kreisen nicht bekannt (höchstens

1) Vgl. Urkunden Seite 211. Schreiben Nr. 3 und 5. (Die Schreiben selbst sind leider nicht mehr zu erhalten.)

im Ausland, das zahlreiche Schüler in ſie entſandt hat). Kohle und Eiſen, die wichtigſten Rohſtoffe, hatten aber ein Recht, in beſonderen Inſtituten erforſcht zu werden. Es gaben ſich da faſt ungeahnte Ausblicke.

Es iſt alles zerronnen! Gleichwohl habe ich dies kurz geſtreift, um zu zeigen, daß die O.H.L. großzügig gedacht und gehandelt hat. Wenn der Erfolg verſagt blieb, ihre Schuld iſt es nicht. Weshalb hat ſich der Reichstag dieſer wirtſchaftlichen Fragen nicht angenommen? War es wirklich wichtiger, daß die „Mehrheitsparteien" den Siegeswillen des Volkes brachen und die Heimatsfront revolutionierten? Sie wußten nicht, was ſie taten, möglich, aber das entſchuldigt nicht, entſchädigt das deutſche Volk nicht für ſein namenloſes Unglück. Ich vermag nicht zu beten: „Herr, vergib ihnen . . . ." Vorläufig aber regieren ja dieſelben Leute im neuen Reich noch munter weiter mit derſelben unfehlbaren Sach- und Fachkenntnis. Armes Deutſchland!

Es ſei mir geſtattet, am Schluß meiner Betrachtung die Männer zu nennen, die die O.H.L. weſentlich in allen dieſen Fragen unterſtützt haben. Neben dem Major von Harbou war es der Major von Keßler und der Oberleutnant d. L. Schlubach, die in Berlin, aber meiner Abteilung zugeteilt, die wirtſchaftlichen Fragen bearbeiteten. Es waren zwei äußerſt befähigte Männer, die das große Arbeitsgebiet muſtergültig beherrſchten. In Odeſſa befand ſich der Admiral Hopmann, der ſein vielſeitiges und viel Umſicht, Takt und Arbeitskraft heiſchendes Amt muſtergültig verſah. Beſonders aber hat ſich der Nachfolger Groeners, der General von Oldershauſen, als Feldeiſenbahnchef außerordentliche Verdienſte um die wirtſchaftlichen Fragen erworben.

Ich bin den Ereigniſſen, um das Wirtſchaftliche im Zuſammenhang zu behandeln, vorausgeeilt und kehre nun zur Zeit des Breſter Friedens zurück.

## Strategiſch-politiſche Erwägungen im Winter 1917/18.

Wir hatten immerhin durch den Breſter Frieden Truppen im Oſten freibekommen, aus den verbleibenden wurde zum Teil das Beſte an Mannſchaft, Pferden und Gerät herausgeholt. Es kam zunächſt in Frage, wo ſollte man mit dem Kräftezuwachs die Entſcheidung ſuchen.

Der U-Bootkrieg hatte zeitlich nicht geleiſtet, was wir erwartet hatten, er wirkte, doch langſam; ob er noch im Jahr 1918 eine Ent-

ſcheidung bringen konnte, war ungewiß. Sicher war nur, daß der U-Bootkrieg der Entente trotz aller gegenſeitigen Verſicherungen auf die Nerven ging. Anderſeits war zu erwarten, daß nunmehr im Laufe des Sommers die amerikaniſchen Truppen kommen würden. Man konnte für 1918 immerhin auf eine Million rechnen. Daß die Amerikaner nicht beſonders für den Stellungskrieg und noch weniger für den Bewegungskrieg ausgebildet ſein konnten, war ſicher, immerhin waren ſie tapfer und entlaſteten die Entente, die mit ihren Reſerven, bis auf die ſchwarzen Franzoſen, am Ende war.

Die erſte Frage war *die*: iſt es möglich, im Frühjahr anzugreifen und vor dem Eintreffen der Amerikaner den Krieg zu beenden?

Wir waren an Diviſionszahl ſtark überlegen, unſer Kriegsmaterial reichte aus und es ſtand zu hoffen, daß wir mit einem neuen Angriffsverfahren Erfolg haben würden. Was konnten wir damit erreichen? Den Uebergang zum Bewegungskrieg und Eroberung Frankreichs in einem Zuge, wie es 1914 begonnen, gewiß nicht. Die Beweglichkeit der meiſten Truppen und die Nachſchubfrage war durch Mangel an Pferden, Kraftwagen (letzteren fehlten beſonders die Gummireifen) unmöglich. Man konnte nur mit wiederholten Offenſivſtößen rechnen und hoffen, bei jedem einzelnen Angriff ein mehr oder minder großes Stück Gelände zu nehmen.

Es war *ſelbſtverſtändlich*, dann zu verſuchen, dieſen Geländegewinn ſo zu legen, *daß man den Gegner trennte und an den Kanal herankam*. Damit war die Richtung auf Amiens nördlich der Somme entlang gegeben. Glückte dies, ſo rückte die Möglichkeit nahe, den nördlichen Gegner *allein* gründlich zu ſchlagen. Man ſtand dann nach Süden zu in einer weſentlich verkürzten und leicht zu haltenden Linie, durfte alſo erwarten, dieſe auch, trotz Amerikas Hilfe, beliebig lange zu halten, d. h. bis das U-Boot und die auch bei der Entente beginnende Kriegsmüdigkeit eine Friedensbereitſchaft zeitigten.

Aber es kam noch ein Moment hinzu. Glückten unſere Offenſivſtöße ſo, wie zu hoffen war, ſo mußten die Verluſte unſerer Gegner weit höher wie die unſern werden. Wir gewannen dann eine wachſende numeriſche Ueberlegenheit, die durch die amerikaniſche Hilfe kaum ausgeglichen wurde, vor allem nicht, wenn wir handelten, ehe deren Hauptkräfte eintreffen konnten.

Numeriſche Ueberlegenheit aber konnte im Verein mit der nach einigen glücklichen Offenſiven zu erwartenden Demoraliſation des Gegners

die Chancen erheblich beſſern, ja den ehrenvollen, ſiegreichen Frieden bringen [1]).

Man mußte aber auch erwägen, was eintrat, wenn man entweder ganz defenſiv blieb und ſomit nur Reſerven aufſtellte, *oder* wenn man auf einem andern Kriegsſchauplatz offenſiv wurde.

Warteten wir ab, ſo war zunächſt ein ſpäterer — etwa Juli, Auguſt — Uebergang zur Offenſive ausſichtslos, weil dann ja die amerikaniſche Hilfe bereits im vollen Gange war. Wir waren mit andern Worten *endgültig* in die Verteidigung gedrängt. Das bedeutete zunächſt eine erhebliche moraliſche Belaſtung des Heeres, der Heimat und unſerer Bundesgenoſſen. Die Defaitiſten waren ja überall und ungehindert am Werke, abwarten hieß Waſſer auf ihre Mühle geben [2]).

Zu dieſer moraliſchen Belaſtung wäre noch die der dauernd ſchwerer werdenden Verpflegung und der in der Verteidigung doppelt fühlbaren hohen Verluſte gekommen. Und wenn dann das U-Boot nicht bis zum Frühjahr 1919 eine Entſcheidung brachte, ſo ſtanden wir in dieſer Zeit einem an Zahl, an Kriegsgerät (Tanks) und an Nachſchubmitteln überlegenen Gegner — auch die Amerikaner wären bis dahin auf franzöſiſchem Boden gut ausgebildet worden — gegenüber, der dann jedenfalls wieder einige Wahrſcheinlichkeit gewann, uns zu ſchlagen.

Es bleibt noch die Frage, ob man zweckmäßig nicht auf einem andern Kriegsſchauplatz durch Offenſiven die Entſcheidung hätte bringen können.

Truppen nach *Aſien* zu ſenden, wäre zwecklos geweſen, die Gründe dagegen ſind früher erwähnt. Aber man konnte in *Mazedonien* vorgehen und die Entente ins Waſſer werfen. Es mag ſein, daß es geglückt wäre, dann war Bulgarien frei. Es hätte wahrſcheinlich einen Sonderfrieden angeſtrebt und erhalten, vielleicht hätte es auch dann ſeine alten Streitigkeiten mit der Türkei ausgetragen.

Jedenfalls *hätte es gar nicht mehr daran gedacht, uns etwa im Weſten zu helfen*, abgeſehen davon, daß wir bulgariſche Truppen im Weſten kaum brauchen konnten. Wir hätten alſo

1) Vorausſetzung war, daß unſer Erſatz ſo floß, wie er zugeſichert war, und daß er etwas taugte. An beidem hat es gefehlt und ſo ſtimmte die an ſich richtige Rechnung ſchließlich nicht. Wir waren im April bis Juni dem ſiegreichen Frieden näher wie wir ſelbſt dachten. Uns fehlte der Wille zum letzten Streich.

2) Man bedenke, daß ſelbſt ein ſo gewaltiger Erfolg, wie die erſte Offenſive ihn brachte, nicht genügt hat, um den Defaitismus zu bannen. Wie anders war es bei Franzoſen und Engländern!

nur erhebliche Verluste an deutschen Truppen gehabt, die fast unersetzlich waren, und hätten dadurch später — Juli-August — an der Westfront schon keine Ueberlegenheit mehr gehabt. Wenn man wenigstens auf die Gefangennahme der mazedonischen Ententearmee hätte rechnen können, aber die war ausgeschlossen, man hätte diesen Gegner lediglich auf den Westkriegsschauplatz verdrängt. Und im übrigen war Saloniki gar kein Objekt, um eine Entscheidnng herbeizuführen.

Aehnlich stand es mit Italien. Eine neue Offensive mit starken deutschen Truppen hätte Erfolg gehabt, in welchem Umfange, ist nicht zu ermessen. Ein Vordringen durch Italien, um die Kapitulation der italienischen Armee zu erreichen, war jedenfalls zu schwer, zeitraubend und verlustreich. Zudem konnten die Engländer und Franzosen stets Truppen aus Frankreich entsenden und den Vormarsch dadurch abstoppen. Auch zu Lande blieb nnser Rücken gefährdet. So waren die Aussichten nicht groß, nnd dazu kam, daß wir von den in Italien eingesetzten Divisionen nur Trümmer wieder zu sehen bekommen hätten.

Wenn man also damals die Chancen abwog, so stand es in Kürze so: Eine Sicherheit, den Krieg militärisch durch den Endsieg zn erringen, gab es nicht, weder durch Offensiven noch durch Defensive. Aber wir konnten auf beide Arten den Krieg noch sehr lange, mindestens bis 1919 Herbst, fortsetzen, wenn die Heimat hielt.

Für das Ergreifen der Offensive (und zwar dann auf der immerhin allein entscheidenden Front, der Westfront) sprach einmal das moralische Element und dann, sofern unsere Hoffnungen auf die nene Angriffstaktik sich erfüllten, die große Möglichkeit, durch Erreichung des Kanals, Trennung und schwere Schädigung des Gegners ihn unmittelbar friedensbereit zn machen. Standen wir aber z. B. in Le Havre, so bekamen wir dadurch eine U-Bootbasis in die Hand, die einer Verdoppelnng unserer U-Boote mindestens — ich sage ausdrücklich: mindestens — gleichkam. Unter allen Umständen wirkte das U-Boot kräftig nnd entscheidungbeschleunigend weiter. Wie lange das dauern würde, war schwer abzuschätzen, wir glaubten damals an September 1918 oder Frühjahr 1919 [1]).

Alle diese Erwägungen stimmten bis auf eine: die Hoffnung auf den fest versprochenen, tatsächlich auch vorhandenen Ersatz und auch das

1) Es kamen aus U-Boot-technischen nnd wirtschaftlichen Gründen nur Frühjahr oder Herbst in Betracht.

Halten der Heimat. Dieſer eine Fehlſchluß warf dann allerdings alles um. Aber liegt da die Schuld bei der O.H.L. oder bei den politiſchen Schiebern, die einen Sieg ans Parteidoktrin fürchteten, mit ihrem Anhang von Schwätzern, Flaumachern, Bequemlichkeitsfanatikern und Seufzern, die es zu Hauſe am Stammtiſch ſo unendlich viel ſchwerer hatten als die Front? Sie allein tragen die Schuld, nicht die Hungerblockade, ſo ſchwer ſie auch auf uns laſtete. Dieſen Beweis zu führen, ſoll ganz weſentlich Aufgabe der nachfolgenden Schilderungen des Jahres 1918 ſein.

Mit Zuverſicht ging die O.H.L., nachdem der einzig mögliche Entſchluß einmal gefaßt war, an die nun nötige Arbeit. Die Stimmung der Truppen war vorzüglich, wir hätten ausreichend Nachſchub an Gerät und Munition und wir hofften in der neuen Vorſchrift „Die Angriffsſchlacht" eine Taktik zu ſchaffen, die einen vollen Erfolg der Offenſiven gewährleiſtete. Das Heer arbeitete danach mit aller Kraft an ſeiner Ausbildung für den Angriff, zahlreiche Beſichtigungen im Vorfrühjahr 1918 gaben die Gewißheit, daß alles verſtändnisvoll und erwartungsfroh dem Frühling entgegenſah.

## Das pſychologiſche Moment in Volk und Heer.

Man hat der O.H.L. oft vorgeworfen, namentlich aber mit Bezug auf die Offenſiven des Jahres 1918, „ſie habe ſich in der Pſychologie des Volkes und Heeres geirrt, ſei Illuſionen nachgejagt, ſtatt Wirklichkeiten zu ſehen, hätte ſchädlichen Konſervatismus und falſche Einſchätzung der Tradition bewieſen".

Es wird ohne weiteres für jeden aufmerkſamen Leſer dieſes Buches klar ſein, daß dieſe verſchiedenen Vorwürfe tatſächlich eins ſind und aus jenen Kreiſen ſtammen, die der andern „neuen" Weltanſchauung huldigten. Dieſe Kreiſe müſſen allerdings zu ihrer eigenen Rechtfertigung ſo urteilen.

Wie ſtand es aber mit der Einſchätzung der pſychologiſchen Werte bei der O.H.L.?

Zunächſt betreffs des Feldheeres! Hier hat ſie ſich ganz gewiß nicht geirrt, wenn ſie auf die Tapferkeit, den Siegeswillen, das Durchhalten bis zum Ende und die Treue vertraute. Daß die

Disziplin sich seit 1917 verschlechtert hatte und im Sommer 1918 an einigen Stellen abzubröckeln begann und daß dies in vollem Umfang verspätet erkannt wurde, ist richtig, ändert aber an dem Gesamtbild nichts. Wie sollte es auch anders sein? Die O.H.L., besonders aber Ludendorff und viele andere Offiziere, standen ja dauernd in engstem persönlichen Verkehr mit der Front und lebten nur für sie. Und jedes, auch das bitterste, Wort wurde bei uns freundlich aufgenommen und nachgeprüft. Ich rufe das Urteil der vielen Offiziere aller Grade an, die bei uns im G.H.Qu. geweilt haben.

Und wer speziell die Truppen vor der Frühjahrsoffensive 1918 draußen gesehen hat, nur eine der „Besichtigungen" mitgemacht hat, der weiß, welcher Geist des gegenseitigen Vertrauens zwischen O.H.L. und Truppe herrschte! Daß viele gegen Ende auch an der O.H.L. irre geworden sind, glaube ich. Mein Buch wird ihnen zeigen, wo die Ursache lag.

Was die Einschätzung der Psychologie *des Volkes* betrifft, so war es an sich gewiß richtig, damit zu rechnen, daß das Volk gleich dem Heer seine Pflicht tun, es ihm an idealem Schwung und Willen zum Durchhalten gleichtun würde. Der Fehler liegt in der *Unterschätzung der Macht der Verführung, der Skrupellosigkeit der Verführer selbst und in der unrichtigen Bewertung des Versagens der berufenen Leitung, d. h. der Regierung und des Reichstags.* Was hätte Bismarck aus dem deutschen Volk geholt! Die O.H.L. hat zu lange zugesehen, daß nicht an die idealen Seiten des Volkes, sondern an die *Masseninstinkte*, die Gewinn- und Genußsucht, appelliert wurde.

Es ist mindestens originell, daß auch General Groener den Vorwurf der falschen Einschätzung erhebt, der Mann, der an den neuen Geist der Demokratie glaubte und sich so Demagogen — das waren die Gewerkschaftsführer — in die Hand gab. Er hat natürlich nicht geahnt oder gefühlt, welche Kraft aus dem Volk zu holen war, wenn man es im Idealismus der Pflicht erhielt und noch höher emporhob. Hier gilt das Wort Tells: „Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück." Groener hat die wahre deutsche Volksseele nicht erfaßt.

Richtig bleibt also nur, daß die O.H.L. das Volk anfangs für urteilsfähiger gehalten und daß sie nach Erkennen des Irrtums nicht gegen

Regierung und Reichstag durchgegriffen, d. h. eine Diktatur verlangt hat. Zu dem zweiten iſt aber zu ſagen, daß ſie das, auch wenn ſelbſt Hindenburg wollte, gegen den Kaiſer und gegen ſämtliche Immediatſtellen nicht erreicht hätte. Die Macht der O.H.L. war — und das iſt in weiten Kreiſen unbekannt — auf ihr Reſſort beſchränkt. Daneben wirkten Oberkommando in der Heimat, Seekriegsleitung, Reichsmarineamt, die Kabinettschefs, der Reichskanzler — alle abſolut ſelbſtändig und dachten nur zum Teil daran, ſich unterzuordnen. So hätte der Kaiſer perſönlich Ordnung ſchaffen müſſen. Er hat es nicht getan, hätte es auch gegen alle andern Stellen, nur auf Drängen der O.H.L., nicht gekonnt.

Der Vollſtändigkeit wegen ſei noch darauf hingewieſen, daß die O.H.L. oder ſagen wir Ludendorff die Pſychologie unſerer Gegner richtig eingeſchätzt hat, den Nationalſtolz der Franzoſen, die Zähigkeit der Engländer, den Idealismus der Amerikaner, ebenſowohl wie die einzelnen führenden Perſonen von Clémenceau, Foch bis zu ihrem Antipoden Wilſon.

## Hauptkennzeichen der neuen Taktik [1]).

Die neue Taktik beſtand im weſentlichen darin, durch ein völlig überraſchend einſetzendes, nur einige Stunden anhaltendes, aber überwältigend ſtarkes Artilleriefeuer die feindliche Infanterie und Artillerie zu zermürben und lahmzulegen, um dann der Infanterie das Hindurchkommen durch das Grabengewirr möglichſt verluſtlos zu geſtalten.

Es war natürlich unmöglich, die hierzu nötige zahlreiche Artillerie ſich, wie bisher, einſchießen zu laſſen. Es mußte daher ein Verfahren gefunden werden, das ohne vorheriges Einſchießen der Artillerie ausgiebige Wirkung ſicherte. Wir hatten ſchon in den Abwehrſchlachten uns bemüht, das fortwährende Nachprüfen der Lage des Sperrfeuers dadurch zu erſetzen, daß die Tageseinflüſſe (Wind, Luftgewicht) ſowie die beſonderen Einflüſſe der Geſchütze (Größe der Verbrennungsräume und ſonſtiger Zuſtand von Rohr und Lafette) dauernd ermittelt und beim Schießen verwertet wurden. Dieſes Verfahren wurde jetzt auf das ſorgfältigſte ausgebaut. Der „artilleriſtiſche Wetterdienſt“ wurde einheitlich im Verein mit dem kommandierenden General der

1) Vgl. Urkunden Seite 641 ff.

Luftſtreitkräfte geregelt, ſo daß allen Batterien ſchnellſtens die Tageseinflüſſe zugehen konnten. Ferner erſchoſſen ſämtliche Geſchütze hinter der Front ihre beſonderen Einflüſſe. So war es möglich, mit Hilfe von Tabellen für jedes Geſchütz jederzeit zu ermitteln, wieviel Mehr- oder Minderbedarf es gegenüber der normalen Erhöhung für jedes Ziel bedurfte. Vorausſetzung war natürlich hierfür, daß die Entfernung zu dem Ziel einwandfrei gemeſſen wurde. Es bedurfte alſo tadelloſen Planmaterials, der trigonometriſchen bzw. topographiſchen Feſtlegung aller Batterienullpunkte [1]) im Gelände ſowie einer möglichſt richtigen Eintragung aller Ziele in die Pläne. Alles in allem war das eine gewaltige Arbeit.

Das neue Verfahren ſtieß namentlich bei alten Artilleriſten auf ſtarken Widerſtand. Trotzdem mußte es angenommen werden und es hat ſich voll bewährt.

Die Ausbildung und Belehrung der Truppe für das Verfahren war in die Hände des Hauptmanns Pulkowski gelegt, der ſeine Aufgaben mit großem Eifer und Geſchick gelöſt hat. Die Artillerie iſt ihm zu großem Dank verpflichtet. Mit ihm gebührt dem klugen und unermüdlichen Kriegsvermeſſungschef, dem Major Boelcke, Anerkennung. Das hervorragende Arbeiten unſeres Kriegsvermeſſungsweſens iſt in hohem Maße ſeiner Initiative zu danken.

Gleichwohl konnte man nicht erwarten, mit Briſanzmunition die feindliche Artillerie ſo raſch außer Gefecht zu ſetzen, daß ſie nicht mehr imſtande war, ſich gegen die zum Angriff bereitgeſtellte Infanterie zu wenden. Das ging nur mit Gasmunition, deren Vervollkommnung dank angeſtrengter Tätigkeit in erwünſchtem Maß gelungen war.

Aber ein derartiges Gasſchießen ſetzte günſtiges Wetter voraus, und ſo gewann der Wetterdienſt auch in dieſer Beziehung große Bedeutung. Er wurde neu organiſiert und namentlich der Münchener Profeſſor der Meteorologie, Dr. Schmauß, hat ſich dabei größte Verdienſte erworben.

War ſo zu hoffen, daß die Infanterie im allgemeinen die feindlichen Stellungen ziemlich ungehindert würde überwinden können, ſo war doch noch mit dem Widerſtande einzelner Maſchinengewehrneſter uſw. zu rechnen. Sie vermochten aber den ganzen Angriff in Frage zu ſtellen, deshalb gingen mit der Infanterie einzelne Feldgeſchütze (Infanteriebegleitgeſchütze) und beſpannte Minenwerfer vor, die ſolche Ziele außer Gefecht

1) Aufſtellungsort des ſogenannten o/Geſchützes jeder Batterie.

ſetzen mußten. Die Geſchützführer wurden für dieſen Zweck auf den Uebungsplätzen beſonders im Punktſchießen ausgebildet. Es war überraſchend, welche Fertigkeit darin gewonnen wurde.

Es war bald zu erkennen, daß wir taktiſch auf dem richtigen Wege waren. Die Truppe war für den Angriff beſſer vorbereitet und ausgebildet als je, ſelbſt 1914. Auch die Stimmung war gut. *Aber nachgelaſſen hatte die Diſziplin*, die Manneszucht. Das lag daran, daß eben die meiſten der aktiven Offiziere und Unteroffiziere aus dem Frieden her der grüne Raſen deckte. Der verbliebene, noch gute, Reſt war auf ein um das Vielfache vergrößertes Heer verteilt, ſein Einfluß damit verwäſſert. Mehr als zuträglich regierte ſo der junge und der inaktive (Reſerve-, Landwehr- oder verabſchiedete) Offizier. Sie haben Tüchtiges geleiſtet, aber nie das erreichen können, was dem Friedensoffizier gegeben war; *das rückhaltloſe Vertrauen der Mannſchaft*. Es entſtand ein Riß zwiſchen Offizier und Mann, zum Teil auch zwiſchen Offizier und Unteroffizier. In dieſem Riß ſchlug die böſe Saat der revolutionären Umtriebe langſam Wurzel, begreiflicherweiſe weit mehr in der Heimat und in der Etappe als in der Front, wo die gemeinſchaftlich getragene Gefahr immer wieder den beſten und feſteſten Kitt bildete.

## Arbeiterlage und Streiks.

Während ſo das Heer fieberhaft arbeitete, kümmerte ſich die Heimat um den Krieg nach wie vor beſchämend wenig. Es war ja alles — da wir auf allen Fronten tief in Feindesland ſtanden — für den Normalſpießer, wie einſt für den Goetheſchen, „hinten, weit in der Türkei“. Innere Anteilnahme im Sinne herzempfundenen Miterlebens war mehr wie ſelten; im Gegenteil: unſere Mahnung, möglichſt viel Leute freizumachen und *gleichzeitig* möglichſt viel Munition und Kriegsgeräte zu erzeugen, gab Ende Januar den Gewerkſchaftsführern, angeſpornt durch die Entwicklung der Lage in Rußland, als der Zeit nach „höchſt opportun“ den Gedanken zu einem Generalſtreik ein. Das ſchlichte Wort Gemeinheit deckt die Sache am beſten. Das *preußiſche Wahlrecht* ſollte äußerlich herhalten, daneben die Ernährungslage, als ob die letztere durch die Streiks ſich hätte beſſern laſſen. Das Wahlrecht war übrigens auch geſichert, — aber es ging ja gar nicht *darum*, es ging um die *Macht*.

Ich ahnte Unheil und fuhr nach Berlin, wo ich gerade noch zur Zeit ankam. General Scheuch verhandelte mit den Gewerkschaftsführern Legien, Bauer, Schlicke, Noske, Ebert u. a. — d. h. all den späteren Kaiserstürzern, Revolutionären und Ministern. Sie spielten alle dasselbe Spiel, erklärten „sich persönlich gegen die Streiks einsetzen zu wollen, aber den Arbeitern müsse ihr Recht werden. Sonst sei der Streik mit allen Folgen unausbleiblich." (Gleichwohl ließ sich, wer so sprach und die Masse so wenig in Händen hatte, Arbeiter-„Führer" nennen.) Es war die „falsche Schraube ohne Ende". Kurz entschlossen erklärte ich, „die O.H.L. nehme die Folgen des Streiks, d. h. die Verminderung der Lieferungen, für nicht so tragisch, wie ein Nachgeben auf die unsinnigen Forderungen hin". Großes Erstaunen, aber, nun konnte die Regierung kaum anders, als „Starksein" zu spielen. Ich erklärte dasselbe auch in der Reichskanzlei. Die Regierung lehnte die Arbeiterforderungen ab — und der Streik war zu Ende, ehe er angefangen hatte. Abermals großes Erstaunen in Berlin bei der Regierung über ihren „Erfolg" und ihren eigenen Mut. Freilich, um so wildere Wut gegen die O.H.L. und mich.

Auf der andern Seite war es klar: es war kein Frieden bei den Arbeitern erreicht, und zu diesem Zweck war es nötig, daß Arbeitgeber und -nehmer sich zusammenfanden. Denn dieser Verständigungsfrieden war möglich. Die Regierung aber mußte dabei die Führung übernehmen und dahin wirken, daß die schon oben behandelten sinnlosen Unternehmergewinne verschwanden. Dann erst konnte man auch die Lohnsteigerungen aufhalten und beides hätte wieder der zunehmenden Teuerung entgegengewirkt, soweit diese nicht eine Folge der Papiergeldinflation war. (Man hätte übrigens damals auch der Papierinflation noch wirksame Mittel entgegenstellen können, freilich auch nur mit rigoroser Strenge, die es ja im „militärischen" Deutschland nicht gab.)

Nun, die Versuche, das Kriegsamt zu bestimmen, Arbeitgeber und -nehmer an einen Tisch zu bringen, waren, wie alles, vergeblich. So mußte ich denn, so gut es ging, persönlich mit beiden Teilen einzeln verhandeln. Erfolg hatte ich nicht viel, aber ich bekam restlos Einsicht, wohin wir trieben.

## Vorzeichen der Revolution.

Kein Wunder war, daß die unabhängigen Sozialdemokraten und die Spartakisten (Kommunisten) zweifellos an Boden gewonnen hatten. Es wurde klar, daß sie mit den russischen Bolschewisten offen verhandelten

und die Organisation des Umsturzes planmäßig mit russischem Golde vorbereiteten. Die Zentrale dieser Wühlarbeit wurde bald die russische Botschaft, wo die deutschen Radikalisten in absoluter Sicherheit „arbeiten" durften. Später, etwa im August 1918, wurde festgestellt, daß ganze Kisten mit Hetzblättern als Kuriergepäck aus Rußland an Herrn Joffe gelangten. Wir baten das Auswärtige Amt, einzuschreiten; es lehnte es ab. Das ginge gegen die Unverletzlichkeit des diplomatischen Verkehrs. Endlich — ich glaube, es war im Oktober — fiel „zufällig" eine solche Kiste auf dem Bahnhof den Aufzugschacht hinunter. Sie zersprang und die Flugblätter lagen frei. Jetzt hörte die Regierung, Herr Joffe verschwand!

Auch sonst entdeckten wir, daß der russische Bolschewismus Schule machte. Es kam in der Heimat zu Meutereien. Die aus Rußland zurückgezogenen Leute und die zurückgekehrten Kriegsgefangenen weigerten sich teilweise, nach dem Westen zu gehen. Manche dieser Leute mochten schon von dem Bolschewismus angefressen sein. Bei den meisten war es die Erbitterung über die unwürdigen Zustände in der Heimat, über die plumpe Genußsucht, Schieberei und Drückebergerei. Dafür hatten sie gekämpft nnd gelitten und dafür sollten sie weiter kämpfen! *Man kann verstehen, daß sie dies verweigerten.*

Wenn wenigstens noch möglichst ein Austausch dieser Leute gegen Reklamierte erfolgt wäre. Aber diese hatten ja ihre „guten Verbindungen" und das Hilfsdienstgesetz, die sie vor der Rückkehr in die Front schützten. Wir erfuhren davon und baten das Kriegsministerium, durchzugreifen. Es geschah *nichts*, im Gegenteil! Die Strafen auf Fahnenflucht, Meutereien usw. waren an sich im militärischen Deutschland milder wie bei irgendeiner Macht. Statt sie zu verschärfen wurden sie noch gemildert. Todesstrafe gab es überhaupt nur für gröbste Fälle von Fahnenflucht am Feinde [1]). Es wurden aber auch die zulässigen Strafen nicht einmal angewendet, aus lauter Angst vor dem Geschrei des Reichstags, der jüdischen Presse und der Gewerkschaftsführer. Verhängte Strafen wurden außerdem „aufgeschoben", womit sie bei den fortdauernden Amnestien überhaupt hinfällig wurden. Schließlich aber war Gefängnisstrafe in dem humanen Deutschland ein Vergnügen gegenüber den Kriegsschrecken und

1) Bei unsern freiheitlichen nicht militaristischen Feinden sind Tausende von Leuten wegen Fahnenflucht und Defaitismus mit dem Tode bestraft. Bei uns kaum einer.

wurde daher von gewiſſen Elementen entſchieden bevorzugt. An der Front kam die Unmöglichkeit hinzu, die Fälle gerichtlich abzuurteilen, dazu war das Verfahren zu umſtändlich. Und etwa doch verhängte Strafen entzogen den Verbrecher den Gefahren des Krieges.

Es war ein heilloſer Zuſtand, der bei zunehmender Zerſetzung einfach kataſtrophal wirken mußte und gewirkt hat. Schriftliche Vorſtellungen der O.H.L. beim Kriegsminiſter hatten ebenſowenig Erfolg wie meine perſönlichen. Dabei konnte man an der ſich zuſpitzenden Lage gar nicht mehr zweifeln, die ſogenannten „Monatsberichte" der ſtellvertretenden Generalkommandos ſchilderten mit größter Sachlichkeit und Klarheit alle die ſchlimmen Zuſtände in der Heimat. Auch Abgeordnete, Großinduſtrielle, führende Preſſevertreter und nicht zuletzt die A.O.K.s berichteten und meldeten in gleichem Sinne.

## Mißſtände im Heer.

Die Wühlarbeit im Heer ſetzte recht geſchickt bei zweifelloſen Mißſtänden an.

Es war einmal die völlig unzureichende Löhnung. Sie betrug einen Bruchteil des heimatlichen Arbeitslohnes, und der Soldat fragte mit Recht, weshalb ſeine Pflichterfüllung ſchlechter bewertet wurde, als die gefahrloſe Arbeit daheim. Alle Verſuche, die Löhnung zu erhöhen, ſcheiterten zunächſt an dem Widerſtande der Regierung, die darin eine „unnötige Vermehrung der Kriegskoſten" ſah. Daß dieſe Erhöhung verhältnismäßig gering war, wurde nicht beachtet.

Bezeichnenderweiſe hat die Löhnungsfrage im Feldheer eine weit geringere Rolle geſpielt, als in der Etappe und in der Heimat. Freilich wirkte auch in der Heimat die unzureichende Verpflegung und die direkte Berührung mit den reichlich bezahlten Arbeitern aufreizend genug.

Weiter verbitterten die Beförderungsverhältniſſe. Das Kriegsminiſterium hielt eigenſinnig an der Forderung des „Bildungsnachweiſes" (d. h. Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis bzw. Primanerreife) feſt, obwohl die O.H.L.[1]) und der preußiſche Kultusminiſter

1) Die O.H.L. und der genannte Miniſter waren ſich auch darin einig, daß nach dem Kriege das ganze Einjährig-Freiwillige Prinzip wegfallen müſſe. Ich gedenke mit herzlicher Verehrung des Miniſters Schmidt, dieſes hervorragenden echt deutſchen Mannes.

Schmidt die Beſeitigung forderten. So konnten alſo alte Feldwebel, tüchtige Handwerker, viele Beamte uſw. einfach nicht befördert werden, obgleich ſie abſolut geeignet waren. Dafür aber wurde der 18 jährige Abiturient in 1½ Jahren Offizier.

Ein dritter Reibepunkt war die Magenfrage. Einzelne Stäbe, namentlich in der Etappe, ſollten ſich zuungunſten der Mannſchaft beſſer verpflegt, teilweiſe auch Lebensmittel widerrechtlich nach Hauſe geſandt haben. Die Fälle wurden verallgemeinert, ſie machten böſes Blut und trieben einen Keil einmal zwiſchen Offizier und Mann, anderſeits zwiſchen die fechtende Truppe und die höheren Stäbe. Die O.H.L. befahl ſcharfes Eingreifen. Es liefen viele anonyme Anzeigen ein, meiſt aber erwieſen ſie ſich, trotz ſofortiger ſchärfſter Unterſuchung, als nicht ſtichhaltig; ſtets ſtark übertrieben; doch die Anklagen verſtummten nicht.

Endlich gab es zu wenig Urlaub. Das hing einmal mit dem Ausbleiben des Erſatzes zuſammen, mehr aber noch mit der Leiſtungsfähigkeit des Bahnnetzes. Es war unmöglich, ſo wie nötig und erwünſcht zu beurlauben; aber es wirkte verſtimmend.

Die genannten Mißſtände waren bei der ungeheuerlichen Nervenüberſpannung nnd Gereiztheit gewiß nicht zu unterſchätzen. Vielleicht wurden ſie auch bei der O.H.L. zu Anfang nicht genügend bewertet. Später geſchah dies, aber der Erfolg war gering, da die entſcheidenden Heimatbehörden ſich verſagten.

Schwerer als alles wirkte aber auf die Truppe der Defaitismus, die Kriegsmüdigkeit und Gleichgültigkeit der Heimat. Die Briefe der Frauen aus der Heimat, denen es ja zum Teil nicht gut, aber doch noch erträglich ging (ſ. Seite 153 ff.), wirkten durch ihre Klagen und ihr aufreizendes Schimpfen verheerend. Denn ſehr richtig hatten die Aufrührer in dieſem Punkt auf die Mithilfe der Frau gerechnet. Die Frauen glaubten bei längerem Zureden alle, daß es ihnen ganz beſonders ſchlecht ginge und daß der Krieg nur von den „Reichen" heraufbeſchworen und genährt wurde. So groß der Unſinn war, er wurde geglaubt und niemand ſprach dagegen.

## Stellung der O.H.L., der Regierung und des Kaiſers zu den Revolutionsanzeichen.

Obwohl meine Warnungen ſeit 1916 ſich mehr und mehr als berechtigt erwieſen hatten, wollte an eine offene Revolution niemand recht glauben. Selbſt Ludendorff hielt ſie in Deutſchland für nicht möglich. Der Feldmarſchall hatte für dieſe Fragen kein Intereſſe. Die Regierung, einſchließlich der Umgebung Seiner Majeſtät, ſchien mit Blindheit geſchlagen. Sie rechneten alle damit, daß es Hertlings Geſchick gelingen würde, die innerpolitiſche Lage durch Lavieren mit den Parteien zu retten. Der Kaiſer ahnte offenbar nichts, er bekam nur roſarot gefärbte Berichte, wollte Mahner und Warner auch nicht hören. Er durchſchaute übrigens die Unfähigkeit des Kanzlers und der ganzen Regierung, aber zum Durchgreifen kam er nicht. Daß das Volk mehr und mehr *ihm* die Schuld an allem zumaß, glaubte er nicht, es wurde ihm auch nicht klargemacht.

Ich verſuchte gegen Hertling Sturm zu laufen, vergebens. Ludendorff erklärte, ſie hätten ſich Zuſammengehen verſprochen und er wollte das loyal halten. Von der andern Seite iſt dies nicht ſo genau genommen. Die Bitte, wenigſtens den Kriegsminiſter und den Kriegsamtschef (General Scheuch) durch energiſche Soldaten zu erſetzen, wurde abgelehnt. Der einzige Mann, der ſah und ſehen wollte, war der Kronprinz. Ich ſagte ihm, Anfang Februar 1918, daß „der Kaiſer unſer Verhängnis ſei, weil er weder ſelbſt zugriffe, noch fähige Leute an die entſcheidende Stelle ſetze. Wir gingen in die Revolution und m. E. müſſe der Kaiſer zupacken oder die Zügel der Regierung für einige Zeit niederlegen.“ Aber der Kronprinz lehnte ab, irgendwie gegen ſeinen Vater Stellung zu nehmen; und auch Ludendorff ſah dieſen Weg für unmöglich an, da alle anderen ſich der klaren Erkenntnis nach wie vor verſchloſſen. Es wäre alſo nur Ludendorff dabei gefallen, die Lage noch verſchlimmert, ſtatt gebeſſert.

So ging das Unheil ſeinen Lauf, unſere einzige Hoffnung war die bevorſtehende *Offenſive*.

# III. Teil.

# Von der ersten Offensive bis zur Bildung des Kriegskabinetts.

## Die Frühjahrs-Offensive 1918.

Die ersten Märzwochen gingen in höchster Spannung und Arbeit dahin. Würde unsere Taktik siegen? Und wie würde der Erfolg sich ausnutzen lassen? Der Feind mußte ahnen, was kam, aber er hatte offenbar nicht gemerkt, wo der Stoß kommen sollte. Er störte wenig. Es gelang, die gewaltigen Truppen- und Gerätetransporte, besonders die Munition, unbemerkt heranzuführen.

Programmäßig erfolgte am 21. März 1918 früh der Angriff auf ca. 40 Kilometer Breite.

Gegen Mittag war klar, daß das feindliche Stellungssystem genommen war. Das Gas hatte gewirkt, unsere Verluste waren minimal. Nur die nördlichste Armee war nicht recht vorwärtsgekommen, hatte daher auch höhere Verluste.

Der Feind wich, zunächst ohne Widerstand zu leisten, er war offenbar überrascht. Es galt, ihm schnell zu folgen und möglichst weit bis an die See vorzukommen. Aber jetzt rächten sich die Wegestörungen bei unserem Rückzug von 1917 insofern, als Vormarsch und Nachschub auf schnell zunehmende Schwierigkeiten stieß. Dazu kam, daß die Pferde, infolge der seit langem unzureichenden Fütterung, nicht leistungsfähig waren. Die Kraftfahrkolonnen aber, die wegen Gummimangels Eisenbereifung hatten, zerstörten die wenigen Straßen von Grund aus in einigen Tagen. Dabei war noch günstig, daß wenigstens Nachschub an Verpflegung und Bekleidung kaum nötig war, denn die Beute daran war riesengroß. Fast kann man sagen: leider; denn unsere Leute taten sich an den lange entbehrten Genüssen zu sehr gütlich. Es ging Zeit verloren. Ich war am zweiten Tage nach vorn gefahren, die Truppen waren noch frisch und

wohlgemut, aber wie lange noch? Die ungeheuren Strapazen, der Mangel an Ruhe, namentlich infolge der fortdauernden Fliegerangriffe, der Ausfall durch Tod und Verwundung und dazu der unzureichende Nachschub an Munition und Geräte —, das mußte bald einen Stopp geben. Es war schade, denn der Gegner war offenbar in größter Verwirrung und Sorge.

Was kommen mußte, kam: nach wenigen Tagen stockte die Vorwärtsbewegung. Leider griffen einzelne Truppen noch immer in Teilaktionen an und verbluteten sich unnütz. Ein Tagemarsch trennte uns von Amiens, doch es war einfach nicht mehr zu leisten.

## Bedeutung und Wirkung der 1. Offensive.

Trotzdem war der Erfolg gewaltig. Wir hatten verhältnismäßig geringe Verluste, der Gegner weit höhere. Noch ein paar solche Schläge und die Entente war erledigt.

Aber was geschah? Bei uns in der Heimat fast Gleichgültigkeit, teilweise sogar Unwille, daß nicht mehr erreicht sei. Bei unsern Gegnern fieberhafte Anstrengung und stärkster Druck auf Amerika zur Beschleunigung der zugesagten Truppentransporte. Zugleich wurde der Defaitismus mit brutalster Strenge niedergeschlagen und anderseits der Siegeswille und Nationalstolz hochgepeitscht. In den „demokratischen" Staaten herrschte dem Sinn nach der absolute Militarismus unter Clémenceau, Lloyd George und Foch, Männern voll eiserner Energie und Tatkraft. Bei uns regierte eine Reichstagsmehrheit in Friedensduselei und in Kampfstellung gegen den einzigen führenden Mann, gegen Ludendorff. Und ebenso schlimm, wie bei uns, sah es in Oesterreich aus, von dem wir uns abhängig machten, statt es straff mitzuführen.

Die Lage sah böse aus, trotz unseres Erfolges. Gleichwohl blieb angesichts der erreichten militärischen Erfolge nur übrig, an dem Operationsplan festzuhalten, d. h. die Offensive zu wiederholen.

## Die 2. Offensive auf Soissons.

Die zweite Offensive konnte leider nur nach einem längeren Zeitraum — fast 6 Wochen — der ersten folgen. Der Schwung und das schnelle sichere Arbeiten hatten in den letzten Jahren überall merklich

nachgelaſſen, was man bei der erſten Offenſive, infolge der langen Vorbereitungszeit, nicht ſo empfunden hatte. Die Uebermüdung durch vier Kriegsjahre, dazu die Schematiſierung des Stellungskrieges zeigten ihre Wirkung. Am meiſten lähmte aber die Erſatzlage das Handeln. Der Erſatz floß ſpärlich aus der Heimat. Alle Bitten fruchteten nichts; nicht, weil wir keine Leute mehr hatten, ſondern weil überall Schwierigkeiten gemacht wurden. Die Induſtrie meldete ein koloſſales Herabgehen der Arbeitsleiſtung bei männlichen Arbeitern — bis auf 60, ja 50 % der normalen. Man ſah die Wirkung der revolutionären Hetze, aber man tat nichts dagegen, die O.H.L. war machtlos.

Dazu liefen unzählige Drückeberger und Urlauber in der Heimat und in der Etappe herum. Ich ſchätzte ihre Zahl im April bereits auf 500 000 Mann und ſie ſtieg von Tag zu Tag, dank der Verhetzung einerſeits, der Schlappheit der Regierung anderſeits.

Um die Diviſionen notdürftig wieder aufzufüllen, mußten ſogar die geneſenen Leichtverwundeten ohne vorherigen Urlaub wieder eingereiht werden. Dieſe Maßregel traf vielfach die beſten Leute und erzeugte berechtigte Verbitterung. Es war auch falſch, wenn auch angeſichts des ausbleibenden Erſatzes faſt geboten.

Es kam zu allem hinzu, daß gerade die Verluſte an Offizieren [1]) und Unteroffizieren hoch geweſen waren. Sie waren ſehr ſchwer zu erſetzen und doch war mehr und mehr der Offizier und Unteroffizier Träger des Kampfes geworden, wenigſtens ſobald die feindliche Stellung durchbrochen war und der Kampf im offenen Gelände begann. Das einzelne ſelbſtändige Geſchütz und der Minenwerfer hatte dann erhöhte Bedeutung, und an die Stelle der Schützenlinie als Kampfform der

1) Die Offiziersverluſte waren zu Beginn des Krieges annähernd prozentual denen der Unteroffiziere und Mannſchaften gleich. Ein Zeichen für den guten Geiſt des deutſchen Heeres. Jetzt ſtiegen ſie rapide mit dem Ergebnis, daß die Geſamtverluſte der Offiziere im Kriege prozentual faſt doppelt ſo hoch, nämlich faſt 40 % ſind, wie die der Unteroffiziere und Mannſchaften. Dieſes Ruhmesblatt des deutſchen Offiziers des Kaiſerlichen Heeres ſoll unvergeſſen bleiben.

Kennzeichnend bleibt, daß 1919 die demokratiſche Preſſe zu berichten wagte: „Die Annahme, daß die Offizierverluſte geringer ſeien, wie die der Unteroffiziere und Mannſchaften, iſt nicht zu beweiſen, es ſcheint vielmehr, als ob namentlich in den unteren Stellen ein geringes Uebergewicht der Offiziersverluſte beſteht!" — Man kann nur ſagen: Pfui! Es iſt aber ein Zeichen, wie man mit den ſchimpflichſten Mitteln einen Keil zwiſchen Offizier und Mann getrieben und damit den Geiſt echter Kameradſchaft zielbewußt zerſtört hat. Der deutſche Offizier war nie der Feind des Arbeiters, nie der Tyrann, ſondern der Kamerad, Berater, Erzieher und ſein Vorbild.

Infanterie war die Kampfgruppe getreten, in der das Maschinengewehr den Kernpunkt bildete.

So nahte der Tag der zweiten Offensive. Sie gelang auf dem rechten Flügel planmäßig, wie die erste, und führte uns über Soissons hinaus. Ein großer Uebelstand war, daß auf dem linken Flügel Reims nicht gefallen war. So fehlte es an rückwärtigen Verbindungen, indem nur die Bahn Laon-Soissons [1]) zu benutzen war. Trotzdem war es ein gewaltiger Erfolg, aber er machte in der Heimat wiederum keinen Eindruck. Dagegen stieg bei unsern Gegnern die Besorgnis auf das höchste. Ihre Verluste waren sehr hoch und die Kriegsmüdigkeit nahm sichtbar zu. Kein Zweifel, es ging beim Gegner zu Ende, trotz Amerikas Hilfe! Wer würde die besten Nerven haben, das war die entscheidende Frage.

Man hat der zweiten Offensive vorgeworfen, die Richtung auf Paris sei falsch gewesen, da selbst die Einnahme von Paris keine Entscheidung gebracht hätte. Es ist richtig: entscheidend war es, den Kanal zu erreichen, um die Gegner zu trennen und dann auf der inneren Linie operieren zu können. Aber für eine solche Operation gegen die Küste fehlte die Basis. Auf dem Gelände der ersten Offensive konnte man wegen der Verkehrs- und Nachschubschwierigkeiten nicht wieder allein ansetzen. Man mußte also südlich der Somme Gelände haben. Schon damit war die Richtung Paris gegeben. Und ob bei einer Einnahme von Paris Clémenceau Frankreich hätte halten können, darf man immerhin in Zweifel ziehen. Clémenceau hat selbst zugegeben, daß noch eine dritte Offensive vom Erfolge der beiden ersten entscheidend gewirkt hätte. In gleichem Sinne haben sich andere führende Männer auf seiten unserer Feinde geäußert. Die Vorwürfe gegen die O.H.L. sind also unberechtigt.

Es galt, die erreichten Erfolge auszunutzen und das sollte nun durch eine neue Offensive geschehen.

## Die 3. (Marne-)Offensive.

Die Vorbereitungen zur dritten Offensive begannen. Sie waren noch schwerer als bei der zweiten, denn die Ersatzlage wurde immer kritischer. Der fest versprochene Ersatz (s. Seite 177) kam eben nicht.

1) Hätten wir die Bahnlinie Rethel-Reims-Soissons gehabt, so hätte der 18. 7., der Tag von Villers-Cotterets, nur einen örtlichen Schaden bedeutet. So wurde er der Beginn des Rückzuges.

Das zwang dazu, zugunsten der Offensive, auf den übrigen Teilen der Front stark abgekämpfte Divisionen mit sehr geringer Gefechtsstärke stehen zu lassen. Die Meldungen, die ich speziell über den Zustand der schweren Artillerie erhielt, zeigten, daß diese Truppe sehr erschöpft war. Der anfänglich festgesetzte Termin wurde auf den 13., dann auf den 15. Juli verschoben, trotzdem alle sonstigen Umstände (Amerika) zur Eile trieben.

Seit Anfang Juli wurde auch von der rechten, Paris zugewendeten Flanke Angriffsvorbereitungen des Feindes gemeldet. Die O.H.L. war in schwieriger Lage. Es war auf alle Fälle erwünscht, jene Flanke zu verstärken. Dann war aber die geplante Offensive bei der Ersatzlage nicht mehr möglich. Die Verstärkung schien allerdings auch nicht unbedingt nötig, denn nach den bisherigen Erfahrungen hatten auch schwache Divisionen, wenn sie auf den Angriff vorbereitet waren und wenn sie zur Verteidigung tief gegliedert standen, standgehalten. Das A.O.K. war der gleichen Ansicht.

Es kam hinzu, daß, wenn die feindliche Offensive *vor* unserer kam, unsererseits genügend Truppen zur Abwehr und zum Gegenstoß in greifbarer Nähe waren, sofern man dann — was selbstverständlich war — den Marneübergang nicht mehr als Hauptaktion ansah.

Die Frage war also nur die, ob unsere Offensive *vor* dem feindlichen Angriff vor sich gehen würde. Glückte unser Angriff, so war der feindliche Gegenstoß nicht mehr gefährlich, ja er wurde unwahrscheinlich. Im Falle des Mißlingens konnte die Sache natürlich kritisch werden. Es fragte sich also, sollte man „wagen" oder „zaudern". Die Entscheidung hing davon ab, wie man die Chancen der Offensive ansah. War ihre Geheimhaltung gelungen, war uns das Wetter hold, dann bestand Aussicht. Die Nachrichten über den Feind lauteten widersprechend; entscheidend war für die O.H.L., daß stets nur mäßiges Störungsfeuer gegen die Angriffsfront gemeldet wurde. Die Geheimhaltung schien also geglückt. Tatsächlich waren diese Meldungen *falsch*. Wie wir *später* erfahren haben, waren die Verluste der Artillerie ganz erheblich, der Verkehr in den letzten Nächten stellenweise ganz lahmgelegt.

Kurzum, die O.H.L. glaubte noch an die Ueberraschungsmöglichkeiten und mußte es glauben. Am 14. Juli lauteten die Wettermeldungen nicht sehr günstig — es war eine Warnung, denn ohne Gaswetter (d. h. ein Wetter, das nach Luftbewegung und -richtung die Gaswirkung be-

günstigte) war ein Gelingen unwahrscheinlich. Was tun? Sollte man den Angriff verschieben oder aufgeben? Baute man auf die Gaswirkung, so mußte man auch auf das Wetter dazu entscheidend Rücksicht nehmen. Aber die Armeen und die meisten Truppenführer waren ja immer mit halbem Herzen beim Gas gewesen. Sie wollten den Angriff nicht aufgeben, sie bauten auf ihre Truppen. Die O.H.L. befahl den Angriff.

## Der 15. Juli.

Der Gegner war tatsächlich bis auf die Stunde vorbereitet. Trotz seines Höllenfeuers glückte der Uebergang über die Marne — eine wunderbare Leistung und ein Zeichen, was die deutschen Truppen in ihrer Mehrheit noch vermochten. Die erste feindliche Stellung wurde überrannt, sie war offenbar nur schwach besetzt gewesen. Die zweite Stellung war nicht mehr zu nehmen. Sie lag außerhalb der Reichweite unserer meisten Geschütze und die Gaswirkung war durch heftigen Gegenwind zerstört. Der Angriff war im ganzen mißglückt.

Noch wäre es richtig gewesen, sofort abzubauen, hinter die Marne zurückzugehen nnd dadurch freigewordene Verbände in Richtung Soissons zu bewegen; es war in diesem Augenblick noch einfach. Statt dessen wurde der Angriff fortgesetzt. Aber dieser Fehler ist durch die eingehenden Meldnngen, soweit die O.H.L. in Betracht kommt, bis zu einem gewissen Grade entschnldigt. Sie lauteten alle so, daß die Fortsetzung des Angriffes Erfolg zu versprechen schien und demgemäß befohlen sei. Daß einzelne Divisionen — im Gegensatz zu andern, die sich hervorragend schlugen — völlig versagt hatten, ja daß zum erstenmal deutsche Artillerie in überlaufende deutsche Massen hineingefeuert hatte, wurde nicht gemeldet. Die O.H.L. sah zunächst nicht klar, sie war falsch berichtet. Sobald das Bild richtig erkannt wurde, erfolgte der Befehl, die Offensive abzubrechen.

## Villers-Cotterets.

Am 18. Juli kam der erwartete französische Angriff bei Villers-Cotterets und schlug ein tiefes Loch in unseren Marnebogen. Einige Divisionen, die richtig zur Verteidigung gegliedert standen und aufpaßten, hielten, andere wurden überrascht und, da sie nicht tief gegliedert standen,

völlig überrannt. Soiſſons war bedroht, die einzige Bahn im Marne-bogen unbenutzbar, der Nachſchub nicht mehr zu leiſten. Die Franzoſen hatten Glück gehabt.

Man mußte zurück. Der Bogen wurde in guter Ordnung geräumt, aber unendliches Material blieb liegen. Es war ſchmerzlich, gleichwohl war, da es ſich nur um eine mißglückte Offenſive und einen räumlich beſchränkten Einbruch handelte (denn der Rückzug aus dem Bogen erfolgte lediglich aus Nachſchubgründen, nicht unter feindlichem Druck), die Sache zu tragen, wenn nicht andere Umſtände hinzukamen. Und ſie kamen jetzt hageldicht.

## Die „Schuld" von Villers-Cotterets.

Ehe wir die Ereigniſſe weiter betrachten, muß die Frage der Schuld am 18. Juli noch etwas ausführlicher behandelt werden. Daß die O.H.L. hier etwas Beſonderes verſehen habe, läßt ſich wohl nicht aufrecht-erhalten, ſofern man nicht die ganze dritte Offenſive für falſch erklärt, was alſo hier zuerſt erörtert werden muß.

Nehmen wir ſie zunächſt als richtig an, ſo bleibt die Frage, ob Heeresgruppe Kronprinz oder die nachgeordneten Stellen in den An-ordnungen für die Abwehr des als bevorſtehend erkannten franzöſiſchen Angriffs geſündigt haben. Die Heeresgruppe jedenfalls nicht, im Gegen-teil! Das A.O.K. hat die Sache erheblich weniger tragiſch genommen, aber lag dazu denn auch ein Grund vor? Wir hatten doch ſchon ſehr oft in Erwartung ähnlicher Angriffe mit nicht ſtärkeren Kräften geſtanden. Ich habe früher dazu geneigt, die Schuld dem A.O.K. und den nach-geordneten Dienſtſtellen zum erheblichen Teil zuzuſchieben, ich muß dies aber auf Grund umfangreicher Privatkorreſpondenz richtigſtellen. Die dem A.O.K. unterſtellten Gruppenkommandos waren zweifellos auf der Hut [1]). Speziell das Gruppenkommando von Watter hat alles Erdenkliche getan. So bleibt die Schuldfrage der Diviſionen. Gewiß

1) Freiherr von Watter war mein Diviſionskommandeur, als ich 1912/13 Ge-neralſtabsoffizier der 39. Infanterie-Diviſion in Kolmar war. Er war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, vornehm, ritterlich, voll klaren Blicks und eminenter Begabung. Es ſind nur wenige Männer mir in meinem Leben begegnet, denen ich ſo aufrichtige Verehrung zolle. Daß dieſer hervorragende intuitiv richtig ſehende Offizier etwas verſäumt haben ſollte, iſt abſolut ausgeſchloſſen.

mögen einzelne nicht genügend wachsam gewesen sein und zweifellos standen einzelne Divisionen taktisch nicht richtig (d. h. nicht genügend nach der Tiefe) gegliedert. Das erklärt manches, aber nicht einen so eklatanten Mißerfolg. Er läßt sich auch nicht durch die Plötzlichkeit und die Tanks erklären, denn ähnliche Angriffe sind oft genug abgewiesen.

Die Schuld lag vielmehr und einzig an zwei Dingen, an dem zu schwachen Mannschaftsstande und an dem Versagen einzelner Truppenteile. Die erstere war eine Folge des ausgebliebenen Ersatzes, eines Ersatzes, den zu leisten uns fest zugesagt war. Hier liegt die Schuld, und wenn man sagt, „ja, dann hätte beim Ausbleiben des Ersatzes die O.H.L. anders disponieren müssen", so habe ich diese Frage deswegen eingangs so eingehend behandelt. Die O.H.L. wurde durch das Ausbleiben in eine unnütze Zwangslage versetzt, die zur Katastrophe geführt hat. Im übrigen war das Handeln der O.H.L. richtig; die O.H.L. hat öfters viel mehr wagen müssen.

Der zweite Punkt „Versagen von Truppenteilen" erklärt sich teils aus Uebermüdung, die eine Folge der unzureichenden Stärken, d. h. ebenfalls des ausgebliebenen Ersatzes war, teils aber daraus, daß der böse Geist der Heimat hier seinen Einzug bereits gehalten hatte. Wo noch der alte Frontgeist herrschte, hat die Truppe damals und später jeden Angriff abgewiesen.

War die dritte Offensive aber an sich richtig? Die Frage muß nach drei Richtungen betrachtet werden, zeitlich, örtlich und nach Anlage.

a) Zeitlich. Es kam wesentlich darauf an, der Entente schnell noch einen oder mehrere schwere Schläge zu versetzen. Zaudern und Warten erschwerte die Lage angesichts der zuströmenden Amerikaner. Die Schnelligkeit hing unserseits ab von der Angriffsvorbereitung und dem Eintreffen des Ersatzes. Die ersteren sind so beschleunigt und auf den Ersatz ist von der O.H.L. gedrückt, soweit es möglich war. Daß der Ersatz so gut, wie überhaupt, ausbleiben würde, das konnte die O.H.L. nicht voraussehen und auch nicht zur Grundlage ihrer Entschließungen machen. Denn dann konnten diese nur lauten: „Helm ab zum Gebet."

b) Oertlich. Die Offensive brachte im Falle des Gelingens, d. h. wenn sie südöstlich bis Châlons und im Südwesten bis in die Gegend von Coulomniers vorwärtskam, erhebliche Vorteile. Einmal war der

Argonnenbogen, d. h. St. Menehould-Verdun vom Gegner kaum noch oder nur unter schwersten Opfern und Einsatz starker Kräfte zu halten. Das ergab für uns erhebliche moralische und militärische Vorteile. Wir verbesserten weiter ganz allgemein unsere Nachschubsmöglichkeiten (durch die Bahn Rethel-Reims-Soissons bzw. Reims-Epernay-Château Thierry), während wir die des Gegners einengten, ihm insbesondere die Bahn Châlons-Château Thierry-Paris ganz verlegten und die Bahn Vitry-Verdun fast unbenutzbar machten. Ferner aber bedrohten wir dann Paris von einer sehr viel breiteren und günstigeren Basis aus, wobei hinzukam, daß wir Paris sofort bombardieren konnten [1]). Zugleich aber war auch für das Vordringen an den Kanal nun eine breite Angriffsfront geschaffen. Endlich war die Einbuße an Menschen, wenn die Offensive nur annähernd so gute Verhältnisziffern brachte, wie die vorhergegangene, für die Entente sehr schwer zu tragen. Amerikas Hilfe glich das nicht aus.

Betrachtet man alle diese Vorteile dann noch unter dem Gesichtswinkel des gewaltigen moralischen Eindrucks, den das Gelingen der dritten Offensive an sich gemacht hätte und *vor dem unsere Gegner, selbst Clémenceau, zitterten*, so ist es sehr glaublich, daß der Siegeswille Frankreichs zusammengebrochen und ein ehrenvoller Frieden möglich geworden wäre.

c) *Die Anlage der Offensive.* In der Anlage war vieles nicht gut. Unser Angriffsverfahren war zum Schema [2]) geworden. Auch die Geheimhaltung und Irreführung war nicht genügend durchgeführt. Es ist aber zu beachten, daß sich diese Dinge für die O.H.L. im ganzen Umfange erst *hinterher* herausstellten (und herausstellen konnten). Tatsächlich hatten aber die Aussichten der Offensive damit ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die Offensive wäre nur zulässig gewesen *bei absolut günstigem Gaswetter!* Dann hatten all diese Versehen und auch das Versagen einzelner Truppen — sofern es dann überhaupt eintrat — wenig zu sagen.

Zusammengefaßt muß man sagen:

---

1) Es war gelungen, die Schußweiten der 38-cm-Kanone außerordentlich zu steigern und zwar mit kalibermäßiger Munition. Hatte schon die „politische Kanone" (die 21-cm-Kanone mit 120 km Schußweite) doch erhebliche Unruhe in Paris angerichtet, so mußte das viel intensivere und wirksamere 38-cm-Feuer noch ganz anders wirken.

2) Gewisse Verbesserungen und Aenderungen waren gefunden, hatten aber bei der Kürze der Zeit noch nicht bei der Truppe eingeführt werden können.

Die dritte Offenſive war richtig nach Art, Zeit und Zweck. Daß ſie mißlang, daran waren Mißgeſchick und Fehler ſchuld. Daß ſie den Einbruch von Villers-Cotterets nach ſich zog und ſo den Anfang des Verhängniſſes bildete, lag nicht am Heer, ſondern in der durch das Verſagen der Heimat geſchaffenen — völlig unnötig, fahrläſſig und verbrecheriſch geſchaffenen — Zwangslage des Heeres. Mit einer verſagenden und revolutionierenden Heimat im Rücken konnte auch ein Hannibal nur zugrundegehen. Und auch das deutſche Heer mußte es.

## Fahrt nach Rethel. Autounfall.

Es iſt hier, bevor wir weiter gehen, etwas einzuſchieben. Am 17. Juli 1918 fuhr Ludendorff mit mir, Wetzel und Bokelberg nach Rethel zu einer Beſprechung mit der Heeresgruppe und den A.O.K.s. Auf der Hinfahrt nahm das Auto einen quer über die Straße laufenden Kleinbahndamm in voller Fahrt. Ludendorff und ich wurden von unſerem Rückſitz hoch gegen einen der Spannbogen des aufgeſpannten Regenſchutzes geſchleudert. Während Ludendorff ſich nur einen leichten Schock und eine Stauchung des Rückens holte, beſchädigte ich meinen Schädel ernſtlich. Ich lehnte mich mit aller Energie dagegen auf, mich krank zu fühlen, und ich habe durchgehalten — ſehr zu meinen Unkoſten. Schwere Komplikationen traten ein: Gleichgewichtsſtörungen, die ſich bis zu Ohnmachtsanfällen, bis zur Lähmung jeder geiſtigen Tätigkeit, ſteigerten; ſchmerzhafte Geſichtsneuralgien und heftige Schmerzen im Rücken, vor allem aber eine tiefe ſeeliſche Depreſſion. Ob ich ihrer in geſunden Tagen beſſer Herr geworden wäre, ſtehe dahin.

Die Erkenntnis, daß der Krieg nun nicht mehr zu gewinnen war, drückte mich ſchwer nieder. Es konnte ſich nur noch darum handeln, ihn in Anſtand zu liquidieren. Denn daß es den Engländern und Franzoſen auch ſchlecht ging, das war mein immer und überall gepredigtes Glaubensbekenntnis aus vollſter Ueberzeugung[1]). Es galt nur, bei uns den Verfall noch etwas aufzuhalten. Und darauf verwandte ich nun meine Hauptarbeit. Aber ich fühlte ſelbſt, meine Arbeitskraft war durch den Unfall auf ein Bruchteil geſunken, trotzdem mußte ich durchhalten. Ich ſtand vereinſamt.

1) Dafür wurde ich zur Abwechſlung als „Optimiſt" verſchrieen.

Ich hatte die letzten Monate fieberhaft gearbeitet, mit wieviel Erfolg wird ſpäter gezeigt werden. Dazu hatte ich neue Probleme hinſichtlich Bewaffnung und Ausrüſtung. Tankfertigung und Tankabwehrwaffen waren mir endlich und endgültig übertragen. Auch darauf komme ich noch zurück.

## Der 8. Auguſt 1918.

Am 8. Auguſt 1918 — ich war nicht in Spa — erfolgte der große Einbruch bei der 2. Armee. Es war ein Tankangriff großen Stils. Als ich zurückkam, ſchob man alles auf die Tanks! Man wollte noch nicht ſehen! Bald aber mehrten ſich die Nachrichten, daß die Truppen verſagt hatten. Kein Zweifel, der letzte Erſatz lief ſcharenweiſe über. Die Leute hatten auch offen erzählt, daß man ihnen dazu geraten hätte, „denn das würde erſtens den Krieg beenden und es beſtänden Uebereinkommen, daß die Gegner ſie gut behandeln würden". Nun, das erſte ſtimmte — nur ging der Krieg damit verloren. Das zweite ſtimmte nicht. Engländer wie Franzoſen hatten für die „boches" wenig übrig, für Ueberläufer wohl am wenigſten.

Nun glaubte man an den Geiſt des Umſturzes!

Wie es hinter der Front ausſah, bewies, allerdings etwas ſpäter, im September, die Bitte eines Kommandanten — es war, glaube ich, der von Hirſon —, der dringend um Truppen bat, um der bei ihm herumlungernden Drückeberger und Fahnenflüchtigen Herr zu werden. Er ſchätzte ſie auf 10 000. Insgeſamt mögen ſich damals 1½ Millionen hinter der Front, in Etappe und Heimat herumgedrückt haben. Ein großer Teil hiervon waren zur Truppe zurückkehrende Urlauber, die von der Heimat infiziert waren und nun „Friedens- und Revolutionspropaganda" machten.

Es ſcheint aber auch, als ob die Auskunftsſtellen, die den Leuten den Stand ihres Truppenteils anzugeben hatten, frühzeitig revolutioniert waren und die Leute abſichtlich in der Welt herumſchickten. Ich habe jedenfalls Leute geſprochen und im Auto mitgenommen, die ſeit Wochen ihren Truppenteil ehrlich ſuchten und immerfort falſch gewieſen waren.

Uns fehlten zur Wiederherſtellung der Lage einige 100 000 Mann! Es war nicht möglich, ſie zu bekommen. Die Geſchichte wird einſt dieſe

Tatsache einfach nicht verstehen können. Sie ist auch nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß die O.H.L. eben alles andere wie allmächtig war und daß die andern Immediatstellen sie teils nicht genügend unterstützten, teils einfach sitzen ließen, teils, aus Unkenntnis oder Ressortneid, bekämpften. Und es lag nicht in Ludendorffs Macht, wie schon öfter gesagt, dies zu ändern. Er wäre gegangen und dann kam Groener, Seeckt oder Loßberg, — auch sie hättens nicht ändern können, selbst wenn sie gewollt hätten. Die Liquidation war höchstens noch sicherer. Unsere Gegner verstanden die Lage auszunutzen!

## Die feindliche Generaloffensive. Fochs Hasardspiel.

Die „Daily Mail" ließ unter dem 19. April 1919 ein Interview des Marschalls Foch erscheinen, das durch seine Offenheit berechtigtes Aufsehen erregt hat. Für mich waren besonders zwei Punkte bemerkenswert, nämlich:

1. Foch glaubte Ende Juli 1918 noch nicht daran, daß Deutschland seine Sache verloren gäbe. Aber am 8. August 1918, d. h. an dem Tage des Einbruchs bei unserer zweiten Armee, erkannte er, daß der deutsche Zusammenbruch nahe und damit der Zeitpunkt für den allgemeinen Angriff gekommen sei.

2. General Humbert und Haig meldeten ihm auf den Angriffsbefehl, sie hätten keine Reserven. Trotzdem blieb es bei dem befohlenen Angriff, und Foch ließ bis zum Schluß dann nicht mehr locker.

Beides zusammen beweist klipp und klar, wodurch Deutschland zusammengebrochen ist.

Betrachten wir zunächst die Frage der Reserven bei unsern Gegnern auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Im englischen Heere waren Ende 1917 durch die Kämpfe in Flandern und bei Cambrai die Gefechtsstärken der Infanteriekompagnien zum Teil auf unter hundert Mann gesunken. Es gelang durch schonungsloses Auskämmen, Einstellen des Restes des Jahrgangs 1919 usw. den nötigsten Ersatz aufzubringen, gleichzeitig war es aber nötig, die vierten Bataillone der Infanteriebrigaden aufzulösen und auf die andern zu verteilen. So wurden bis März 1918 anscheinend 150 Bataillone aufgelöst, was eine erhebliche Verringerung der englischen Armee bedeutete.

Für den weiteren Verlauf des Jahres 1918 sah die Sache böse aus.

Es ſtanden nur der Jahrgang 1920 (18jährige), Wiedergeneſene und weitere Ausgekämmte zur Verfügung.

Unſere erſte Offenſive 1918 brachte den Engländern gewaltige Verluſte. Die Engländer erhöhten die Altersgrenze, hoben die Ausnahmebeſtimmungen für Aushebungen auf, verſuchten die Wehrpflicht in Irland einzuführen — alles ſehr radikale Maßnahmen, aber ohne durchſchlagenden Erfolg. Es mußte infolgedeſſen das franzöſiſche Heer einen Teil der engliſchen Front mit übernehmen.

Die hohen Verluſte des Sommers zwangen dazu, bei etwa zehn Diviſionen die Infanterietruppen ganz aufzulöſen und zu verteilen. Außerdem waren 75 000 Kohlenarbeiter „vorübergehend" eingezogen worden, was ſich im Winter 1918/19 ſchwer hätte rächen müſſen.

Natürlich ſtanden trotz der ſchlechten Erſatzlage hinter der Front Diviſionen in „Reſerve". Das ergab ſich einfach, wie bei uns, aus der Notwendigkeit, abgekämpfte Diviſionen herauszuziehen und Zeit zur Ruhe, Ausbildung und Auffriſchung zu geben. Von dieſen Reſerven war alſo ſtets nur ein Teil kampfkräftig.

Von Mitte Juli bis Ende Auguſt ſtanden ſchätzungsweiſe rund 15 Diviſionen in „Reſerve", d. h. etwa ein Viertel der engliſchen Wehrmacht. Nach der obenerwähnten Meldung Haigs waren es ſämtlich abgekämpfte Diviſionen.

Vom 8. bis Ende des Monats Auguſt wurde rund die Hälfte aller engliſchen Diviſionen im Großkampf eingeſetzt, ein großer Teil ſogar zweimal.

Auch in Frankreich ſtand die Sache nicht glänzend. Im Laufe der Jahre 1916 und 1917 war es bereits dazu geſchritten, Truppen aufzulöſen und die Etatsſtärke, namentlich bei der Infanterie, herabzuſetzen. So konnte es ſich im Winter 1917/18 im weſentlichen auf ſeiner Stärke halten. Am 15. April, d. h. unter der Wirkung unſerer erſten Offenſive, begann die Einſtellung des Jahrgangs 1919. Im Mai wurde die Auflöſung der mobiliſierten Arbeiter aus der Rüſtungsinduſtrie auf die Jahresklaſſen 1910/12, alſo die tüchtigſten Arbeitsjahrgänge, ausgedehnt. Im Auguſt 1918 wurde die Muſterung des Jahrganges 1918 angeordnet. Vor allem aber wurden im Laufe des Jahres 1918 die ſchwarzen Franzoſen ſchonungslos herangezogen. Sie haben Frankreich gerettet, denn ſie waren gleichzeitig auch die beſten Soldaten.

Schwer ſank die Kampfkraft des franzöſiſchen Heeres durch unſere Offenſiven, wenn auch umfangreiche Truppenauflöſungen wie bei den Engländern ſich vermeiden ließen. Während Anfang März 1918 von rund 100 Diviſionen etwa 40 in Reſerve ſtanden — überwiegend friſch, zum kleinen Teil abgekämpft —, waren es Anfang Juni nur rund 30, davon etwa ein Drittel friſche. Von dieſen friſchen Diviſionen wurde dann ein großer Teil zur Abwehr unſerer Angriffe bei Noyon am 8. Juni 1918 eingeſetzt.

Anfang Auguſt ſtanden etwa 20 Diviſionen, davon ein Bruchteil friſche, in Reſerve.

Man kann es unter dieſen Verhältniſſen verſtehen, wenn die Entente ſeit 1917 auf Amerikas Hilfe drängte. Amerika hatte bis April 1918 — etwa 500 000 Mann in Ausſicht geſtellt. Bis Anfang Mai — alſo vor unſerer zweiten großen Offenſive — waren nur 10 Diviſionen mit etwa 300 000 Mann tatſächlich eingetroffen. Die Lage war bitterernſt, und nun wurde durchgegriffen. Unter Zurückſtellung aller andern Dinge wurden Truppen herbeigeſchafft. Mitte Juli waren rund 25 Diviſionen in Frankreich, weitere 26 waren in Amerika bereit. Allmonatlich kamen 4—5 Diviſionen herüber. Aber die Amerikaner waren wohl paſſioniert und tapfer, ihre Ausbildung und Führung ließ dagegen viel zu wünſchen übrig. Sie wurden daher bis in den Juli nur zur Ablöſung engliſcher und franzöſiſcher Diviſionen an Stellen, wo ſie rein defenſiv bleiben konnten, verwendet. Dadurch wurden engliſche und franzöſiſche Diviſionen für die Reſerven frei. Wenn nun trotzdem Anfang Auguſt Humbert und Haig keine Reſerven, d. h. keine friſchen Diviſionen hatten, mag man ermeſſen, wie unſere Angriffe die Ententeheere erſchüttert und dezimiert hatten.

Es ſei hier eine kleine Abſchweifung geſtattet. Es iſt vielfach behauptet worden, die O.H.L. hätte ſich über die Foch'ſchen Reſerven ein falſches Bild gemacht, insbeſondere die Amerikaner nach Zahl und Kampfwert unterſchätzt. Einzelne haben ſogar den Vorwurf erhoben, daß die O.H.L., als ſie endlich ihren Irrtum einſah, plötzlich auf Waffenſtillſtand gedrängt hätte. Die Behauptungen dürften durch die vorſtehenden Angaben entkräftet ſein: wir waren gut und zuverläſſig unterrichtet. Unterſchätzt wurde nur eins, nämlich die Geſchwindigkeit des Herüberſchaffens der Amerikaner *vom Mai* an. Hier hat ſich die ſachverſtändige Behörde *etwas* geirrt. Anderſeits iſt aber zu bedenken,

daß durch die rücksichtslosen Truppentransporte alle andern Transporte — insbesondere für Lebensmittel — litten und daß dies wohl eine Weile gut ging, aber nicht bis in den Winter 1918/19 hinein. Dann mußten auch diese lebenswichtigen Transporte wieder zu ihrem Recht kommen. Zunächst waren aber Truppen nötig, und so waren die Ententemaßnahmen nicht nur richtig, sondern geboten.

Betrachten wir nun nach diesen Feststellungen den ersten Punkt in dem Interview Fochs, seinen Befehl zur Generaloffensive. Noch im Juli, d. h. nach dem Fehlschlagen unserer Julioffensive, nach dem Gelingen des französischen Angriffs bei Villers-Cotterets und nach dem Zurückweichen der Deutschen aus dem Marnebogen, wagte Foch nicht daran zu glauben, daß wir freiwillig unser Spiel verloren gäben. Der 8. August erst mit seinem über Erwarten günstigen Ueberläufererfolg bei Amiens gab ihm die Ueberzeugung, daß es soweit war. Und so wagte er, den Generalangriff zu befehlen. Es war Hasardspiel. Denn ob er das Spiel gewann, lag nicht so sehr in seiner Hand als in unserer.

Es brauchte nur bei uns ein Mann zu erstehen, der das Volk wieder zum Siegeswillen brachte, der den Geist der Unbotmäßigkeit und Drückebergerei mit starker Hand bannte und der dadurch dem Heere das wiedergab, was ihm fehlte, einen zum Kampf entschlossenen, ausreichenden Ersatz — so hatte Foch verspielt. Daß das an sich möglich war, wußte Foch, denn Clémenceau und er selbst hatten es bewiesen. Sie hatten den Geist des Defaitismus und der Meuterei durch scharfes Zupacken, Aufklärung und Abstellung von erwiesenen Mißständen restlos beseitigt. Es war also ein Hasardspiel Fochs, aber es war offenbar nötig, sonst hätte er ja noch auf weitere amerikanische Hilfe warten können. Auch für die Entente war es dank der Wirkung unserer Offensiven eben nötig, den Krieg bis zum Winter 1918 zum Abschluß zu bringen[1]). Ernährungs- und Kohlenfrage, die zunehmende Frachtraumsorge und nicht zuletzt Rücksicht auf die Volksstimmung, die im Falle des Steckenbleibens der Generaloffensive kaum noch zu halten war, zwangen zu dem Versuch, den Krieg rasch zu beenden.

---

1) Die Kritiker, die für 1918 statt unserer Offensiven eine Ermattungsstrategie befürworten und sie mit dem Hinweis auf die Lage der Entente im Herbst 1918 begründen, übersehen eben gerade die Wirkung unsrer Offensiven auf den Feind (vgl. auf Seite 196).

Nun, Foch hat richtig, sagen wir: genial hasardiert; denn Deutschlands Heer bekam moralisch nnd zahlenmäßig unzureichenden Ersatz und der Geist der Revolution faßte zusehends Fuß. Nur so war es möglich, daß die gleichen englischen nnd französischen Divisionen ohne nennenswerte Ruhe nnd Pause immer wieder angriffen.

Ziehen wir den Schluß aus allem, so ergibt sich einwandfrei:

1. Die Ansichten, die die O.H.L. vom Frühjahr 1918 an über den Feind und seine Reserven hatte, waren im wesentlichen richtig. Daß später die Amerikaner schneller kamen, als erwartet war, ist allerdings in gewissem Umfange zutreffend. Ueber das Eintreffen selbst war die O.H.L. gut und schnell unterrichtet. Aber die amerikanische Hilfe war weder qnalitativ noch qnantitativ bis zum Kriegsende derart, daß sie den Sieg der Entente garantiert hatte. Die Entente hat nur durch die deutsche Hilfe, die Revolntion gesiegt.

2. Foch hat sofort, nachdem er sicher zu sein glaubte, daß der Geist im deutschen Heere nachließ, die Generaloffensive angesetzt mit völlig unzureichenden Reserven. Er hat Hasard gespielt; denn kam Deutschland znr Besinnung, so war sein Spiel verloren. Er mußte aber Hasard spielen, weil die Gesamtlage der Entente dazu zwang.

3. Der Geist der Zaghaftigkeit, der Uneinigkeit, der Verhetzung, der aus der Heimat auch in das Heer getragen wurde, hat im Verein mit dem Ausbleiben moralisch und zahlenmäßig ausreichenden Ersatzes die Stärke des Heeres gebrochen; nicht die feindliche Uebermacht, Tanks nsw. Es ist anch falsch, zn behaupten, die Mißstände im Heer hätten seine Kampfkraft zerstört; die Mißstände, die natürlich hätten abgestellt werden müssen, bildeten doch nur den Nährboden für den Virus der Revolution.

## Zustände in der Heimat nach der 1. Offensive.

Wir haben zunächst die militärischen Vorgänge im Zusammenhang betrachtet, weil es schwer ist, den folgerichtig sich vollziehenden Umschwung von den Siegesaussichten znm verlorenen Kriege nach scharfen Abschnitten darznstellen. Es müssen nnn die Vorgänge in der Heimat *nachgeholt* werden, die von der ersten Offensive an sich abgespielt hatten.

Wie verfahren die innerpolitische Lage bereits Anfang März war, hatten wir oben gesehen. Meine Hoffnung, daß die erfolgreiche Offensive die Stimmung und Opferwilligkeit noch bessern könnte, schlug fehl.

Man hörte nur noch vom „Verſtändigungsfrieden“. Die paar Parlamentarier uſw., die noch zum Durchhalten mahnten, wurden als Alldeutſche und Konſervative angepöbelt, als ob es das größte Verbrechen ſei. Der Unſinn ſtieg in alle Kreiſe, ſelbſt der Kaiſer ſah in den Alldeutſchen uſw. Menſchen, die toll und blind den Staat ins Unglück brachten. In Wirklichkeit waren ſie die einzigen, die richtig ſahen, die erkannten, daß ein Verſtändigungsfrieden ausgeſchloſſen ſei und daß bei einer nochmaligen Entfaltnng unſerer noch immer gewaltigen Volksenergie ein guter Friede zu erreichen ſei.

Die O.H.L. galt natürlich auch als alldeutſch; leider war ſie es nicht. Man wagte nicht einmal, Alldeutſche und Konſervative bei der O.H.L. zu ſehen! Ebenſo ging es Induſtriellen. Sie waren, nach dem ſozialdemokratiſchen Schlagwort, alleſamt „Kriegsgewinnler“, alſo, lautete die Loſung, mußte man ſich von ihnen abſetzen. Nun, ich habe es mit dieſen Deutſchen und mit den führenden Männern der Induſtrie gehalten (auch heute noch, trotz merkwürdigſter Erfahrungen) und bin ſtolz, daß ich es getan habe. Auch die gemeinſte Anfeindung und Verdächtigung von der einen, feigſter Undank von der andern Seite vermag mich darin nicht zu beirren. Wie ich im übrigen über die ſtellenweiſe phantaſtiſchen Kriegsgewinne und ſonſtigen Dinge dachte, habe ich oft genug ausgeſprochen. Ich weiß noch, wie es einſchlug, als ich in einer großen Verſammlung von „Landesverrat“ ſprach.

## Betrachtungen über die Kriegsgewinne der Induſtrie.

Zur Ehre und Rechtfertigung der Induſtrie muß man aber die Frage der „ſinnloſen Unternehmergewinne“ kritiſch betrachten, um zu ſehen, wo die Schuld lag und wie wenig die ſozialdemokratiſche Hetze gegen die Kriegsgewinnler die wirklichen Verbrecher traf.

Ein Induſtrieunternehmen, ſo gut wie jedes andere Geſchäft, baut ſich auf dem Grundſatz lohnender Arbeit, d. h. des Gewinnes auf. Gleichwohl wäre es ganz falſch, ſämtliche Induſtrielle als üble Kapitaliſten hinzuſtellen, die nur nach reichlich und leicht erworbenem Mammon ſtreben. Im Gegenteil, gerade die führenden Männer waren ausſchließlich Männer der raſtloſen perſönlichen Arbeit und unermüdlichen Schaffens. Dieſe Männer mit der hohen ſittlichen Auffaſſung der Pflicht der Arbeit waren an ſich keine raffenden und vergewaltigenden Geldmenſchen. Für

die Thyſſen, Krupp, Duisberg uſw. hat Geld als Geld gar keinen Reiz. Lediglich als Mittel zur Durchführung ihrer nach ganz andern Zwecken ſtrebenden Gehirnarbeit ſpielt es bei ihnen eine Rolle. Sie ſtreben nach Steigerung ihrer Produktion, nach der mit der Produktionsſteigerung gegebenen Machterweiterung, nach Expanſion; das Sitzen auf Geldſäcken iſt für keinen dieſer Starken ein Lebensziel. Nur Kammerdiener können ſie ſo ſehen, nur Hetzdemagogen ſie ſo malen. Alle dieſe am Produktionsprozeß der Nation unmittelbar Beteiligten, alle dieſe Schöpfergehirne, die ſich in raſtloſer Arbeit und oft in ſchweren Kämpfen ihre kleinen Königreiche ſchufen, ſtehen dem Geld ganz anders gegenüber als der Bänker und Großfinanzer, der das Geld in ſich wuchern läßt, dem Geldbeſitz zum ſelbſtändigen Zweck wird.

Wenn nun trotzdem die Frage der unrechtmäßig hohen Kriegsgewinne ſo brennend wurde und zweifellos berechtigt war, ſo muß man die Gründe ſuchen. Sie lagen m. E. in folgendem:

1. Es ſchoben ſich zwiſchen Erzeuger und Beſteller bzw. Verbraucher (zunächſt alſo Induſtrielle und militäriſche Behörden) Mittelsperſonen, Agenten und Firmen ein, die nur auf Gewinn bedacht die Preiſe für die Beſteller hochſchraubten. Es kam vor, daß ein bekanntes Warenhaus z. B. die Beſtellung auf 100 000 Torniſter übernahm und dabei, ohne einen Finger produktiv zu rühren, ohne jedes Riſiko Millionen einſackte. Hier lag ein Syſtemfehler vor, den die meiſt jüdiſchen Agenten ausnutzten.

2. Bei den Vergebungen mußten nach alter Vorſchrift die Unternehmer (bzw. Agenten) ſofort feſte Preiſe fordern. Dem Billigſten ſollte der Zuſchlag erteilt werden. Dies Syſtem war falſch. Denn niemand wußte, wie lange der Krieg dauerte und ob alſo weitere Beſtellungen folgen würden. Es war mithin fraglich, ob die Umſtellnng auf einen bisher nicht gefertigten Artikel lohnte. Rohſtoffe und Arbeitspreiſe waren ebenfalls unſicher. So blieb nur übrig, die Kalkulation mit hoher Sicherheit abzuſchließen, d. h. *auf hohe Preiſe*.

3. Ueber das Wirken der Kriegsgeſellſchaften brauche ich nicht zu reden. Sie ſind bekannt und verhaßt genug. Da ſie vielfach zu 80—90 % aus jüdiſchen Elementen beſtanden, war von vornherein klar, daß ihre Mitglieder nicht zu kurz kommen würden, was ihnen auch geglückt iſt. Die Preiſe für Rohſtoffe uſw. wurden vielfach einfach ſinnlos in die Höhe getrieben.

4. Ein ſehr weſentlicher Punkt war endlich die Erweiterung und Neuanlage von Fabriken, die mit Sicherheit daranf rechnen mußten, mit Kriegsende brachzuliegen. Nur in einzelnen Fällen gab der Staat die Mittel dazu. Bei der abſoluten Unſicherheit über das Kriegsende blieb dem Unternehmer nur übrig, mit großen Summen dieſe Anlagen abzuſchreiben, was natürlich die Preiſe erhöhte.

5. Als die Frage der Kriegsgewinne dann endlich im Reichstag verhandelt wurde, ging man nicht daran, die vorſtehenden Urſachen einer Geſundung zuzuführen, ſondern man verfiel darauf, dem Unternehmer einen beſtimmten Prozentſatz auf die Geſtehungskoſten zuzugeſtehen, d. h. auf die Summe der Löhne, der Rohſtoffkoſten und der Verzinſung bzw. Abnutzung der Fabrikanlagen. Einen ſinnloſeren und laienhafteren Beſchluß konnte man ſich nicht denken. Nun ging der Tanz um das Geld los! Der Beſchluß forderte geradezu heraus, hohe Löhne zu zahlen und die Rohſtoffe teuer zu „erſtehen“. Wenn eine Stiefelfabrik 10 % ſich anrechnen durfte, ſo war es für ſie günſtiger, wenn der Geſtehungspreis für das Paar Stiefel 100 Mk. betrug, ſtatt 50, verdienten ſie doch dann das Doppelte. Die anſtändigen Firmen konnten gegen die damit einſetzende Erhöhung der Löhne und Rohſtoffe gar nicht an, ſie mußten mit.

Alles dies kann man alſo nicht wohl den böſen Großinduſtriellen auf das Schuldkonto ſetzen. Sie wären bereit geweſen, auch gegen mäßigen Verdienſt zu liefern, hätten ſich auch wohl, wenn überall gleiche Sparſamkeit geherrſcht hätte und gefordert wäre, mit Unkoſtenerſtattung begnügt. Sehr viele beſaßen Idealismus und Vaterlandsliebe genug dazu, wie ich gerade von den führenden Männern weiß. Es kam z. B. vor, daß Kalkulationen ſich als zu hoch erwieſen und daß der Betreffende ſelbſt erklärte, billiger liefern zu können. Man nahm das Angebot nicht an, weil „andere Firmen nicht in der Lage ſeien, ebenfalls ſo niedrig zu liefern“.

Daß nnter der Induſtrie auch viel Schiebernatnren geweſen ſind, iſt ſicher. Sie alle zu verurteilen, iſt trotzdem kein Grund vorhanden. Man denke auch nur an die großen ſozialen Maßnahmen, die freiwillig von vielen dieſer Männer durchgeführt ſind, ja mit beſonderer Liebe und Sorgfalt. Recht bezeichnenderweiſe hat gerade gegen die beſten Männer die wildeſte Hetze eingeſetzt, — es ging ihnen wie der O.H.L., dem Kronprinzen nnd andern.

Daß ſpäter, nach dem Kriegsende, die Sucht, Geld zu machen und ſich zu ſalvieren, in wenig ſchöner Form hervorgetreten iſt, iſt ein anderes Bild. Es hat mit den auf alle Fälle bewundernswerten Leiſtungen nichts zu tun.

Ich kann dies heute um ſo ruhiger und unparteiiſcher ſagen, als die Induſtrie nach Ausbruch der Revolution ſich ſehr oſtentativ von mir abgeſetzt hat. Es war bei der allgemeinen Hetze gegen die O.H.L., und was ihr angehört hat, ja mindeſtens praktiſch. Weniger ſchön war die Form, in der es geſchah, indem die einen mich als wilden Reaktionär, Monarchiſten und Putſchiſten, die andern als Dreiviertelkommuniſten hinmalten. In ebenſo ſinnloſer wie ehrabſchneidender Form ging man gegen mich, der wehrlos außerhalb ſeines Vaterlandes ſitzen mußte, vor. Ich weiß mich, Gott ſei Dank, über dieſe Anwürfe erhaben, beneide die Herren um nichts und überlaſſe ſie ihrer Scham, die ja ſchließlich noch nicht ganz ausgeſtorben ſein kann; ich ſtelle aber feſt, wenn jeder vor, in und nach dem Kriege ſo abſolut nur ſeiner Pflicht gelebt hätte, wie ich, ſähe es in Deutſchland beſſer aus. Ich brauche keine äußere Anerkennung. Immerhin war es mir eine Freude, daß man wenigſtens im Auslande, bei Freund und früherem Feind, mehr Kenntnis und Verſtändnis für meine Tätigkeit gezeigt hat.

## Die Feindſchaft gegen das Durchhalten.

Es war ſo, wer zur Stärke, zum Durchhalten mahnte, wurde niedergebrüllt. Die Regierung ſtimmte ſogar zu, indem Herr von Kühlmann es fertig bekam, in einer großen Reichstagsrede zu erklären, daß „der Krieg nicht mehr militäriſch zu gewinnen ſei". Die Wirkung in der Heimat, im Heer war tief deprimierend, unſere Feinde jubelten. Immerhin brach dieſe Rede Herrn Kühlmann das Genick. Wenn er wenigſtens das Mindeſte unternommen hätte, um einen Frieden diplomatiſch herbeizuführen oder zu erklären, daß er keine Möglichkeit dazu ſähe, könnte man ihn verſtehen. Er hatte aber poſitiv nichts getan, was ihn auf einen „Verſtändigungsfrieden" hoffen laſſen konnte. Das Wort fraß wie eine Krebsgeſchwulſt an der Volksſeele und es lähmte jede Energie. Die feindlichen Staatsmänner, ihre Preſſe und Propaganda hatten den richtigen Punkt getroffen.

Neben dem Verſtändigungsfrieden war es die angeblich ja gerade jetzt

unbedingt nötige Demokratisierung und Parlamentarisierung, die alles vom Kriege abzog und verblödete. Die preußische Wahlrechtsfrage wurde eine Reichstagsfrage. Die Regierung tat nichts Ganzes und nichts Halbes, das preußische Abgeordnetenhaus aber wehrte sich gegen das gleiche Wahlrecht — nicht, weil es am alten Wahlrecht, das Rechte lediglich nach dem Geldsack gab und deshalb gewiß unzeitgemäß war, hing, sondern weil es im gleichen Wahlrecht die Existenz des bisherigen Preußen bedroht sah. Daß die Furcht berechtigt war, ist heute bewiesen, der einst festgefügteste Ordnungsstaat, Preußen, mit seiner treuen Beamtenschaft ist ein Parlamentsstaat [1]) mit Korruption, Schiebern, Geschwätz und demokratischer Unmännlichkeit wie nur irgendein anderer.

Die O.H.L. stand an sich diesem innerpolitischen Treiben fern, da es aber eine Gefahr für die Kriegführung wurde, drängte sie auf irgendeinen vernünftigen Abschluß. Der kam nicht, wohl aber wurde diese Stellungnahme der O.H.L. zu wütenden Angriffen gegen Ludendorff benutzt, „der sich in die Politik mische". Sehr spaßig war, daß ein Minister verbreitete, die O.H.L. wolle das gleiche Wahlrecht aus Furcht vor Streiks, während eine andere gleichwertige Stelle gleichzeitig „verbürgt" behauptete, die O.H.L. lehne reaktionär jede Wahlrechtsänderung ab. Wie sich das zusammenreimt, weiß ich heute noch nicht.

Bei breiten Kreisen hing übrigens die „Demokratisiernng" mit dem Verständigungsfrieden zusammen. Da unsere Gegner nicht mit dem Kaiser verhandeln wollten, so mußte er eben fallen gelassen werden. Das war ja doch nur eine bescheidene Forderung! Niemand schien die unsagbare Schmach zu empfinden, — selbst in der O.H.L. gab es solche Geister.

So sah die Sozialdemokratie ihren Weizen wachsen, sogar da, wo sie selbst keinen gesät hatte. Sie sah ihren Tag kommen und ging nun mit allen Kräften daran, nachzuhelfen. Jede Schen fiel. Noch tätiger waren begreiflicherweise ihre Abkömmlinge, die Unabhängigen und Spartakisten. Es kam soweit, daß im Juni 1918 ein Abgeordneter im Reichstag offen zur Revolution rief. Wo wäre das sonst möglich gewesen?!

1) Das Wort Staat paßt nicht einmal mehr, da die neue Reichsverfassung alle alten Staaten mediatisiert und zu einfachen Verwaltungsbezirken degradiert hat. Daß diese Verfassung trotzdem von „Freistaaten" spricht, ist einfach ein staatsrechtlicher Unfug, Sand in die Augen des Volkes und ein Beweis von der inneren Unwahrhaftigkeit, von der sie getragen wird.

Alles das, was den Arbeitern in dieser Zeit beigebracht wurde, zeigte sich, auf dem Hintergrunde des Verständigungsfriedens und der Demokratie, als wilde Hetze, als Aufruf zum Klassenkampf und zur Herrschaft des „unterdrückten Proletariats". Es setzte sich um in Streiks, Lohnforderungen, verminderte Arbeitsleistung und Sichdrücken vor der Einziehung zum Heer. Die Soldaten wurden als „Dummköpfe" verachtet, weil sie noch kämpften, und sie wurden auf alle Art zum Ungehorsam verleitet. Falsche Pässe, Totenscheine usw. waren billigst zu haben. Ein zufällig erwischter Deserteur hatte in Köln bereits sechs Pässe auf verschiedene Namen.

Deutschland war krank und kaum mehr zu heilen, aber trotzdem mußte man die Krankheit zu hemmen suchen, um Zeit zu gewinnen. Denn die Entente war auch dicht vor dem Ende.

Welche Maßnahmen wurden ergriffen?

Die einzig richtige, die Ernennung eines energischen Mannes zum Diktator — ob Noske oder Oldenburg-Januschau war an sich gleich —, unterblieb. Niemand konnte sich entschließen, den Weggang des bereits sterbenden Hertling und seinen Ersatz durch einen Mann als Ultimatum zu fordern. Ludendorff konnte es nicht mehr, seine Stellung war schon erschüttert genug.

Mitte Juni schrieb die O.H.L. nochmals an den Reichskanzler und bat dringend, angesichts der Ersatz- und Arbeiterlage sowie der innerpolitischen Vorgänge, um Abhilfe [1]). Sie verlangte Aufklärung des Volkes, energische Maßnahmen gegen Aufsässige, Drückeberger usw. und die nunmehrige Erweiterung der allgemeinen Wehrpflicht, möglichst unter Aufhebung des Hilfsdienstgesetzes. Wochen vergingen ohne Antwort. Ende Juni fand in Berlin eine Besprechung statt, wo ich die Lage [2]), so wie sie war, schilderte. Was geschah? Der Kriegsminister leugnete, daß es so übel stände und die andern Staatssekretäre brachten „schwerwiegende innerpolitische Bedenken" gegen die scharfen Maßregeln vor. „Es würde einen Kuhhandel im Reichstag geben wie nie zuvor." Ich betonte nochmal, wir brauchten Ersatz, mit 200 000 Mann im Juli wäre der Krieg gut zu beenden. Ich bekam keine Zusage. Völlig erschlagen fuhr ich nach Spa zurück und berichtete

1) Vgl. Urkunden Seite 107.

2) Das Versagen der 3. Offensive und Villers Cotterets waren schließlich nur die Einleitung.

in höchſter Erregung, auch in perſönlicher Erbitterung, denn zum Ueberfluß hatte der Kriegsminiſter ſeinen höheren Rang benutzt, um mich in geradezu beleidigender Weiſe anzugreifen. Ich erreichte, daß wenige Tage nachher eine erneute Beſprechung in Spa ſtattfand. Ludendorff gab — leider — ſoweit nach, daß wir uns mit der Zuſage ſchärferer Maßregeln begnügten. Gehalten iſt nichts! Es liegt mir fern, hier Ludendorff Vorwürfe machen zu wollen. Er war mit allem belaſtet und das konnte kein Menſch auf die Dauer leiſten. Man mache ſich klar: militäriſche Maßnahmen, Taktik, innere Politik, Oſtfragen, Bundesgenoſſen, Wirtſchaftsfragen, Ausrüſtung, Marinefragen — es war wirklich reichlich; und doch war es nötig, daß er über alles orientiert war, ſonſt blieb eben alles liegen. Freilich in der Wahl ſeiner Mitarbeiter hätte er beſſer verfahren können, das iſt vielleicht ſeine einzige Schuld. Man darf in ſolchen Lagen nicht zurückſchrecken, perſönliche Momente zu opfern und nur nach den Leiſtungen zu gehen.

## Maßnahmen nach dem 8. Auguſt 1918.

Der 8. Auguſt war der entſcheidende Wendepunkt in der Kriegslage [1]), er war es aber auch in der Auffaſſung über die Lage in der Heimat.

Am 13. und 14. Auguſt fanden Beſprechungen in Spa mit dem Reichskanzler und dem Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes, von Hintze, ſtatt.

Hintze war Kühlmanns Nachfolger geworden; er galt als faſt alldeutſch, klug, fleißig und überaus verſchlagen. Das letztere ſtimmte, alles andere habe ich an keiner ſeiner Handlungen entdecken können.

Die Verhandlungen in Spa gaben darin Uebereinſtimmung, daß die Lage ernſt ſei und daß man ſehen müſſe, zum Frieden zu kommen. Außerdem wurde von militäriſcher Seite betont, daß es nötig ſei, die Heimat zu ſtärken und energiſch durchzugreifen. Auch der Kaiſer forderte dies nunmehr ausdrücklich. Da dieſe Verhandlungen ſpäter von den Revolutionsmachthabern und Herrn von Hintze zum Ausgang ſchwerſter Angriffe gemacht ſind, um durch ſie nachzuweiſen, daß die O.H.L. den Frieden durch ihre überſpannten Bedingungen verhindert habe, ſo muß etwas ausführlich darauf eingegangen werden.

---

1) Vgl. Urkunden Seite 110 ff.

Es handelte sich zunächst für Herrn von Hintze darum, festzustellen, ob eine neutrale Macht grundsätzlich bereit sei, eine Friedensvermittlung zu übernehmen. Erst dann war zu entscheiden, wann diese Macht und mit welchen Vorschlägen sie an die Entente herantreten solle. Der erste Schritt hing also gar nicht von den zu stellenden Bedingungen ab.

Weiter aber haben feste Kriegsziele, in Bedingungen formuliert, nie vorgelegen. Es war klar, daß man sich auf bestimmte Forderungen einrichtete, und zwar für alle drei möglichen Fälle, d. h. des vollen militärischen Sieges, der Remispartie und der Niederlage. Selbstverständlich sahen die Bedingungen im Fall 1 anders aus als im Fall 3. Aber bescheiden genug waren sie auch im Fall 1. Sie umfaßten etwa: Rückgabe der Kolonien, Kriegsentschädigung, ein Streifen aus dem Erzbecken von Briey, wirtschaftliche und militärische Garantien Belgiens, allenfalls unter Vorschiebung der deutschen Grenze bei Lüttich. Man vergleiche damit den „Verständigungsfrieden", den uns die Entente auferlegt hat. Dabei ist zu beachten, daß das Minetteerzbecken von Briey zum großen Teil bereits in der Hand deutschen Kapitals war und daß Frankreich es entbehren konnte, da es in Marokko hochwertige Eisenerze in Fülle besaß.

Daß in Deutschland, namentlich durch alldeutsche Kreise, schärfere Bedingungen propagiert sind, ist natürlich richtig. Es war auch nötig, um ein Gegengewicht gegen die zu haben, die schon früh bereit waren, alles hinzuwerfen für einen Frieden um jeden Preis. In Frankreich und England hat man eine solche starke Richtung unterstützt, weil sie den Siegeswillen der Heimat stärkte, bei uns bekämpfte man sie und warf der O.H.L., völlig zu Unrecht, vor, sie hindere den Frieden.

Am 13. August 1918 konnte man die für den Fall völligen Sieges vorgesehenen Bedingungen nicht aufrechterhalten: soviel war klar. Man konnte aber wohl mindestens den status quo ante verlangen. Tatsächlich wäre die O.H.L. auf einen Frieden mit dem status quo ante jederzeit, schon im September 1914, glatt eingegangen, wenn sich je eine Möglichkeit zum Frieden irgendwie gezeigt hätte. Wenn also Herr von Hintze und Genossen behaupten, die O.H.L. habe damals den Friedensschritt erschwert, so stimmt das für den 13. August 1918 nicht, wie es nie gestimmt hat. Im übrigen waren Friedensverhandlungen Sache des Auswärtigen Amts, nicht der O.H.L., und die Unterlagen dafür —

nämlich die militäriſche und politiſche Lage — waren dem Auswärtigen Amt jederzeit ebenſo bekannt wie der O.H.L., hätten es wenigſtens ſein können und ſollen.

*Eines* allerdings iſt richtig. Schon am 13. Auguſt fiel von nachgeordneter Stelle das Wort: „Aufgabe von Elſaß-Lothringen.“ Es war wohl ein Fühler, der verdientermaßen eine Abfuhr erfuhr. So weit waren wir nicht und brauchten es nie zu kommen! Der Vorwurf, die O.H.L. habe Herrn von Hintze die Friedensverhandlungen erſchwert, trifft alſo nicht zu. Ob dieſe Behauptung es rechtfertigen ſoll, daß Herr von Hintze überhaupt nichts getan hat?

Wir warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Ende Auguſt wurde nur bekannt, daß Hintze in Wien wegen Polen verhandle. Es war bezeichnend, daß Oeſterreich noch immer auf der auſtropolniſchen Löſung beſtand, trotzdem es doch nur noch von uns gehalten wurde. Die Löſung war auch im Reichstag genehm, wo, im Bund mit Sozialdemokraten und Freiſinn, Erzberger Trumpf war.

Ludendorff hielt ſtark gegen, er verlangte weitgehende Sicherung für Deutſchland, was ſelbſtverſtändlich war. Er wurde im Reichstag dafür ſcharf angegriffen.

Von der Friedensdemarche Hintzes verlautete dagegen nichts, ſtatt deſſen erfuhren wir am 10. September endlich Beſtimmtes darüber, daß Oeſterreich (Burian) in einer offenen Note, mit der Sowjet-Anrede: „An Alle“, einen Friedensvorſchlag beabſichtige, der denn auch am 14. September erſchien. Und nun erfuhren wir auch, daß dieſe Note den von Hintze „beabſichtigten“ Schritt bei der Königin der Niederlande einſtweilen „*unmöglich mache*“. Es war ein *frevles Spiel*! Offenbar war Oeſterreich von unſerm beabſichtigten Friedensſchritt unterrichtet worden, hatte ſich widerſetzt und ging ſeine eigenen Wege. Wir, d. h. die O.H.L., waren aber davon nicht einmal unterrichtet worden. Tatſache iſt und bleibt, daß Herr von Hintze vom 14. *Auguſt bis zum 14. September nichts, ja, nicht nur nichts unternommen hat*, ſondern ſich dazu noch von Oeſterreich die Führung aus der Hand nehmen ließ. Weshalb — das bleibt unklar, trotz Oeſterreichs Abſichten. Deutſchland hatte keinen Grund, ſeinen Schritt deswegen zurückzuſtellen.

Es war wieder einmal alles vom Auswärtigen Amt verdorben und unterlaſſen. Ebenſo ſchön ging es mit den beiden andern Punkten der Beſprechung des 13. Auguſt 1918.

Der Kanzler hatte großzügige Propaganda in Aussicht gestellt. Es geschah nichts. Mir schwebte Fürst Bülow als Propagandaminister vor. Ich war nicht wenig entsetzt, als ein Herr aus der Umgebung des Reichskanzlers mir sagte: „Fürst Bülow sei zwar zweifellos geeignet, aber da der Propagandaminister ja der einflußreichste Mann im Staate sein würde, so könne man von Hertling doch nicht verlangen, daß er seinen präsumtiven Nachfolger selbst auswähle." So dachte man in diesem Augenblick! Immer nur die eigene allerwerteste Person!

Auch der Kaiser hatte endlich auf Drängen Ludendorffs befohlen, daß Ordnung im Innern geschaffen werde, der Kriegsminister solle die kommandierenden Generale unterstützen. Geschehen ist nichts! Als ich einige Tage danach in Berlin im Kriegsministerium bestimmte Vorschläge machte, um die Drückeberger zu fassen, sagte man Prüfung zu. Es vergingen vier Wochen, dann kam eine Ablehnung aus „technischen Gründen". Dabei war nichts weiter verlangt, als Neuausgabe von Ausweisen bestimmter Form mit Photographie von allen Männern bis 60 Jahren und Kontrollierung dieser sichtbar zu tragenden Ausweise. Es war eben überhaupt nichts mehr möglich, was nach Zugreifen aussah.

## Meine Vorstellungen beim Kronprinzen. Erfolg.

In dieser ganzen Zeit zunehmender Verzweiflung hatte ich an dem Kronprinzen einen Anhänger und Fürsprecher gefunden. Mehr und mehr war auch ihm die Erkenntnis gekommen, daß die Frage des Kriegsausgangs nur in der Heimat entschieden wurde. Er beurteilte die Umgebung des Kaisers, die leitenden Männer der Regierung, aber auch Hindenburg und Ludendorff sehr zutreffend. Wiederholt sprach er bei Ludendorff vor, um ihm seine Bedenken zu sagen. Daneben beschäftigte er sich eingehend mit den schwebenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen.

Mir war es trotz aller andern Arbeit eine Freude, ihm auf diesem Wege helfen zu können und raten zu dürfen.

## Charakteristik des Kronprinzen.

Des Kronprinzen Bild ist zielbewußt von jenen Seiten, die in ihm einen zukünftigen starken und klugen Herrscher fürchten zu müssen glaubten, in den Schmutz unwahrer und unwürdiger Beschuldigungen gezogen wor-

den. Ich möchte daher aus eigenſter und genaueſter Kenntnis ein Bild dieſes von mir hochverehrten Fürſten geben.

Kronprinz Wilhelm war ein abſolut gerader, offener und ehrlicher Charakter. Hinzu kam eine perſönliche Friſche und Lebendigkeit, die ſich auch äußerlich in ſeiner ſchlanken Figur und ſeinen ſchnellen ſicheren Bewegungen ausdrückte. Große Auffaſſungsgabe verband ſich mit jener Intuition, die ſofort das Richtige und ehrlich Gemeinte vom Falſchen trennt. Dasſelbe inſtinktive Gefühl hatte er hinſichtlich der Perſonen, die ihm gegenübertraten. Seine Erkenntnis der Menſchen war oft verblüffend.

Vor allem poſitiven Wiſſen, vor jeder Leiſtung hatte er große Hochachtung, die ſich aus einer angeborenen Beſcheidenheit erklärt. Dieſe an Fürſten ungewohnte Eigenſchaft hat ihm oft den Vorwurf der Unbeholfenheit uſw. eingetragen, wenn er z. B. darauf wartete, daß ein anderer älterer und verdienter Mann ihn anreden ſolle, während jener auf die Anrede ſeitens des Fürſten wartete. Derartige Mißverſtändniſſe waren nicht ſelten.

Achtung vor der Leiſtung und warmes Mitempfinden für ſeine Mitmenſchen zog ihn vor allem zu den Soldaten, zum Heere. Wie weit das ging, dafür ein Beiſpiel. Er war in einem Lazarett geweſen, hatte unter andern mit einem blindgeſchoſſenen Offizier ſehr herzlich geſprochen. Ich traf ihn kurz danach. Er ſagte: „Wiſſen Sie, ich bekomme es kaum noch fertig, in die Lazarette zu gehen und den Leuten zuzuſprechen.“ Ich war verwundert und ſagte ihm, daß doch jeder wackere Soldat ſich freuen würde, wenn er ihn mit ein paar freundlichen dankbaren Worten auszeichne. Er erwiderte: „Sehen Sie, ich ſprach da vorhin einen blinden Offizier. Wie er hörte, wer ich ſei, erhob er ſich und man merkte ihm ſeine Freude und Erregung an. Nun ſagen Sie, der Mann hat das Beſte geopfert, was er hat; was habe ich dagegen hergegeben und was bin ich, daß dieſer Mann über meine Teilnahme ſo erfreut iſt? Ich leide geradezu unter dieſer Rolle, die ich da ſpielen muß.“

Der Kronprinz hatte gute militäriſche Anlagen, aber trotzdem war er vielleicht weniger Soldat, als Staatsmann. Er hat von Anfang an die verheerende Politik Bethmanns mit Mißtrauen verfolgt und als einer der erſten den verlorenen Krieg geahnt.

Er lebte mäßig, ſchon aus Rückſicht auf den Sport, dem er huldigte. Im Reiten und Autofahren bewies er nicht nur ſeltenes Geſchick, ſondern

hohen persönlichen Mut. Den letzteren hat er auch jederzeit im Felde bewiesen, und er war fast täglich vorn bei den Truppen. Ich sehe ihn noch, wie er bei einem Fliegerangriff allein stehen blieb, während die Truppe um ihn Deckung nehmen bzw. sich hinlegen mußte.

Der Kronprinz liebte heitere Geselligkeit. Abends nach dem Essen wurde meist musiziert, wobei er selbst sich als guter Violinspieler erwies. Aber um 10 Uhr 30 war Schluß.

Er hatte Freude an Frauen und bei seiner Offenheit zeigte er sich vielleicht freundlicher, als gut war. Aber die Unsinnigkeiten und Ausschweifungen, die ihm nachgesagt werden, sind eine ungeheuerliche Uebertreibung, von der nichts bleibt, wenn man sie auf die Wahrheit zurückführt. Gelegentlich brachte ich ihn darauf. Er sagte: „Was kann ich dagegen tun? Schließlich geht es ja nur meine Frau und mich an, wenn man mich so verleumdet. Und ich kann Ihnen sagen, die Welt sähe anders und besser aus, wenn alle Männer so gut mit ihren Frauen ständen, wie ich."

Ja, was kann man gegen Verleumdungen tun, das frage ich mich heute auch oft.

So ist mir das Bild des Kronprinzen eine der besten und schönsten Erinnerungen aus dem großen Kriege. Ich werde ihm immer und überall die Treue halten.

Im Juli reichte er seinem Vater folgende Denkschrift ein:

## Allgemeine Beurteilung der Lage.

Deutschlands militärische Lage war bisher gut, hat aber durch die letzten Ereignisse auf der Reims- und Soissonsfront gewisse Einschränkungen erfahren. Nicht als ob ich an der Festigkeit unserer Westfront irgendwelchen Zweifel hegte, aber ich glaube, daß die Hoffnung auf eine Waffenentscheidung zu unsern Gunsten hier wieder in weitere Fernen gerückt ist.

Die innere Lage Deutschlands ist weniger erfreulich. Zwar herrscht im allgemeinen Ruhe, aber die Stimmung wird nur durch die Hoffnung auf militärische Siege und baldiges Ende des Krieges gehalten. Ob eine wirkliche Geschlossenheit im Volk noch vorhanden ist, steht dahin. Die unabhängige Sozialdemokratie wühlt offen und geheim weiter und würde, sobald sie sich stark genug fühlt, in ihrer Verblendung an die Verwirklichung ihrer internationalen (bolschewistischen) Absichten gehen. Auch aus dem Erfurter Programm der gemäßigten Sozialdemokratie ist der Kampfruf gegen die Monarchie noch nicht gestrichen. Wieweit gegebenenfalls die gemäßigte

Sozialdemokratie ins unabhängige Lager abſchwenkt, iſt nicht ganz klar. Offenbar rechnen die Führer aber damit in erheblichem Maße.

Oeſterreich ſtellt zur Zeit einen nur ſehr bedingten militäriſchen Kraftfaktor dar. Es hält wohl Italien in Schach und kann zur Zeit, wenn auch mit geringen Truppeneinheiten, uns an der Weſtfront aushelfen.

Die innere Lage Oeſterreichs iſt ziemlich troſtlos und man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß es ſchon in Kürze ſchweren Erſchütterungen entgegengeht.

Die Staatengebilde, die aus Rußland entſtanden ſind, können bis jetzt als ſichere Glieder oder gar Stützen unſerer Machtſphäre nicht angeſehen werden. Welchen endgültigen Gang die ganze Entwicklung der dortigen Verhältniſſe nehmen wird, iſt ungewiß. Der Einfluß der Entente darf jedenfalls nicht unterſchätzt werden. Die Feſtſetzung der Engländer an der Murmanbahn läßt den Schluß zu, daß von einem wirklich bedenklichen Mangel an Schiffsraum kaum die Rede ſein kann.

Von unſern Gegnern iſt Frankreich und England militäriſch ſtark geſchwächt. Frankreich iſt zweifellos kriegsmüde, nur Clémenceau hält dort mit eiſerner Fauſt Diſziplin und Stimmung aufrecht. Auch in England iſt jedenfalls eine ſtarke Strömung gegen die endloſe Fortſetzung des Krieges vorhanden, andererſeits will aber kein Brite einen für England ungünſtigen Frieden in Kauf nehmen.

Amerika iſt ungebrochen und entwickelt gewaltige Anſtrengungen in jeder Hinſicht. Seine Hilfe macht ſich bereits jetzt erheblich fühlbar und wird von Monat zu Monat ſich ſteigern. Die Hoffnung ſeiner Ausſchaltung durch den U-Bootkrieg, obwohl deſſen Wirkung durchaus nicht verkannt werden ſoll, ruht anſcheinend auf ſchwachen Füßen.

Wir hingegen ſind militäriſch noch kräftig genug, um der ſtändig wachſenden Ueberlegenheit unſerer Feinde an der Weſtfront zu widerſtehen und vielleicht auch in dieſem Jahr nochmal einen kraftvollen Schlag zu führen, um die letzte Scharte wieder auszuwetzen. Jedenfalls wird das Vertrauen auf unſere militäriſche Kraft auch die Stimmung im Innern und in Oeſterreich hochhalten und möglichenfalls Frankreich, vielleicht aber auch England und Italien zu Friedensverhandlungen geneigt ſtimmen.

Man muß ſich aber auch die Frage vorlegen, was wird, wenn unſere Gegner, auch bei Entgegenkommen unſerſeits, nicht zum Frieden bereit ſind?

Wir, d. h. Deutſchland, können den Krieg noch geraume Zeit fortſetzen. Rohſtoff-, Ernährungsfragen und Produktionsmöglichkeiten werden allerdings mit der Zeit immer erſchwerender wirken. Wird auch die Rüſtungsinduſtrie das Erforderliche für die Fortſetzung des Krieges leiſten, ſo geht uns zweifellos in abſehbarer Zeit der Erſatz für das Heer aus. Der Verſuch, den noch vorhandenen Erſatz aus der Heimat durch ein erweitertes Wehrpflicht- und Hilfsdienſtgeſetz zu erfaſſen, iſt bedauerlicherweiſe aus innerpolitiſchen Gründen fallen gelaſſen. Ob und welchen Erfolg die an Stelle deſſen eingeleiteten Maßnahmen haben werden, bleibt abzuwarten. Sicher iſt aber, daß die Stärke unſeres Heeres allmählich heruntergehen wird.

Beſonders fühlbar macht ſich außerdem der zunehmende Mangel an Offizieren geltend, der übrigens auch bei günſtigerer Erſatzlage nicht auszugleichen ſein dürfte.

Von Oeſterreich wird eine großzügige militäriſche Hilfe nicht zu erwarten ſein.

Somit werden unſere Gegner an der Weſtfront, dauernd genährt durch die amerikaniſchen Verſtärkungen, allmählich eine immer größere zahlenmäßige Ueberlegenheit gewinnen. Man braucht die Amerikaner nicht zu überſchätzen, man ſoll ſie auch nicht unterſchätzen, ganz gewiß aber die großzügigen Leiſtungen ihrer Rüſtungsinduſtrie nicht verkennen. Je länger der Krieg dauert, um ſo mehr werden dieſe Umſtände ihren Einfluß ausüben und die feindliche Weſtfront wird alſo militäriſch erſtarken.

Die Verhältniſſe werden ſich dann in den beteiligten Ländern wie folgt geſtalten:

a) Deutſchland.

Wir werden möglicherweiſe wieder völlig in die Abwehrſchlacht gedrängt. Zwar ſind wir dann bei entſprechendem Kampfverfahren zweifellos in der Lage, den Krieg (allerdings unter allmählichem Geländeverluſt) noch ſehr lange zu führen und unſeren Feinden, die gewiß auch im Jahre 1919 kein leichtes Spiel haben würden, erheblichen Abbruch zu tun. Immerhin darf aber nicht vergeſſen werden, daß eine ſolche uns aufgezwungene Defenſive mit einem Rückſchlag in der Stimmung des Heeres verbunden, dieſe auf die Heimat übertragen und im Innern die Lage außerordentlich zuſpitzen wird. Der ſchon jetzt fühlbare Mangel an Einigkeit und feſter Entſchloſſenheit kann einem Peſſimismus Vorſchub leiſten, der ſeinerſeits ein gewaltiges Anſchwellen der radikal-demokratiſchen Bewegung auch in der ländlichen Bevölkerung und das Verlangen nach einem „Frieden um jeden Preis“ auslöſt. Ein billiger Friede würde aber gerade dadurch unmöglich gemacht. Käme aber unter dem Drucke der Lage gar ein fauler Friede zuſtande, ſo ſind die inneren Schwierigkeiten nicht etwa behoben, im Gegenteil, ſie werden erſt recht beginnen. Mögen die Zuſtände dann vielleicht nicht ganz ſo arg werden wie in Rußland, ſo muß immerhin mit einem Sturm gegen die Dynaſtien und der Durchführung demokratiſch-kommuniſtiſcher Ideen gerechnet werden. Dies Bild mag trübe erſcheinen, iſt aber kaum übertrieben, ſofern man den Ereigniſſen im Innern ihren Lauf läßt und nicht noch rechtzeitig mit rückſichtsloſer Schärfe durchgreift.

b) Oeſterreich-Ungarn.

Oeſterreich-Ungarn würde etwaige neue Kriſen mit ziemlicher Sicherheit ohne unſere Hilfe nicht überſtehen. Es würde, namentlich wenn amerikaniſche Truppen auch an der italieniſchen Front erſcheinen, ſich vorausſichtlich zunächſt militäriſch nicht halten können. Vor allen Dingen aber wird der innere Zerfall, der ja ſchon immer merkbarere Spuren zeigt, ſeinen Weg gehen. Ihn aufzuhalten würde auch Kaiſer Karl kaum imſtande ſein. Wenn alſo Oeſterreich durchhalten ſoll, müſſen wir es weiter ſtützen, und zwar vor allem durch eigene Feſtigkeit.

c) Rußland und Neutrale.

Ob die ruſſiſchen Staaten, vielleicht auch einige Neutrale, ſich bei einer Verſchlechterung unſerer Lage gegen uns wenden, mag dahingeſtellt bleiben. Von ausſchlaggebender Bedeutung würde dieſer Umſtand auch dann noch kaum ſein.

### d) Unſere Gegner.

In militäriſcher Beziehung würden ſie bald ſehen, daß ſie trotz gewiſſer Erfolge noch recht lange mit ſchweren Opfern kämpfen müſſen. Auch ihre Kriegsmüdigkeit und ihre wirtſchaftlichen Sorgen werden ſich ſteigern, ihre Ernährungslage mit großer Wahrſcheinlichkeit ſich verſchlechtern. Ob alſo die jetzigen Regierungen in Italien, Frankreich und England imſtande ſein werden, ihre Völker noch lange Zeit durchzuſchleppen, bleibt immerhin fraglich, beſonders gegenüber einem auch im Innern feſten, einigen, zu einer nochmaligen großen Kraftentfaltung fähigen Deutſchland.

Eine Sonderſtellung nimmt Amerika ein. Dort iſt der Kriegswille zur Zeit noch ſehr ausgeprägt. Mag er bei längerer Dauer des Krieges, inſonderheit wenn Amerika in erheblicherem Maße als bisher zu den Menſchenopfern beitragen müßte, auch abflauen, ſo würde das amerikaniſche Großkapital, an das Wilſon ſeine Seligkeit verkauft hat, ſich dadurch ſchwerlich beeinfluſſen laſſen.

Als für uns günſtige Faktoren kommen aber vielleicht in Betracht, daß das amerikaniſche Volk im ganzen ſchon jetzt den Krieg nicht liebt, daß die künſtliche Begeiſterung ſich wohl eine Weile, aber nicht jahrelang aufrechterhalten läßt. Und weiter, daß der Krieg in ſeiner Fortſetzung auch für Amerika finanziell eine ungünſtige Anlage bedeuten kann, denn die Rieſenſummen, die die Vereinigten Staaten ſchon aufgewendet haben und ferner aufwenden müſſen, werden bei einem allgemeinen wirtſchaftlichen Zuſammenbruch Europas kaum wieder herauszuholen ſein.

So würde alſo auch die Lage unſerer Gegner, trotz einer Verbeſſerung ihrer militäriſchen Poſition, große Schwächen und unſichere Ausſichten zeigen. Unſicher bleiben zwar unendlich viele Faktoren für beide Teile. Aber man muß ſich darüber klar werden, ob man nicht beſſer tut, bei noch verhältnismäßig günſtiger Lage einen brauchbaren Frieden anbahnen zu ſollen, als möglichenfalls ſpäter in militäriſch wie wirtſchaftlich erſchöpftem Zuſtande den Bedingungen der Gegner — ſie ſtellen nahezu die ganze Welt dar — ſich unterziehen zu müſſen. Es liegt alſo nahe, für den Fall, daß wir in abſehbarer Zeit nicht die Möglichkeit zu einem ſiegreichen Frieden haben, Aushilfen ins Auge zu faſſen.

Hierfür kämen in Betracht:

#### 1. Verſtändigungsverſuche.

Die bisher unternommenen Verſuche, insbeſondere die Friedensreſolution vom Juli 1917, haben ihren Zweck verfehlt, waren eher ſchädlich wie nützlich. Das ſchließt aber nicht aus, daß ſie in richtiger Form zum Erfolg führen könnten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Friedensangebote und Friedensreden von offiziellen Stellen (Auswärtiges Amt, Parlamente uſw.) ſelten der geeignete Weg ſind. Sie werden meiſt notgedrungen das Gegenteil vom Beabſichtigten erreichen, nämlich Entmutigung im eigenen Lande, Stärkung der Stimmung bei den Gegnern. Das gilt für uns ſo gut wie für unſere Feinde. Auch deren offizielle Vertreter wie Lloyd George und Poincaré können uns kein annehmbares Friedensangebot machen, ohne daß ſie ihre Staaten inneren Erſchütte-

rungen aussetzen und ihrer eigenen Regierung das Grab graben. Das sind die Folgen der allgemeinen Mentalität. Wenn also solche Verständigungsversuche gemacht würden, so dürften sie durch eine neutrale, absolut zuverlässige Persönlichkeit in die Wege zu leiten sein, wohl am besten durch einen neutralen Fürsten. Ob sich ein solcher findet, wäre zu prüfen. Außerdem aber ist dringend nötig, daß wir uns über unsere Kriegsziele absolut klar sind und die Bedingungen jedenfalls so stellen, daß es den jetzigen Regierungen unserer Gegner möglich wäre, am Ruder zu bleiben. Natürlich wollen wir Elsaß-Lothringen behalten, unsere Kolonien wieder haben, vielleicht auch das Erzbecken von Briey werden wir fordern. Dagegen würde man wohl Verzicht auf Kriegsentschädigung und die Wiederherstellung Belgiens zugestehen, ähnlich wie der Reichskanzler es letzthin im Hauptausschuß des Reichstages angedeutet hat. Ueber Mesopotamien und Palästina würde man sich voraussichtlich einigen können. Der Osten möge vorläufig außer Betracht bleiben.

Betreffs Belgien sei bemerkt, daß eine Angliederung an Deutschland überhaupt nicht erwünscht ist. Wir haben bereits genügend unzuverlässige Bevölkerung im Deutschen Reich. Ein erzwungenes Bündnis wäre ebenso zu verwerfen. Die Zumutung, daß wir die flandrische Küste behalten, ist nicht nur für Belgien, sondern auch für England nahezu unannehmbar, weil damit England unter unseren Kanonen läge. Anderseits hat die belgische Küste für uns vom maritimen Standpunkt aus kaum die Bedeutung, die ihr noch immer beigelegt wird. Sie hat keine großen Zukunftskriegshäfen und ist wenig geeignet als Operationsbasis für den U-Bootkrieg, so wie er sich später mit den großen U-Kreuzern gestalten wird. Außerdem zwänge uns diese Küste eine der englischen mindestens ebenbürtige Flotte zu halten, wozu wir schwerlich in der Lage sind. Sonach muß man wohl zugestehen, daß Belgien selbständig bleibt, keine Kriegsentschädigung zahlt und erhält, sich kein Heer halten darf und Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung als gleichberechtigt mit den Ententestaaten anerkennen muß.

### 2. Stärkung unserer inneren Macht und Geschlossenheit.

Ob ein Verständigungsversuch glückt, steht wie gesagt dahin. Es bleibt uns dann nur übrig, durchzuhalten. Das können wir aber nicht, wenn unsere inneren Verhältnisse sich nicht anders gestalten. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß in einem Land, das um seine Existenz kämpft, innerpolitisch die schwersten Fehden durchgekämpft werden, daß mit Streiks gedroht wird, daß weite Kreise ihre ganze Tätigkeit nur auf Erraffung von Geld einstellen und daß noch lange nicht alle Arbeitskräfte restlos angespannt sind. Daß durch eine innerliche Einigung und durch eine restlose Erfassung aller Kräfte noch viel geschehen könnte, ist jedenfalls eine nicht zu leugnende Tatsache. Aber hierzu bedarf es durchgreifender Maßnahmen, die unsere Regierung in Unabhängigkeit von dem Reichstage durchzusetzen berufen ist. Auch Konflikten darf nicht ausgewichen, Zugeständnisse dürfen nicht gewährt werden. Lehnt der Reichstag die nötig erscheinenden Maßnahmen ab, so bleibt nur übrig, ohne ihn zu regieren. Wahrscheinlich wird indessen der Reichstag einem kraftvollen Willen ohne Zögern folgen. Welche Maß-

nahmen im einzelnen zu treffen wären, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden. Die wichtigste Frage würde jedenfalls neben restloser Erfassung aller Arbeits- und Ersatzkräfte die Durchführung derjenigen sozialen Reformen sein, die imstande sind, die schreienden Ungerechtigkeiten dieses Krieges und die ungleiche Verteilung der Lasten auf die Bevölkerung auszugleichen. Die politische Seite dürfte überhaupt auszuschalten sein. Wahlrechts- und andere Fragen endlos zu verhandeln, ist jetzt wahrlich nicht an der Zeit, weder nach der einen oder der anderen Seite. Die Drohungen, den Landtag aufzulösen, sollten ebenso aufhören wie hartnäckige Verweigerung aller Reformen. Jedenfalls scheint es dringend wünschenswert, die Zustände im Innern in Ordnung zu bringen und damit die Stimmung im Volk und Heer zu heben. Vgl. Anlage. Selbst die Langmut eines so kreuzbraven, geduldigen Volkes wie des deutschen, hat seine Grenzen. Die augenblickliche Stimmung kann nicht mehr als gut und zuversichtlich bezeichnet werden. Das ist bekannt. Aber auch im Heer zeigen sich nicht unbedenkliche Erscheinungen. Hier wäre also der Hebel anzusetzen und das kann nur mit durchgreifenden Maßnahmen zur Stärkung unserer inneren Macht und Geschlossenheit geschehen.

Zum Schluß möchte ich nicht unterlassen auszuführen, daß wir alle und ich nicht in letzter Linie zur Zeit unter den Eindrücken der vergangenen Tage stehen. Ich wiederhole, daß ich bemüht gewesen bin und daß es gut ist, sie für diese Darlegungen und ihre Bewertung auszuschalten. Nichtsdestoweniger werden die militärischen, auf Grund der jüngsten Ereignisse zu fassenden Entschlüsse für die gesamte weitere Entwicklung der Dinge von ungeheurer Tragweite sein.

Anlage zur Denkschrift.

## Stimmung in Heimat und Heer und die daraus sich ergebenden Folgerungen.

### Zustände im Innern.

Das Bild im Innern ist wenig erfreulich. Es herrscht Kleinmut, Futterneid, Gewinnsucht und Vergnügungssucht. Daneben ist ein innerpolitischer Wirrwarr eingetreten. Der Burgfrieden ist vergessen, Parteien und Presse bekämpfen sich untereinander, die Arbeiterschaft droht mit Streiks und Herr Ledebour kann offen im Reichstag das Proletariat zur Revolution aufrufen. Die Erwerbsverhältnisse sind ins Sinnlose verwandelt. Der Mittelstand ist zum großen Teil verarmt und seiner Existenzmöglichkeit beraubt, zum anderen Teil in großer Bedrängnis, namentlich die Familien von Offizieren und Beamten, kleinen und mittleren Handwerkern, ehrlichen Kaufleuten usw. leiden geradezu bittere Not. Demgegenüber haben die Arbeiter die Situation ausgenutzt und sich Löhne verschafft, die durchweg sehr hoch, teilweise ungeheuerlich sind.

Respekt vor Obrigkeit und Gesetz ist nahezu geschwunden, zum Teil eine Folge der Unsumme sich widerrufender unausführbarer Vorschriften. Nament-

lich die Landwirtschaft, der man gewiß das Lob nicht versagen kann, daß sie mit ihren stark verminderten Kräften das Unmöglichste geleistet hat, ist auch infolge der Einschränkung der Produktionsmöglichkeiten bis aufs äußerste gereizt.

Zur Beantwortung der Frage, wohin wir treiben, wenn es so weiter geht, bedarf es eines Rückblicks auf die Vergangenheit.

Die flammende Begeisterung und die Einmütigkeit vom Juli 1914 konnte in einem nunmehr vierjährigen Krieg mit so ungeheuren Opfern an Blut und Werten aller Art natürlich nicht bleiben, aber unser deutsches Volk ist so vortrefflich, daß es wohl möglich gewesen wäre, denselben entschlossenen Ernst und Willen zum Siege, wie er im Heere herrscht — das ja doch auch nur ein Teil des Volkes ist —, auch in der Heimat aufrecht zu halten. Das Volk war zweifellos bereit und willig, seiner Regierung zu folgen. Was geschah?

Statt das Volk für seine große Aufgabe zu erziehen, ihm großzügige Richtlinien zu geben, wurde von Aemtern und Behörden eine Flut von Bestimmungen und Verfügungen aller Art erlassen, die den Einzelnen einengten und die Mehrheit des Volkes in kleinlichen Alltagssorgen verkümmern ließen. Unsere militärischen Erfolge wurden politisch nicht genügend ausgenutzt.

Aus Furcht vor der Sozialdemokratie, die in Wirklichkeit bei Beginn des Krieges völlig machtlos war, spielte man zunächst den Gewerkschaften die Macht in die Hände und auf diesem Wege erweckten sie dann die Sozialdemokratie zu neuem Leben. Eine wirkliche Macht ist sie freilich immer noch nicht, wohl aber gebärdet sie sich so und man tritt ihr nicht genügend entgegen. Durch Drohungen mit Streiks oder Umsturz, wozu bald die Ernährungslage, bald politische Momente (Wahlrecht) den Vorwand geben, erzwang die Sozialdemokratie vor allem immer höhere Löhne und festigte, auch mit Hilfe des Hilfsdienstgesetzes, ihre Organisation. Gewiß war die Ernährungslage nicht immer leicht, aber die Arbeiter waren besser gestellt wie der Mittelstand, und wenn der letztere seine viel größeren Entbehrungen würdig trug, so hätte man das von den Arbeitern auch verlangen können. Bezeichnend für die Auffassung ist ein seinerzeit gefallenes Schlagwort:

„Gegen den deutschen Arbeiter können wir den Krieg nicht gewinnen [1])!" Es ist aber ohne weiteres klar, daß der Krieg ganz wesentlich für den deutschen Arbeiter geführt wird, denn ohne Deutschlands Weltmachtstellung läge Industrie und Handel brach und damit wäre auch die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit der Arbeiter beschränkt. Außerdem braucht man ja nur die Lage des deutschen Arbeiters mit der eines Arbeiters in irgendeinem anderen Lande zu vergleichen. Um wieviel besser der deutsche Arbeiter in jeder Hinsicht gestellt ist, springt dann in die Augen.

Es muß klar ausgesprochen werden, das Regierungssystem Bethmann Hollwegs hat nicht nur versagt, es hat unersetzliche Werte im Volk vernichtet. Den Nachfolgern konnte es bei dem schwierigen Erbe noch nicht gelingen, dieser Uebelstände Herr zu werden. Jetzt stehen wir möglicherweise vor neuen Streiks und die politische Wühlarbeit der Linken droht das ganze Staatsgebäude zu erschüttern. Wohl ist der über-

1) Ausspruch Groeners in einer Industriesitzung in Düsseldorf. (Der Verf.)

wiegende Teil des deutschen Volkes und insonderheit Preußens noch absolut verläßlich, aber die Siegeszuversicht hat nachgelassen, und das alles in einem Augenblick, wo der Entscheidungskampf im Gange ist und wo nicht nur vom Heere, sondern auch von der Heimat das Letzte gefordert werden muß. Der Versuch, dieses Letzte herauszuholen durch Sammlung aller Kräfte für Ersatz und Arbeit, kann nicht aufgegeben werden. Die Regierung darf sich der Einbringung und Durchführung eines großzügigen Wehrpflicht- und Hilfsdienstgesetzes nicht verschließen. Etwaige Bedenken, daß dann „ein Kuhhandel wie noch nie über politische Rechte entstehen würde", „daß es die schwersten inneren Erschütterungen geben würde", „daß im Volk der Gedanke auftauchen könnte, es sei doch alles verloren", dürfen nicht hindernd im Wege stehen.

Infolge der früheren gefärbten und unzureichenden Aufklärung unseres Volkes ist es nicht leicht, jetzt die Wahrheit zu sagen, ohne eine gewisse Entmutigung zu gewärtigen. Die sachlich vielleicht gar nicht einmal so verfehlte Kühlmannrede war unter diesen Umständen schlimmer wie eine verlorene Schlacht. Noch übler freilich wirken die Hetzreden der Linksradikalen, die ungestraft zur Revolution hetzen und dem deutschen Staat offen den Kampf ansagen.

Wie gesagt, es sieht in dieser Hinsicht trübe aus. Und nur mit einer siegesgewissen und vertrauenden Heimat im Rücken kann der Krieg durchgehalten und gewonnen werden; die Heimat ist letzten Endes doch die Wurzel, aus der das Heer seine Kraft schöpft.

## Zustand des Heeres.

Betrachten wir jetzt das Heer. Zweifellos steckt in ihm eine ungeheure Menge von Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Kraft. Unsere Gegner habens erfahren müssen, aber es beginnen hier und dort sich bedenkliche Erscheinungen zu zeigen. Das geht aus der Zunahme der Ueberläufer, aus der sich immer stärker zeigenden Drückebergerei, aus den vielen Vergehen gegen die militärische Ordnung und aus den Briefen aus dem Felde einwandfrei hervor. Dies ist zunächst um so merkwürdiger, als siegreiche Heere — und wir sind siegreich — im allgemeinen in guter Stimmung sich zu befinden pflegen. Die angegebenen Zersetzungserscheinungen sind daher um so ernster zu bewerten. Woran liegen sie?

1. In allererster Linie ist es die Stimmung der Heimat, die sich auf das Heer überträgt. Die erwähnten Vorgänge und Reden, besonders von den linksstehenden Parlamentariern, haben auch im Heer eine nicht zu verkennende Depression ausgelöst. Man sagt sich, alles Siegen ist ja doch umsonst und, leider ist diese Auffassung nicht ohne Berechtigung, solange die Zustände in der Heimat sich nicht bessern.

2. Der zweite Grund ist die Sorge um die Daheimgebliebenen. So gut es dem in der Heimat arbeitenden Rüstungsarbeiter geht, so schlecht geht es den daheimgebliebenen Familien unserer Soldaten im gesamten Mittelstand, soweit Frauen und Kinder nicht selbst erwerbstätig sind. Die zunehmende Teuerung und die rücksichtslose Lebensmittelverteilung erwecken weitgehende Erbitterung.

3. Der dritte Grund ist die mangelnde Fürsorge für die Kriegsbeschädigten. Noch immer fehlt eine wirkliche restlose, befriedigende Lösung. Manches Gute ist geschehen, aber etwas Ausreichendes bisher nicht geschaffen.

4. Ein wahrhafter Haß herrscht gegen die Juden, und nicht zu Unrecht. Ein Gang in Berlin durch die Wirtschaftsämter oder die Tauentzienstraße lehrt, daß sehr viele kriegsverwendungsfähige Juden in der Heimat sind, während vorne an der Front kaum einer ihrer Kaste zu sehen ist. Die Mißstimmung über eine so geringe Heranziehung der Juden ist daher wohl berechtigt. Auch leistet man damit einer immer stärkeren deutschen Verjudung und Erraffung von weiteren Massen deutschen Kapitals durch jüdische Hände Vorschub [1]).

5. Von größter Bedeutung ist aber endlich die Löhnungsfrage. Es ist seinerzeit zugestanden, daß Reklamierte in den Fabriken denselben Lohn erhalten wie freie Arbeiter. Dies erforderte die Gerechtigkeit und der Grundsatz, für gleiche Arbeit gleiche Löhne zu zahlen. Wie steht es denn aber mit dem Soldaten im Felde gegenüber den Arbeitern in der Heimat? Der Soldat an der Front leistet in jeder Beziehung so unendlich viel mehr wie der Heimarbeiter, der ja im Grunde nur wie im Frieden lebt und arbeitet und jetzt nebenbei phantastische Löhne einheimst. Bei kärglicher Löhnung opfert hingegen der Feldsoldat Gesundheit, Blut und Leben. Das wirkt mit vollem Recht erbitternd.

---

## Beseitigung der Mißstände.

Wollen wir die Zustände in Heer und Heimat bessern, so dürfen wir uns nicht vor der Beseitigung ihrer Ursachen scheuen. Die Forderungen der Zeit gebieten:

1. daß unserem Volk der Ernst der Lage klargemacht wird, natürlich ohne dem Pessimismus Vorschub zu leisten,
2. daß alle Kräfte, auch die der Frauen, für Ersatz und Kriegsarbeit restlos erfaßt werden,
3. daß die Lohnfrage für die Arbeiter bzw. die Löhnungsfrage für das Heer geregelt wird,
4. daß Streiks verboten und Zuwiderhandelnde wegen Landesverrat bestraft werden,
5. daß alle sozialen Reformen für Kriegsbeschädigte und Kriegsteilnehmer usw. beschleunigt durchgeführt werden,
6. daß alle Handlungen, Reden usw., die geeignet sind, den inneren Frieden zu stören und damit dem Feinde Vorschub zu leisten, grundsätzlich untersagt werden,
7. daß Ueberläufer durch ein Ausnahmegesetz recht- und ehrlos werden und Besitz und Vermögen verlieren.

   Zu dem vorletzten Punkte wäre noch zu bemerken:

   a) Zu Reden, die geeignet sind, uns erheblich zu schaden, gehören namentlich solche der linksstehenden Parlamentarier, desgleichen entsprechende

---

1) Es muß hier besonders betont werden, daß der Kronprinz nicht Antisemit im landläufigen Sinn ist. Er hat hier nur die schreienden Auswüchse im Auge, die ja verständige Juden auch selbst anerkannt und bekämpft haben.

Artikel in ihrer Presse. Die Parlamentarier sind leider immun, wenn sie im Reichstag reden. Diesen Leuten darf kein Zweifel gelassen werden, daß, wenn sie nicht Order parieren, der Reichstag aufgelöst wird.

b) Die Wahlrechtsfrage spielt in Preußen tatsächlich eine verhältnismäßig geringe Rolle. Gleichwohl wird eifrige Propaganda getrieben und eine gewisse Verhetzung ist zweifellos erreicht. Es ist ein Unglück, daß diese Frage während des Krieges angeschnitten ist; nachdem es aber einmal geschehen, muß man mit ihr fertig werden, um zur Ruhe zu kommen. Dabei wird ein Weg unbedingt zu vermeiden sein, nämlich Auflösung des Abgeordnetenhauses, um das gleiche Wahlrecht mit Hilfe von Neuwahlen durchzudrücken. Ein Wahlkampf hinter der Front hieße eine derartige Unruhe und Uneinigkeit in das Volk hineintragen, daß der Schaden unübersehbar wäre. Mit Recht hat daher auch Scheidemann in seiner kürzlich zur Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages gehaltenen Rede gesagt, daß ein Wahlkampf nicht möglich sei, solange so viele Wähler an der Front stehen. Was für das Reich gilt, gilt in dieser Hinsicht auch für Preußen. Zudem bliebe es ja immerhin fraglich, ob auch bei einem neuen Abgeordnetenhaus das gleiche Wahlrecht durchginge. Sollte das aber der Fall sein, so läuft Preußen und Deutschland Gefahr, seinen monarchistischen Charakter zu verlieren.

Es bleibt also einmal übrig, den politischen Wahlkampf zu verschieben bis nach dem Kriege. Das würde, wenn die linksstehenden Parteiführer, wie oben angeführt, belehrt würden, zweifellos ein gangbarer Weg sein. Immerhin bringt er keine Lösung und die Lage nach dem Kriege ist unsicher. Besser wäre jetzt zum Schluß zu kommen, und zwar auf dem Boden eines Kompromisses. Widerstände werden sich, namentlich wenn die vorstehend unter 1, 4, 5 und 6 angegebenen Maßnahmen gleichzeitig ergriffen werden, sicherlich nicht ergeben.

Was ist zu tun?

Es erübrigt nun die Beantwortung der letzten Frage:

„Wer soll diese Maßregel ergreifen?" Es gibt keine andere Wahl, als dem Reichskanzler bzw. dem preußischen Staatsministerium nahezulegen, ob sie gewillt sind, diesen Weg zu gehen und diejenigen Männer, die sich zu schwach dazu fühlen oder vermeinen, die Verantwortung nicht tragen zu können, vor die Kabinettsfrage zu stellen.

Erspart bleibt uns der Kampf nicht. Jetzt ist er noch verhältnismäßig leicht durchzuführen. Weichen wir aber wiederum aus, so ist der Ausgang des Krieges in Frage gestellt, und damit Gedeihen und Verderben des deutschen Vaterlandes. In einem geschlagenen Deutschland aber würden innere Zustände einreißen, wie sie in Rußland zur Zeit herrschen. Also es gilt zu handeln. „Wie" dürfte kaum fraglich erscheinen.

Einen Erfolg hatte die Denkschrift nicht. Die Antwort war nicht „Ja" und nicht „Nein". Wertvoll ist sie als Beleg für die Persönlichkeit

des so verläſterten Mannes. Auch am 13. und 14. August bei der Beſprechung in Spa ſtand der Kronprinz ſeinen Mann. Freilich, den einzig richtigen Entſchluß, den Kaiſer zur Aufnahme ganzer Männer in die Regierung zu zwingen, hat er nicht durchgeſetzt. Und doch hätte er es mit oder über Hindenburg hinweg zu tun verſuchen müſſen.

Da ich auf annähernd gleichem Boden wie der Kronprinz ſtand, dieſer ſich bei ſeinen Warnungen auf mich berufen hatte, war ich nicht gerade geliebt. Bezeichnend war, daß eines Nachts gegen 11 Uhr der Chef des Zivilkabinetts erſchien, um mir Vorhaltungen zu machen, weil ich ſo ſchwarz ſähe. Er ſagte unter anderem, es ſei unzuläſſig, daß ich die Beſeitigung des Kanzlers und Kriegsminiſters fordere. Darüber „entſcheide allein Seine Majeſtät". Was ſollte man da erwidern?

Meine Bitte an den Kronprinzen, mir Zutritt zu Seiner Majeſtät zu einem Vortrag unter vier Augen zu verſchaffen, ſcheiterte. In größerem Kreiſe war ein ſolcher Vortrag nutzlos, ich hätte auch gar nicht alles ſagen können, da die Vorwürfe ja zum großen Teil gegen die Umgebung Seiner Majeſtät gingen. Auch Ludendorff verſchaffte mir eine ſolche Unterredung nicht. Er fürchtete wohl mit Recht, daß ich zu ſtark ins Zeug ginge und damit nur meine Entfernung aus dem G.H.Qu. erreiche, ſachlich aber nichts beſſern würde. Es mag ſein, daß ich damals bisweilen aus der Form der ſchablonenmäßigen Subordination fiel. Hatte doch auch der Kriegsminiſter von mir geſagt, ich wäre ein „rabiater Kerl". Nun, noch heute iſt mir dies Wort vor meinem Gewiſſen eine Rechtfertigung, daß ich wenigſtens alles getan habe, um das nahende Unheil abzuwenden.

## Abwägung der beiderſeitigen Chancen Ende September für Fortſetzung des Krieges bis 1919.

So war es, ohne daß von den drei Forderungen des 13./14. Auguſt auch nur das mindeſte ſeitens der Regierung erfüllt war, Ende September geworden. Sechs koſtbare Wochen waren politiſch tatlos verſtrichen. Die Lage an der Front hatte ſich zuſehends verſchlechtert. Was war zu tun? Um ein Urteil zu gewinnen, muß man zunächſt einmal die Möglichkeit und Gefahr einer Fortſetzung des Krieges über den Winter hinaus betrachten, ſo wie ſich bis Ende September, d. h. bis zum Zuſammenbruch Bulgariens, die Dinge auf beiden Seiten entwickelt hatten.

### a) Wirtſchaftlich.

Wirtſchaftlich hatten wir Mangel an gewiſſen Rohſtoffen (Nickel, Kupfer, Gummi, Leder, Baumwolle), aber nicht in ausſchlaggebender Weiſe. Wir hatten aber wenigſtens ausreichend Kohle — die Hauptſache von allem.

Bei unſern Gegnern war es umgekehrt: ihnen fehlte nur die Kohle, dieſe aber auch gründlich. Die Engländer ſtanden vor der Notwendigkeit, ihre Kohlenarbeiter zum Teil aus der Front wieder heraus und in die Bergwerke zu nehmen. Hier aber machte ſich der Mangel an Grubenholz übel bemerkbar. Der Kohlenmangel mit ſeinen Folgen (Dunkelheit, Frieren, Behinderung des Kochens, Waſchens uſw.) drückte aber außerordentlich auf die nur noch in Erwartung nahen Sieges aushaltende Bevölkerung.

### b) Ernährungslage.

Die Ernährungslage war bei uns kritiſch, aber ein Friedensſchluß konnte ſie nicht beſſern (der Schandfriede hat ſie ſogar für Jahre verſchlechtert), es ſei denn, daß wir große Getreidezufuhren fordern konnten. Das hätten wir nur als Sieger gekonnt. Alſo forderte gerade die Ernährungslage „durchhalten".

Bei unſern Gegnern war ſie beſſer, aber keineswegs gut. Für England, Italien und Frankreich war der Erfolg des U-Bootkrieges bis zum Frühjahr entſcheidend. Jedenfalls litten die Völker alle unter Teurung und Mangel.

### c) U-Boot und Schiffbau.

Unſere Gegner hatten große Anſtrengungen gemacht, neue Schiffe zu bauen. Der Gedanke der Holz- und Zementſchiffe hatte ſich nicht bewährt. Die notdürftig zuſammengeklopften Eiſenſchiffe waren nach Güte und Tonnengehalt weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Es wurde immer weit mehr verſenkt und unbrauchbar, als gebaut wurde. Die verzweifelte völkerrechtswidrige Maßnahme der Beſchlagnahme der neutralen Tonnage hatte vorübergehend geholfen. Wenn es ſo weiterging, war die Möglichkeit, amerikaniſche Truppentransporte, Lebensmittel und Kriegsgerät gleichzeitig und in ausreichenden Mengen zu fahren, nicht mehr vorhanden. Tatſächlich ſtanden wir aber vor einem neuen Wendepunkt des U-Bootkrieges und diesmal zu unſern Gunſten.

Im Laufe des Winters 1917 bis Sommer 1918 hatten sich die Abwehrmaßnahmen der Gegner erheblich gebessert. (Apparate zur Feststellung der U-Boote, Wasserminen, Convoyiren durch leichte Seestreitkräfte usw.) Unsere Boote hatten höhere Verluste, die Wirkung nahm daher ab. Jetzt, im Herbst 1918, traten die neuen U-Kreuzer (3000 Tonnen) in Aktion. Ihr Aktionsradius befähigte sie, ihre Tätigkeit bis an die amerikanischen Häfen zu legen, das verzettelte die Abwehr und gab uns auch die Truppentransporte zum Abschuß frei, die sich bisher durch weite Umwege in südlicher Richtung unsern U-Booten entzogen hatten. Die Ausstattung der U-Kreuzer mit neuen 15-cm-Kanonen gestattete ihnen auch einen Geschützkampf mit leichten Seestreitkräften (kleinen Kreuzern, Hilfskreuzern, Torpedobooten usw.) zu führen und Handelsschiffe auch auf große Entfernung schwer zu schädigen. Die neuen, gewaltigen Torpedos der U-Krenzer erreichten ihr Ziel aus großer Entfernung, die Aufgabe, Abschuß und Laufbahn unsichtbar zu machen, schien gelöst. Der U-Kreuzer war so der geworfenen Wassermine fast völlig entzogen. Kurzum, der U-Kreuzer änderte das Bild vollkommen[1]).

Ein Vorwurf ist berechtigt: daß wir nicht eher mit dem U-Kreuzer herausgekommen sind. Auch mich trifft der Vorwurf, ich bin erst durch Admiral Scheer und seinen vortrefflichen Chef, Kapitän von Levetzow, voll aufgeklärt worden. Dann setzte ich mich für die Beschleunigung des Baues ein — zu spät!

### d) Tanks und Tankabwehr.

Zweifellos haben die feindlichen Tanks viel zu den Erfolgen der Gegner beigetragen. Erstens gestatteten sie überraschende Angriffe und zweitens war ihre moralische Wirkung gegen Truppen, die vom Heimatsgeist angefressen waren, groß. Wo sie aber an festgefügte, frische Truppen kamen, haben sie freilich versagt. Eine Division schlug z. B. an einem Tage sieben Angriffe, davon mehrere schwere Tankangriffe, ab. Bei besonders guten Truppen war es fast Sport geworden, Tanks durch Hinaufklettern von hinten und Hineinwerfen von Handgranaten zu erledigen. Aber die Truppen waren verschieden an Wert und oft auch

1) Es war erklärlich, daß nachher, bei dem Waffenstillstandsangebot, Herr Wilson als erstes die Einstellung des U-Bootkrieges forderte. Und die verblendete neue Regierung, die sich — lucus a non lucendo — als Kabinett der nationalen Verteidigung etabliert und etikettiert hatte, gab nach.

ſtark überanſtrengt. Zudem kamen die Tanks oft in künſtlichem und natürlichem Nebel und dann war ihre Abwehr ſchwieriger.

Eigentlich ſpezifiſche Tankabwehrwaffen waren anfangs nicht vorhanden. Aber die S.m.K.-Munition [1]) des Infanteriegewehres und Maſchinengewehres durchſchlug bis zu 15 mm Stahl, allerdings auf nahen Entfernungen und bei günſtigen Auftreffwinkeln. Und im übrigen kam die Artillerie in Betracht. Bei ſchweren Geſchützen reichten ſchon die Sprengſtücke aus, aber dieſe Geſchütze vermochten den beweglichen Tanks ſchwer zu folgen. So trat das Feldgeſchütz dafür in den Vordergrund, das mit direktem Schuß Volltreffer zu erzielen ſuchte. Anfänglich hatten dieſe Geſchütze aber keine Spezialmunition dafür, auch war die Truppe nicht beſonders für dies Schießverfahren ausgebildet.

Wir waren alſo keineswegs wehrlos, immerhin galt es, die Tankabwehr zu beſſern. Das Feldgeſchütz (Infanteriebegleitgeſchütz) und der leichte Minenwerfer in Flachbahnlafette erhielten beſondere Tankgeſchoſſe (Sprenggeſchoſſe mit Panzerkopf und Lichtſpureinrichtung), die ſehr beliebt waren. So ſetzte z. B. ein Geſchütz an einem Tage zwölf Tanks außer Gefecht.

Weiter kam auch ein 13-mm-Tankgewehr, aber es war zu unhandlich und hatte zu ſtarken Rückſtoß. Es war unbeliebt trotz guter Wirkung.

Aus den Rohren der alten 3,7-cm-Revolverkanone wurden leichte fahrbare 3,7-cm-Geſchütze hergeſtellt, die ebenfalls ein Geſchoß mit Panzerkopf und Lichtſpur erhielten.

Alles dies reichte indes nicht aus, da außerdem anzunehmen war, daß der Gegner ſtärker gepanzerte Tanks bringen würde. So wurde nunmehr die Konſtruktion eines 3,7-cm-Tankabwehrgeſchützes und eines fahrbaren 13-mm-Maſchinengewehres eingeleitet. Ende 1918 konnten die Maſſenlieferungen beginnen. Das Maſchinengewehr war meiner Meinung nach ganz vortrefflich. Es geſtattete auch gute Beobachtung (Lichtſpurgeſchoſſe) und gab auch gegen ſonſtige Ziele hinter Deckung (Artillerieſchutzſchilde, ſtarke Mauern, Erdbruſtwehren) vorzügliche Wirkung. Der moraliſche Eindruck war überwältigend. Schließlich verſprach das in Fertigung befindliche leichte Infanteriebegleitgeſchütz (ſ. u.) eine vorzügliche Tankabwehrwaffe zu werden.

---

1) Geſchoſſe mit einem Stahlkern.

Neben der Tankabwehr wurde der Tankbau betrieben. Dieſe Frage war zweifellos vernachläſſigt worden. Selbſtverſtändlich hätte die Induſtrie noch einige 100 Tanks im Winter 1917/18 ſchaffen können wenn wir uns zum Nachbauen der feindlichen entſchloſſen hätten. Es mußte aber etwas „Neues" werden, und ſo entſtanden Typen, die unbrauchbar waren, zu ſpät und nur vereinzelt kamen. Sie haben nichts Nennenswertes geleiſtet.

Frühjahr 1918 ſtellte Krupp das Modell eines von ihm und Daimler entworfenen leichten Tanks vor. Flach gebaut, gut geſchützt und ziemlich ſchnell war es ein ſchwer faßbares Ziel. Als Ausrüſtung war ein Maſchinengewehr oder 3,7-cm-Kanone vorgeſehen. Er konnte außerdem ein leichtes Infanteriegeſchütz mit ſich nehmen.

Es gelang mir endlich, auch die Maßnahmen für Fertigung der Tanks übertragen zu erhalten. Es wurde mit den zuſtändigen Stellen, die nach einigen Einwänden gut mitzogen, an die Arbeit gegangen. Anfang 1919 waren die erſten Tanks zu erwarten, bis April bereits eine ſtattliche Anzahl.

Die Verwendung unſerer Tanks dachte ich mir anders als bei der Entente. Sie ſollten einzeln zu den Infanteriekampfgruppen treten, um namentlich Maſchinengewehrneſter uſw. zu bekämpfen bzw. niederzuhalten. Sie hätten uns ſo viel Blut geſpart. Der Tankmaſſenangriff ohne Artillerievorbereitung, wie ihn Franzoſen und Engländer führten, war für uns kaum anwendbar, da wir die dazu nötigen Tauſende von Tanks nie hätten haben können. Uebrigens verſprach ein ſolcher Angriff auch nur gegen die immer dünner gewordenen Linien des deutſchen Heeres Erfolg.

Ich erwähnte ſoeben ein „leichtes Infanteriebegleitgeſchütz". Auch dieſe Frage war leider liegen geblieben. So kam es, daß wir 1918 bei unſern Offenſiven kein leichtes Geſchütz hatten, das der Infanterie wirklich folgen konnte. Die Feldkanone 16 — ſonſt ein gutes Geſchütz — war viel zu ſchwer; aber auch die Kanone 96 n./A. konnte nicht immer folgen, da die Pferde zu ſehr abgetrieben waren. So mußte der leichte Minenwerfer, beſpannt gemacht, aushelfen, um feindliche Maſchinengewehrneſter, Häuſer uſw. auszuräuchern. Die Pioniere haben dieſe ihre neue Aufgabe gut gelöſt, aber das leichte Infanteriebegleitgeſchütz hat gefehlt, und dieſes Manko hat uns viel Blut gekoſtet. Später blieben bei den feindlichen Tankangriffen die Feldgeſchütze, die vorn zur Tankabwehr

ſtanden, meiſtens in Feindeshand. Auch hier fehlte das leichte Begleitgeſchütz.

Seine Fertigung wurde nunmehr 1918 vorgeſehen, ich erhielt die Sache übertragen, aber in ausreichender Zahl konnte das Geſchütz erſt 1919 in Erſcheinung treten. Vor allem ſollten die leichten Tanks je eins erhalten. Wir brauchten dann keine Extrabeſpannung.

### e) Sonſtige Maßnahmen.

Es waren ferner Verbeſſerungen im Gaskrieg im Gange, die Erfolg verſprachen. Indes würde dies alles zu weit führen, auch iſt es unnütz, für die Zukunft vielleicht Wichtiges preiszugeben.

Jedenfalls war alles techniſch und induſtriell auf die Fortſetzung des Krieges mit guter Ausſicht eingeſtellt.

### f) Erſatzfrage und Beſchaffenheit des Feldheeres.

Entſcheidend war die Menſchenfrage nach Zahl und Güte für beide Teile. Bei der Entente hatte Frankreich nochmal einen Jahrgang (1920) zur Verfügung; auch Marokko war noch abgabefähig. England konnte ſelbſt nichts mehr aufbringen, wohl aber ſeine Dominien. Schwerer als dies alles wog Amerika, das, ſofern die Transportmöglichkeit fortbeſtand, Menſchen in großem Maßſtab liefern konnte und wollte. Aber Menſchen ſind noch keine Soldaten. Der Amerikaner war zweifellos tapfer, kräftig und paſſioniert, aber untere wie obere Führung, Taktik und Kriegserfahrung waren bei allen Waffen ſehr unzureichend. Bis zum Herbſt 1918 hatten die Amerikaner eigentlich nur zur Ablöſung engliſcher und franzöſiſcher Truppen gedient. Das war immerhin eine große Hilfe, angeſichts unſerer zahlenmäßigen Schwäche. Anderſeits hätte es auch uns entlaſten müſſen, denn wir hätten den Amerikanern gegenüber auch weniger kampfkräftige (Landwehr- und Landſturm-) Diviſionen einſetzen können, — wenn wir ſie gehabt hätten.

Der Kampfwert der Engländer und Franzoſen war auch verſchieden. Beide waren tapfer, die engliſche Infanterie hervorragend im Angriff, aber bis zuletzt ungewandt in der Ausnutzung erreichter Erfolge. Die engliſche Artillerie war nicht ſonderlich glänzend. Die franzöſiſche Infanterie war brillant ausgebildet und ſehr gewandt im Gelände, ihre Angriffsluſt war nach den gewaltigen Verluſten aber gering, bis auf die

marokkaniſchen Diviſionen. Ueber alles Lob erhaben war die franzöſiſche Artillerie.

Wie ſtand es nun auf der deutſchen Seite.

Vorweg muß bemerkt werden, daß der Deutſche, ſolange und wo die moraliſche Verſeuchung der Heimat nicht gewirkt hatte, als Soldat allen andern Nationen überlegen war und blieb.

Das galt beſonders für die Infanterie, die im Angriff jederzeit Bewundernswertes geleiſtet hat. Aber auch in der Verteidigung hat ſie ſich größtenteils bis zum Schluß glänzend gehalten. Daß einzelne Truppen im Sommer und Herbſt 1918 verſagt haben, trifft zu und iſt hinſichtlich der Urſachen genügend beſprochen.

Die deutſche Artillerie beſaß namentlich in ihrer ſchweren Artillerie ein Uebergewicht [1]), das unſere Gegner äußerſt unangenehm empfunden haben. Sie hätten uns ſonſt im Friedensvertrag nicht die ſchwere Artillerie ganz abgenommen.

Unſere Flieger waren an ſich, d. h. nach perſönlichem Geſchick, Schneid und meiſt auch an Güte der Fahrzeuge den andern überlegen. Dafür ſpricht das im Jahre 1918 erreichte Verhältnis von 1 : 5 der abgeſchoſſenen Flugzeuge. Aber freilich, an Zahl waren wir unterlegen, immerhin nicht ſo, wie die Truppe es oft behauptete. Es gilt auch hier das ſoeben bei der Artillerie betonte pſychologiſche Moment, das Gefühl der Machtloſigkeit gegen den Flieger. Inſtinktiv verlangt man Hilfe von den eigenen Fliegern, die aber inzwiſchen die feindlichen Truppen vorhatten. Die feindlichen Flieger wirklich fernzuhalten, war für die Flieger der Gegenſeite, ſelbſt bei großer Ueberlegenheit, eben auch nicht möglich.

Die Namen unſerer Fliegerhelden Bölcke, Richthofen, Immelmann werden hoffentlich ſtets im Gedächtnis des deutſchen Volkes fortleben.

Große Verdienſte hat ſich, ſowohl um die Entwicklung der Flugzeuge und ihren Bau, wie um die Heranbildung und Verwendung

---

1) Bezeichnend iſt es, daß beide Gegner oft auf ihre eigene Artillerie ſchalten und die des Gegners für beſſer hielten. Der Gegner ſchoß auch ſtets „3—4mal mehr". Pſychologiſch erklärt ſich das leicht, indem die Wirkung der eigenen Artillerie natürlich mehr oder minder verborgen blieb, die der feindlichen aber höchſt unangenehm in Erſcheinnng trat. Beide Artillerien bedachten zudem reichlich die feindliche Infanterie, ohne daß die gegneriſche Artillerie dies hindern konnte. Tatſächlich haben wir (d. h. von 1918 an) an Kampftagen ebenſoviel und mehr Munition verbraucht wie unſere Gegner, an Hauptkampftagen oft über 1 000 000 Schuß.

der Fliegertruppen, der Oberſt Thomſen erworben. Ein unermüdlich tätiger Offizier von außerordentlichem techniſchen Verſtändnis und ſtraffer Energie hat hier bewieſen, was *ein Mann* vermag. Ich hatte in Rohſtoff- und Arbeiterfragen manchen Strauß mit ihm zu beſtehen, denn er ging ſtets ſofort zum Angriff über und war deswegen allerorts gefürchtet. Aber was er tat und ſagte, war ſachlich klar und berechtigt, und ich hätte nur gewünſcht, daß überall ſolche Männer geweſen wären. Ich habe ihm ſtets aufrichtige Bewunderung gezollt, namentlich auch vom menſchlichen Standpunkt aus. Er trat grundſätzlich und überall für ſeine Untergebenen ein, kurz, er war ein unerſchrockener, tapferer, kluger Mann mit warmem Herzen für das Heer und insbeſonder für ſeine ſchöne Truppe.

Auch in der höheren *Führung* waren wir, trotz der erwähnten Mängel, den andern überlegen. Nur die Franzoſen waren annähernd gleichwertig. Die Hochachtung unſerer Gegner vor unſerem Generalſtab und ſeine Beſeitigung im „Verſtändigungsfrieden" beweiſt am beſten, was er geleiſtet hat, und daß die zahlreichen Vorwürfe, die gegen ihn aus dem Deutſchen Reiche erhoben werden, teils gar nicht, teils ſehr bedingt begründet ſind. Nur Charaktere hat er *nicht* erzogen, das hat die Revolution gezeigt.

Letzten Endes war es aber, neben der *militäriſchen Ueberlegenheit des einzelnen Mannes, die Tüchtigkeit des unteren Führers*, die uns ſo lange hat ſtandhalten laſſen gegen eine mehrfache Uebermacht. Erſt als im Sommer 1918 Drückebergerei, Fahnenflucht und Erſatzmangel als „Erfolg" der verräteriſchen Treibereien in der Heimat überhandnahmen, wurde das Zahlenverhältnis ſchließlich ſo ungünſtig, daß die verbliebenen Truppen es nicht mehr leiſten konnten. Noch im Juni hätten 200 000 Mann Erſatz die Lage für uns abſolut ſicher geſtaltet (vgl. Seite 209), der Tag von Villers-Cotterets wäre nie gekommen, und damit hätte auch das — dann unwahrſcheinliche — Mißlingen der dritten Offenſive nicht erheblich geſchadet.

Der Erſatzmangel zwang dazu, Diviſionen aufzulöſen, um die verbleibenden kampfkräftig zu halten. Dabei werden Drückeberger und Fahnenflüchtige Ende Auguſt bereits über eine Million betragen haben, Ende September ſicher 1½. Und man beachte dagegen, daß der Kriegsminiſter am 17. Oktober 1918 (ſ. Seite 246) ſelbſt zugab, noch ca. 600 000 Mann Erſatz ſofort verfügbar zu haben.

Was stand demgegenüber wirklich am Feinde. Es werden an Infanterie im Juli etwas über 1¼ Millionen, Ende September knapp ¾ Million gewesen sein. Und dann behaupte man noch, wir hätten militärisch aus Menschenmangel den Krieg nicht fortsetzen können. Man darf auch nicht sagen, daß die Drückeberger alle Feiglinge waren, sie hatten es über, sich als „Dumme" aufzuopfern, während die „Schlauen" als Reklamierte, Unabkömmliche usw. es sich zu Hause bequem machten und Geld verdienten. Mit gerechter Strenge, mit Wahrheit und Klarheit in das Volk gehen — das war nötig und es hätte uns nicht nur zahlenmäßig den nötigen Ersatz gegeben, es hätte auch den moralischen Aufschwung gebracht, der zum Endsieg nötig war. Auch in diesem Sinne hat Regierung und Heimat den Krieg geradezu absichtlich und verbrecherisch verspielt.

Der Hauptfluch aber muß auf die fallen, die um parteipolitischer Doktrinen und Machtfragen willen Raubbau am moralischen Rückhalt des Volkes getrieben, seine einheitliche Entschlossenheit gebrochen und aus dem Kriege eine erbärmliche innere Klassenkampffrage gemacht haben. Das waren die demokratischen Verführer, von Gothein bis Liebknecht, nicht zu vergessen Herrn Erzberger und seine Gefolgschaft im Zentrum.

## Bulgariens Abfall, Ursachen und Wirkung.

Ehe wir uns der vielumstrittenen Frage des Waffenstillstandsangebots widmen können, die in ihrem Gesamtbilde nur verständlich wird, wenn man die vorstehend geschilderten inneren Zusammenhänge im einzelnen kennt, müssen wir noch Bulgarien und Oesterreich betrachten.

Bulgarien glaubte sich nach der Niederwerfung Rumäniens am Ziel seiner Wünsche. Der Bukarester Frieden enttäuschte es tief — und mit Recht. Weshalb man den Bulgaren ihre Wünsche, obwohl sie ja reichlich weitgehend waren, auch deutscherseits versagte, ist mir unverständlich geblieben. Der Erfolg war, daß das deutschfreundliche Kabinett Radoslawow zurücktrat. Der neue Kurs war absolut ententefreundlich. Genährt von amerikanischem Geld (denn der amerikanische Botschafter saß nach wie vor ungehindert in Sofia; auch das gehört zu den Geschicklichkeiten unseres Auswärtigen Amts), wurde eine rein antideutsche und Friedenspropaganda in Heer und Volk betrieben. Der Bearbeiter der bulgarischen Angelegenheiten in der Operations-

abteilung, Oberſt von Merz, erkannte die Gefahr, warnte und warnte. Sein Vorſchlag, mehr deutſche Truppen hinzuſenden, wurde abgelehnt, weil das unmöglich war. Wichtiger wäre eine ſtarke und richtige Politik mit Bulgarien geweſen.

Tatſächlich wurden wir von dem Zuſammenbruch der mazedoniſchen Front faſt völlig überraſcht. Der Verſuch, die militäriſche Lage durch Entſendung von Truppen aus Rumänien zu retten, mißlang. Bulgarien ſtand nicht mehr auf unſerer Seite.

Die Folgen waren immerhin bitter. Daß die Türkei gleichzeitig verlorengehen mußte, war noch am leichteſten zu verſchmerzen; ſie hatte uns zuletzt ſehr wenig geholfen, durch immer neue Unterſtützung heiſchende militäriſche Schwäche auch ſtark behindert.

Aber nun war für die Entente die Donau frei, Rumänien und Ungarn unmittelbar bedroht.

Es rächte ſich jetzt, daß man nach dem Breſter Frieden Rumänien nicht gänzlich niedergeworfen und entwaffnet hatte. Das hatte die O.H.L. gewollt; Kaiſer Karl war dagegen und drang bei unſerm Kaiſer durch. Wir hätten andernfalls die Truppen aus Rumänien — nach Errichtung einer deutſchorientierten Regierung — reſtlos zurückziehen können, die mehr wie genügt hätten, um in Bulgarien die Lage zu halten. In Rumänien wäre das möglich geweſen, was in Rußland leider nicht anging.

Jedenfalls hatte Bulgariens Abfall die Lage verſchärft, — ein Grund mehr, zum Frieden zu kommen, denn nun wurde es zweifelhaft, wie lange Oeſterreich-Ungarn noch zu uns hielt.

## Oeſterreich-Ungarns Haltung.

Die Verhältniſſe in Oeſterreich-Ungarn machten uns ſeit langem Sorge. Der Krieg hatte nicht vermocht, die alte Kluft, die zwiſchen den Nationalitäten beſtand, zu ſchließen. Waren es bei uns die Parteien, ſo waren es drüben „die geliebten Völker", die nicht nur Breſche in die zuerſt vorhandene Einheitsfront legten, ſondern bald Kapital aus der Not des Vaterlands zu ſchlagen verſuchten. Dazu begann früh ſchon, d. h. mit den Sixtusbriefen, in Wien ein Wetterleuchten, das uns zeigte, daß mit Franz Joſeph im Dezember 1916 die Hauptſtütze der Treue Oeſterreichs zu uns geſtorben war, und daß wir hinfort auf das loyale

Ausharren Oesterreichs unsererseits nur mehr sehr bedingt rechnen konnten. Wie lange diese Treue überhaupt noch standgehalten hätte, wenn nicht der Zusammenbruch Rußlands mit seiner militärischen Entlastung dazwischengetreten wäre, läßt sich gar nicht berechnen.

Es war ein Glück, daß Polen in deutscher Hand war, der Friede mit Rußland und Rumänien noch der Liquidation harrte.

Dazu kam, daß Kaiser Karl Tisza verschickte, dessen starke Hand allein vielleicht noch hätte Ordnung schaffen können. Doch er galt als Friedenshindernis und wurde in der Hofburg daher ohne Tränen verabschiedet. Bald genug zeigten sich die Folgen. Die Zerfallerscheinungen, die bisher wenigstens das Licht des Tages gemieden hatten, zeigten sich offener und offener, während Tiszas Nachfolger weder Beruf noch Fähigkeit zeigten, die innere Zersetzung aufzuhalten. Wozu auch? Die Hofburg selber dachte ja nicht daran, ein Beispiel der Kraft nnd Loyalität zu geben. Niemand legte Hand an, die mit Energie getriebene, offen defaitistische Propaganda Karolyis zu unterbinden, und man hat nachträglich den Eindrnck, daß Kaiser Karl sich die Möglichkeit wahren wollte, den Deutschenfeind und Franzosenfreund späterhin als Brücke für einen Separatfrieden mit der Entente zu benützen.

Soviel jedenfalls war klar: kam es 1918 zu irgendwelchen Rückschlägen an der Westfront, war Oesterreich kaum zu halten. Wie richtig diese Ueberzeugung war, zeigte sich bald genug. Die ersten militärischen Mißerfolge wurden benützt, um die österreichische Politik von der Berliner zu trennen.

Während die deutsche Front im Westen, wenn auch unter schwerer Anstrengung, ordnungsgemäß sich verkürzte und die O.H.L. vergebens auf Nachricht über Vermittlungsschritte Hintzes wartete, kam völlig überraschend der österreichische Minister des Aeußern, Baron Burian, am 14. September mit einem allgemeinen Friedensangebot heraus. Erstens wurde damit Hintze, wenigstens nach seiner Behauptung, die Möglichkeit genommen, den geplanten Vermittlungswunsch an die Königin von Holland gelangen zu lassen; das heißt: die deutsche Diplomatie war außer Gefecht gesetzt. Zweitens sah die Entente, wie groß bereits die Kluft zwischen den beiden Hauptverbündeten war; drittens brach damit die Widerstandskraft der österreichischen Italienfront völlig zusammen; viertens wurde dadnrch die zähe Energie auch der deutschen Truppen auf eine überaus empfindliche Belastungsprobe gestellt; fünftens

gab der Schritt den Bulgaren das Signal zum offenen Abfall, was wiederum den militärischen Zusammenbruch Oesterreichs zur unmittelbaren Folge hatte; sechstens waren damit auch die Tage weiteren Widerstandes für die Türkei gezählt und endlich, siebentens, stand Deutschland dadurch ohne Rücken- und Flankenschutz völlig isoliert da. Verhängnisvolleres konnte gar nicht passieren.

Für uns, in der O.H.L., war das Vorgehen Burians um so unbegreiflicher, als wenige Tage vorher Herr von Hintze in Wien gewesen war und mit Burian, wie wir glaubten, zu einer Verständigung des modus procedendi gekommen war.

Da Herr von Hintze sich durch den Schritt Burians gelähmt bekannte und die militärische Katastrophe von der Piave bis Konstantinopel sich vorzubereiten begann, der die politische notwendig bald folgen mußte, wurde die Frage, dem allzu ungleich gewordenen Ringen an der Westfront, wenn irgend möglich, bald ein vernünftiges Ziel zu setzen, für die O.H.L. drängend. Um so mehr, als sich zu diesem Mißgeschick nun auch deutlich anschwellende Alarmrufe aus der Heimat gesellten, die haltlose Schwäche, wie wir immer vorhergesagt hatten, glücklich bis an den Rand gewollten Zusammenbruchs geführt hatte.

---

# IV. Teil.

# Vom Waffenstillstandsangebot bis zum Zusammenbruch.

---

## Die Besprechung am 29. September 1918 in Spa.

Am 14. August hatte der Feldmarschall ausdrücklich betont, er hoffe auf *französischem* Boden stehenzubleiben. Die Möglichkeit lag, wie wir gesehen haben, zweifellos vor, *im Gegenteil, die Chancen für den Fortgang des Krieges waren noch immer gut.*

Es gehörte nur eine feste Regierung nach Berlin, die Ordnung und Entschlossenheit schuf. Die Besprechung zeigte die Notwendigkeit einer solchen Regierung, und man hätte erwarten können, daß sie nunmehr eiligst gebildet würde. Es ist eine geradezu ungeheuerliche Tatsache, daß weder die Regierung irgend etwas in der festgelegten Richtung tat, noch der Kaiser eine neue energische Regierung bildete. Hertling und seine unentschlossenen Leute wurstelten weiter, von Tatkraft nicht eine Spur.

Die Lage hatte sich nun aber vom 13. August bis 29. September allgemein, besonders auch militärisch an der Westfront, verschlechtert; der nach Zahl und Moral unzureichende Ersatz, die Zermürbung der Geister durch die Lehren unserer Friedensapostel, die Uebermüdung und andauernden Kämpfe hatten das Heer so geschwächt, daß es bald hier, bald da nachgab. Freilich und zu unserm Glück: auch die feindliche Angriffskraft ließ nach!

Gelang es, in den November hineinzukommen, wo etwas Ruhe zu erwarten war, so konnte sich das Heer erholen, sammeln und dann war es möglich, im Frühjahr wieder fest dazustehn, — wenn es dann noch nötig war. Auch die Entente ging dem Ende zu.

Aber gleichwohl stand die Sache jetzt anders, wie am 13./14. August.

Die Besprechung an diesem 13./14. August hatte zwar die Anbahnung von Friedensverhandlungen in erster Linie behandelt und einen dahingehenden Auftrag gezeitigt. Aber es lag doch der Gedanke zugrunde, daß durch die zu ergreifenden straffen Maßnahmen eine Stärkung der inneren und damit auch der Heeresfront insoweit zu erzielen sei, daß wir im Fall der Ablehnung der Verhandlungen weiterkämpfen konnten bis zur Erlangung eines guten Friedens.

Jetzt, am 29. September, war bei uns in der O.H.L. die Hoffnung auf eine Stärkung der Heimat und auf energische Maßnahmen der Regierung auf ein Minimum geschwunden. Sieben volle Wochen waren im Land; Oesterreich war uns mit seiner Note „An Alle" in den Rücken gefallen, Bulgarien verräterisch abgesprungen, die Türkei zählte nicht mehr mit: und von unserer eigenen Regierung war auch nicht der allerbescheidenste Schritt nach außen erfolgt. Nach innen war erst recht nichts geschehen. Weder war das Volk auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht, noch an seinem Ehrenpunkt und Kraftbewußtsein erfaßt, noch der Versuch unternommen, den edlen Parteikram, wenigstens für die Dauer dieses entscheidungsernsten Stadiums, zu über-

winden, noch die Ersatzfrage aus dem Alltagstempo des Schema F gebracht. Nichts, gar nichts war getan.

Nur draußen an der Front sollten die so schmachvoll im Stich gelassenen Truppen Tag für Tag ihr Leben einsetzen, ihr Blut vergießen.

Ob man unter diesen Umständen bis in den Winter hinein hielt, wurde fraglich. So blieb der O.H.K. dann nichts weiter übrig, als nunmehr erneut und dringend die Anbahnung von Friedensschritten zu verlangen. Eine offene Frage blieb es dabei, ob im Fall einer, angesichts der verschlechterten Lage, zu erwartenden Ablehnung oder sonstigen Demütigung es noch möglich war, das Volk von jenem unheilvollen Irrwahn des Verständigungsfriedens zu heilen.

Hertling und Hintze erschienen in Spa; Hintze, der Mann fürs Auswärtige, brachte die Nachricht mit, im Innern sei die Parlamentarisierung nicht mehr aufzuhalten! Er redete von einer „Revolution von oben". Nur eine auf breitester Grundlage stehende neue Regierung, die das Vertrauen der Massen habe, könne es wagen, mit einem Friedensangebot zu kommen. Diese grundsätzlich versagende Regierung war also gerade stark genug für den mannhaften Entschluß gewesen, den Versuch zu machen, sich ihrerseits um die Verantwortlichkeit des Kommenden zu drücken. Wir wunderten uns, abgearbeitet, zerrieben und enttäuscht, wie wir waren, nicht; wir wunderten uns überhaupt über nichts mehr, was aus Berlin, das heißt: unserm Rücken kam und, wie der Ersatz, nicht kam.

Hintzes Vorschlag, richtig übersetzt, hieß einfach: Erfüllung des Gebots unserer Feinde: Demokratisierung, oder, noch richtiger, die wahre Sachlage deckender: Ueberantwortung der Staatsgewalt an planmäßig auf Umsturz hinarbeitende und international versippte und verführte Sozialdemokratie. Es war die Weisheit und Charakterleistung vom 9. November vorweggenommen.

Es war ein taktischer Fehler, daß Hindenburg und Ludendorff diese Vorschläge Hintzes, diese „Revolution von oben", als völlig unvereinbar mit ihrer Auffassung vom Königtum, nicht zum Vorwand nahmen, zurückzutreten. Der Rücktritt geschah dann aus prinzipiellen Gründen, auf Grund geschichtlichen Geschehens, durch politische Ursachen und auf Grund der Ueberzeugung, daß ein Parlamentsheer (mit parlamentarischem Hofkriegsrat, der von Cohn-Dessau ja schon angekündigt war) den Kraftproben auf keinen Fall gewachsen sein würde, die ihm in nächster

Zeit zugemutet werden mußten — kurz: ein ſolcher Rücktritt bot ſich von ſelber und ausreichend motiviert dar. Hindenburg und Ludendorff taten den Schritt, der ihnen ein Meer von Schimpf und ein Heer von Geſchichtsfälſchungsverſuchen erſparen konnte, nicht; ſie blieben; aus Pflichtgefühl. Ihr Denken war anders „orientiert", wie das der Maßgebenden der Heimat.

Rückblickend muß ich jedoch offen ſagen: es iſt einfach nicht zu verſtehen, daß wir alle auf dieſen Sirenengeſang reinfielen; der Kaiſer ſo gut wie der Kronprinz, Hindenburg und Ludendorff ſo gut wie die Umgebung des Kaiſers und der Reichskanzler. Hier liegt die Schuld! Vorher hätte man geben ſollen und können, was recht und billig war, aber aus ſtarker Hand. Sich in dieſem Augenblick einer parlamentariſch-demokratiſchen Reichstagsmehrheit, deren Abſichten und politiſche Verranntheit man kannte, hinzugeben, war abſoluter Wahnſinn Quos deus perdere vult, occaecat.

Zum Ueberfluß wurde als Kanzler, an Stelle des ſofort zurücktretenden Hertling, nun noch der Prinz Max von Baden auserſehen, ein weicher, energieloſer und wie ſo viele Fürſten von halbverſtandener ſozialer Gefühlsduſelei angekränkelter Mann. Daß er ſich von den Genoſſen hat einwickeln laſſen und ſchließlich ſelbſt der Betrogene war, kann ihn nicht entſchuldigen. Seine Schuld am Zuſammenbruch kann kein Ozean abwaſchen.

Es war der Tag, an dem ich das Rennen verloren gab und gleichzeitig Ludendorff ſagte, „nunmehr ginge es in der Heimat nicht mehr um den Krieg, ſondern um ſeinen und des Kaiſers Kopf". Ob er es geglaubt hat, weiß ich nicht. Uebrigens war ich nicht mehr gehört worden. Ich kam am 29. September mittags erſt von Berlin zurück.

Ich war unſchlüſſig, was ich tun ſollte. Ich konnte gehen, mich krank melden (es ging mir körperlich wie ſeeliſch ſchlecht genug). Aber es konnte ja nur noch um Wochen gehen, dann mußte Ludendorff erledigt ſein und ſein Weggang war auch für mich der Zeitpunkt. Anders handelu hieß Fahnenflucht dem Mann gegenüber, dem ich Treue durch dick und dünn gehalten habe, auch wo ich anderer Anſicht war oder zurückgeſetzt wurde. Für ihn und den Kronprinzen hatte ich gearbeitet, nnd mit ihnen für die Front, vor der ich ſtets und heute noch mit Bewunderung, ja Ehrfurcht das Haupt beuge. Was haben die Kämpfer

dort draußen geleiſtet und gelitten, und wie hat man es ihnen gedankt! Das Mitfühlen für und mit der Front, das zeichnete die beiden Männer aus nnd in d e m Gefühl fand ich mich immer wieder zu ihnen!

Die Ereigniſſe überſtürzten ſich. Am 29. abends ſaß ich mit Frhr. v. d. Busſche nach dem Eſſen zuſammen. Busſche äußerte ſeine Bedenken, daß Hintze oder ein anderer Staatsſekretär in Berlin den Vertretern des Parlaments die Lage ſchildern ſolle. Er meinte, ich ſolle mitfahren. Mir ſtieg Ekel und Verzweiflung hoch. Ich lehnte ab — leider, denn ich kannte die Berliner Stimmung beſſer, wie er. Dort mußte endlich einmal Fraktur geredet, ihnen ein Spiegel ihrer Jämmerlichkeit vorgehalten werden.

So fuhr Busſche mit. Er ſprach erſt am 2. Oktober 1918 vor den Parteiführern des Reichstags und den Staatsſekretären, unter Vorſitz des Vizekanzlers von Payer. Zwei Tage waren unnütz vergangen, trotzdem nun doch die Lage zu Entſchlüſſen drängte. Natürlich war es auch nicht gelungen, eine Regierung zu bilden, da die Berliner Demokratenzeremonien (Einholung des Einverſtändniſſes des Großherzogs von Baden) dies „ſo ſchnell" nicht geſtattet hatten.

Der Vortrag des Majors v. d. Busſche [1]) war ſachlich zutreffend. Er ſchätzte vielleicht die Tankgefahr etwas zu hoch ein. Die Erſatzfragen bewertete er richtig, aber er nnterließ es leider, zu ſagen, wen die Schnld träfe. So war der Eindruck tatſächlich anders, wie erwartet, und entſprach in keiner Weiſe dem Verhalten ernſter und ihrer Verantwortung bewußter Männer.

Es brach eine Panikſtimmung aus, die eigentlich ſchlecht zu dem ſo gut geſpielten Vertrauen auf den nns erwartenden, hochethiſchen „Verſtändigungsfrieden" paßte, und weit ſchlimmer noch als das alles war, daß eine Stunde nach Busſches Vortrag (zu deſſen Geheimhaltung ſich die Hörer vorher feierlich verpflichtet hatten) ganz Berlin voll von den ungeheuerlichſten Gerüchten war. Wie man annehmen konnte, daß Sozialdemokraten, Polen, Elſäſſer und Dänen das Geheimnis wahren würden, iſt allerdings nnklar, der „Defaitismns" war doch ihr blühender Weizen. Schon damals wurde die Hoffnung, das Volk noch einmal aufrufen zu können, wenn der Feind unerfüllbare Bedingungen ſtelle, von den Klarſehenden begraben.

1) Wortlaut vgl. meine Broſchüre „Der Irrwahn des Verſtändigungsfriedens". Verlag Auguſt Scherl 1919, bzw. Urkunden Seite 535 ff.

In der Nacht vom 5./6. Oktober 1918 — eine volle, ausschließlich mit Berliner Palaver angefüllte Woche nach dem Entschluß — ging die Note[1]) an Wilson heraus: sie verspricht nicht dem Wortlaut, aber dem Geiste nach, der dahinter stand, den Beginn der Kapitulation.

Zwei Dinge sind hier noch erwähnenswert. Es ist von vielen Seiten behauptet worden, die O.H.L. habe am 29. September Waffenstillstand innerhalb 24 Stunden verlangt. Das ist natürlich Unsinn. Die Lage am 24. September und den folgenden Tagen war gespannt, aber nicht übermäßig, sie hätte ein solches Verlangen nicht gerechtfertigt. Ferner aber wußte jedes Kind, daß innerhalb 24 Stunden diplomatisch nichts zu erreichen war, und gewiß schon nicht mit unserm Auswärtigen Amt. Dann hätte die O.H.L. selbst mit Foch den Waffenstillstand verhandeln müssen.

Richtig ist, daß die O.H.L. gedrängt hat, zum Entschluß zu kommen. Trotzdem wurde es der 5. Oktober 1918, ehe das Angebot an Wilson ging. Das Drängen war also mehr wie berechtigt und hat überdies uns leider nicht einmal geholfen.

Zweitens ist behauptet, die O.H.L. hätte sich mit den 14 Punkten Wilsons einverstanden erklärt. Das stimmt nicht, sie waren sogar dort als undiskutabel angesehen worden. Ich weiß noch, daß ich als der erste, nach Besprechnng mit führenden Männern der Industrie, empfahl, die 14 Punkte doch nicht einfach abzuweisen, sondern sie als Grundlage für Verhandlungen anzuerkennen. Denn irgendwie mußte doch bei einem Herantreten an Wilson auf die 14 Punkte eingegangen werden, und wenn auch uns allen damals die polnische, die Danziger, ja auch die Elsaß-Lothringer Frage in der Wilsonschen Form unannehmbar schien, so war es die „Freiheit der Meere" und die „Freiheit der kleinen Nationen" für die Engländer ebenso. Sie konnten gar nicht darauf eingehen.

Daß man die Dummheit machen könnte, unserseits die 14 Punkte anzuerkennen, dem Gegner aber die Beseitigung der ihm nicht zusagenden Punkte zuzugestehen, konnte man nicht annehmen. Das ist lediglich „ein Verdienst" der politischen Leitung, die, glaube ich, die 14 Punkte in ihrem wahren Sinne niemals erfaßt hat.

Freilich, daß Wilson sich von Engländern und Franzosen die ihnen nicht passenden Punkte ausstreichen und die gegen uns gerichteten ver-

1) Wortlaut s. Urkunden 535 Zeile 2 v. o.

ſchärfen ließ, das war Schwäche; aber eine Schwäche, die erſt nach dem 9. November fühlbar wurde und ohne dieſen Tag nicht denkbar war. Wir ſtehen aber wiederum vor unſerer eigenen ſchweren Schuld, denn wir haben Wilſon die Rolle des arbiter mundi zerſtört, indem wir im November-Dezember unſer Heer zertrümmerten. Ich komme darauf zurück (vgl. Seite 280).

## Mentalität des Kriegskabinetts im Oktober 1918.

Ehe wir den Notenwechſel mit Wilſon betrachten, muß man die Mentalität des „Kriegskabinetts" des Prinzen Max näher betrachten, da ſonſt die Handlungsweiſe einfach irrſinnig erſcheinen würde.

Das „Kriegskabinett" führt ſeinen Namen mit abſolutem Unrecht, denn es war (unter dem Druck der Sozialdemokraten, dem auch Zentrum und Freiſinn nachgaben) ein Kabinett für „Frieden um jeden Preis".

Dieſer Friede war angeblich der zielbewußte Wille des Proletariats. In Wirklichkeit ſtand es ſo, daß dem Proletariat, d. h. den ſozialdemokratiſchen Arbeitern durch ſeine Führer oder vielmehr Verführer ſeit über Jahresfriſt aufgebunden war, „unſere Feinde würden ſich mit uns gern und billig verſtändigen. Nur müſſe hierbei die Monarchie und der Militarismus fallen. Unter der Herrſchaft des Proletariats würde dann die internationale Verbrüderung und Menſchheitsbeglückung kommen". Selbſt bei gutem Willen war es kaum noch möglich, dieſe Maſſenhypnoſe zu beſeitigen.

Aber konnten Ebert und Scheidemann, die den Prinzen Max in der Taſche hatten, denn überhaupt dieſen guten Willen haben? Das war doch ausgeſchloſſen, denn das hieß ja, ihre 30jährigen Träume von der Herrſchaft der Sozialdemokratie aufgeben; aufgeben, nachdem ſie die Erfüllung endlich in greifbarer Nähe ſahen. Nein, es iſt kein Zweifel, ſie wollten Frieden um jeden Preis, ſie mußten ihn wollen, wenn ſie nicht ſelbſt ſich opfern wollten.

Man kann eben, mit Bismarck zu reden, „die Wucht von 40 Millionen, einmal in Bewegung, nicht anhalten, wo man will". Raſt erſt die See, ſo iſt ein Opfer nicht mehr zu umgehen, und findet ſich kein anderes, ſo trifft's, die Beiſpiele ſind häufig, die agents provocateurs ſelber. Sie, die Herren ſozialdemokratiſchen Führer nämlich, hatten überdies um ſo

weniger eine Wahl, als hinter ihnen bereits die Haase, Barth, Ledebour, Cohn, Zietz mit Stöcken und Prügeln drohten, falls die Ebertiner und Philister etwa noch taktischen Verrat versuchen sollten.

Neben dieser Zwangslage ist die Frage völlig müßig, ob sie wirklich nicht geahnt haben, was für ein Friede uns drohte. Hieran ändert nichts, daß Reichskanzler und Reichstagspräsident in den ersten Oktobertagen starke, kraftvolle Reden [1]) gehalten hatten. Sie waren an der Reichstagsmehrheit wirkungslos verpufft.

Es mag in der Hoffnung auf einen gerechten Frieden manchem Demokraten und Sozialdemokraten erhebliche Selbsttäuschung zugestanden werden. Uebrigens war ja ein solcher Frieden auch trotz Allem damals noch möglich; aber nur durch wirkliche Kampfbereitschaft und Festigkeit. Denn der „Friede", wie er nachher wirklich wurde, ist nur durch die alles zerstörende, selbstzerfleischende Revolutionsweiterführung, die Heereszertrümmerung und eine Häufung diplomatischer Ungeschicklichkeiten möglich geworden. Hier aber, wie auf dem Gebiet des „Defaitismus", der Verständigungsphraseologie, des „Militarismus", der Machterweiterung des Reichstags, verstrickt sich die Schuld der keineswegs einwandfrei deutsch geführten Bourgeoisdemokratie unlösbar mit der der roten Arbeiterdemokratie. Leider hat bis heute nur der damalige Staatssekretär und spätere Parlamentsminister Haußmann den seelischen Mut und Anstandsdrang besessen, in der Nationalversammlung klar zu bekennen, daß er sich getäuscht habe und fühle, und, wenn er geahnt hätte, was aus der Oktobersaat würde, anders gehandelt hätte.

## Ereignisse nach dem Waffenstillstandsangebot.

Nur wenn man die Mentalität und die politische Unfähigkeit des Kriegskabinetts richtig einschätzt, kann man die Verhandlungen mit Wilson und die nachfolgenden Ereignisse, vom Waffenstillstand bis zur Revolution, überhaupt verstehen.

Die Panikstimmung in Berlin nach dem Vortrag des Majors v. d. Bussche war selbstverständlich noch vor der ersten Note an Wilson in der Welt bekannt geworden. Und trotzdem traute man bei der Entente der Sache nicht. Es war klar, daß die Angriffsbewegung Fochs nicht

1) Vgl. Urkunden Seite 575. Der Widerspruch zwischen Rede und Tat ist überaus lehrreich.

unbeschränkt mehr weiter ging und daß ein immer noch stattlicher Teil des deutschen Heeres zum Widerstand entschlossen und fähig war. Sollte Wilson auf unsere Note mit beiden Händen zupacken? Das wäre wenig staatsklug gewesen, hätte die Schwäche der Entente eingestanden und widersprach der jedem Amerikaner im Blut liegenden Lehre vom „Bluff".

Und so kam denn tatsächlich eine Bluffnote[1]) als Antwort, die lediglich als Fühler zu betrachten war, wie die Dinge tatsächlich lagen. Wenn darauf damals eine kraftvolle Willensäußerung des deutschen Volkes, des Reichstags und der Regierung erfolgt wäre, ein klares: „Nein, so haben wir nicht gewettet und eine solche Nasführerei hätten wir von dem Vertreter eines großen Volkes nicht erwartet", so wäre zunächst auf jeden Fall ein moralischer Gewinn, eine seelische Rückensteifung für Deutschland erreicht gewesen. Dieser moralische Gewinn wäre aber in der Lage, in der wir waren, gleichzeitig auch ein positiv-politischer mit starker Rückwirkung auf die Front gewesen. Damit ward Raum für eine würdige Weiterführung der Verhandlungen. Das „Kabinett der nationalen Verteidigung", der — um das blöde Wort zu gebrauchen, das die Recken damals im Munde führten — „levée en masse", beliebte anders.

Eine seiner ersten Taten war, daß es die eben aufgelegte Kriegsanleihe als überflüssig ablehnen ließ; eine Handlung, die eine völlige Desavouierung der Reden des Reichskanzlers und Reichstagspräsidenten war. Als man nach Tagen die katastrophale Wirkung im In- und Ausland sah, wurde der Anleihebetrieb „eindruckshalber" wieder aufgenommen. Die Entente aber wußte nun, wie es mit wirklicher Entschlossenheit stand.

Unsere Antwort an Wilson selbst war kümmerlich. Es ist nicht möglich, daß Wilson nach ihr nicht klar sah, von Clémenceau und Lloyd George gar nicht erst zu reden. Drüben organisierte sich der politische Aufmarsch; bei uns der politische Abbau.

Die zweite Note Wilsons vom 14. Oktober 1918[2]) war denn auch entsprechend schärfer. Sie spricht (etwas unklar) von ungesetzlicher und unmenschlicher Taktik der Kriegführung, denen zuvor ein Ende zu machen sei, und sie verlangte, in noch pythischeren Worten, Bürgschaften für die Durchführung des Friedens durch eine entsprechende Umbildung unserer Verfassung. Schließlich trennte sie richtig die Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen und verwies die letzteren ebenso richtig an die militärischen Instanzen.

1) Vgl. Urkunden S. 546. 2) Vgl. Urkunden Seite 553.

Bezeichnend für den Unverstand der Regierung und die völlige Verwirrung des Volkes war, daß diese zweite Antwort tatsächlich Schrecken und Bestürzung hervorrief. Hatte man etwas anderes erwartet? Immerhin, die Regierung erkannte, daß jetzt die Entscheidung nicht zu umgehen war, daß es um „Kapitulation" oder „Fortführung des Krieges" unter Zusammenfassung der gesamten Volkskraft ging.

## Die Kapitulation der Regierung nach der 2. Wilsonnote.

Noch am 16. Oktober[1]), d. h. also sofort nach Eingang[2]) der zweiten Wilsonnote, legte sich das Kriegskabinett, ohne die O.H.L. zuzuziehen, in seiner Stellungnahme fest. Herr Scheidemann hat dort klipp und klar ausgesprochen, daß „keine Neigung mehr im Volke sei, einen Finger krumm zu machen, um den ‚Kaiser' zu halten". Das war eine Unverschämtheit und Unwahrheit, außerdem ein Treubruch. (NB. meinte er die Monarchie, denn schon damals lehnten die Mehrheitsparteien eine Nachfolge des Kronprinzen ab. Den Herren ging es eben nunmehr unverhohlen ums Ganze.) Ferner hatte Herr Scheidemann erklärt, „der U-Bootkrieg müsse sofort aufhören, die paar Schiffe, die man noch versenke, kämen nicht in Betracht". Es fehlte ihm also offenbar jeder Maßstab für die tatsächliche Lage beim Feinde.

Das tollste aber war, daß „es für die am 14. Oktober (noch vor Bekanntwerden der zweiten Wilsonnote) von der O.H.L. angeregte Propaganda zur Aufrüttelung des Volkes noch nicht an der Zeit sei. Es ist kaum zu fassen! Das Volk, mit Ausnahme der Verführer und Verführten, wartete auf eine starke Handlung der Regierung und diese unterließ alles aus fadenscheinigen Gründen.

Dagegen wurde die Heranführung von Truppen aus dem Osten nach dem Westen diskutiert, — welche unglaubliche Unkenntnis und Unfähigkeit. War das Kriegskabinett wirklich so unwissend, daß es einen Umschwung der Lage durch die Osttruppen für möglich hielt? Und wie töricht mußte dann die O.H.L. sein, die diesen Gedanken nicht eher erwogen hatte?

Die Kapitulation war also am 16. Oktober in der Regierung beschlossen, die für den 17. vorgesehene Sitzung des Kriegskabinetts mit der O.H.L. konnte daran nichts ändern.

1) Vgl. Urkunden Seite 554.

2) Angesichts der sonstigen „Eile" der Regierung ist dies besonders beachtenswert.

## Die Sitzung des Kriegskabinetts mit Ludendorff am 17. Oktober 1918[1]).

In dieſer Sitzung verſuchte nun die Regierung die Verantwortung der O.H.L. zuzuſchieben, verlangte insbeſondere poſitive Angaben, „wie lange das Heer noch halten könne". Wie ſollte ein Menſch das angeſichts des abſoluten Defaitismus und Friedenswillens der Heimat beantworten?

Trotzdem erklärte Ludendorff ſehr weitgehend, daß „er einen Durchbruch für die nächſten Monate nicht fürchte!" Das hieß klar: Wir können weiter kämpfen, wenn die Heimat uns half. Und daß dieſe helfen konnte, ergab die gleichzeitig erfolgende Feſtſtellung des Kriegsminiſters, daß er auf einmal 600 000 Mann, dann für die nächſte Zeit laufend 100 000 Mann monatlich geben könne. Der Erſatz reichte demnach noch bis September 1919. Der Kriegsminiſter ſagte weiter, mit Foch zu verhandeln wäre noch nicht Zeit, das wäre ein Eingeſtändnis der Niederlage.

Man bedenke nun: im Juni wollten wir 200 000 Mann einmalig mehr, damit hätten wir es geſchafft, hätten Villers-Cotterets und wahrſcheinlich auch den 8. Auguſt nicht erlebt. Wir haben ſie damals, wo ſie Entſcheidung bringen konnten, nicht bekommen. Und jetzt, am 17. Oktober, war die Erſatzlage an ſich günſtig, aber die Front hatte nichts erhalten!

Die Stimmung in der Heimat und in den Erſatztruppen wurde auch erörtert, aber bezeichnenderweiſe erſt auf Anregung Ludendorffs. Er verlangte Auffriſchung der Heimat. Sein Appell verhallte ungehört. Es war Herrn Scheidemann und Genoſſen ſehr angenehm, daß die Stimmung ſo ſchlecht zu Hauſe war. Die Herrn ſtanden ja vor ihrer eigenen Ernte, deren Ausſaat und Pflege ſie ſich genug hatten koſten laſſen.

Von Intereſſe war dann noch die Feſtſtellung des Admirals Scheer, daß wir die Fertigung der U-Boote (NB. handelte es ſich von da ab ſehr erheblich um U-Kreuzer von 3000 Tonnen, alſo die ſtärkſten Typen) verdoppeln, vielleicht verdreifachen könnten. Scheer betonte auch richtig, daß der Verluſt der belgiſchen und Mittelmeer-U-Boothäfen keinen Einfluß habe.

1) Vgl. Urkunden Seite 556.

Die andern Punkte, wie Truppenzahl im Osten, Ernährungslage mit und ohne Ukraine, waren an sich unerheblich; sie änderten an dem Bilde nichts, daß Widerstand noch mit Aussicht auf Erfolg möglich war, wenn die Heimat wieder Haltung gewann.

Fast unglaublicherweise war dem General Ludendorff über die Sitzung am 16. Oktober nichts bekanntgegeben, sonst hätte er wohl die reinliche Scheidung der Geister herbeigeführt, statt sich auf Auskünfte und Bitten zu legen. Immerhin hatte die Feststellung des Generals Ludendorff, daß weiterer Widerstand möglich war, so starken Eindruck bei den bürgerlich gesinnten Staatssekretären hinterlassen, daß Gröber und Haußmann dem General geradezu persönlich dankten; sogar den Sozialisten wurde unbehaglich, ob sich die Volksstimmung nicht vielleicht von selbst noch gegen Wilson empören würde.

Aber die sozialdemokratische absichtliche Flaumacherei war nur allzubald (am 19. Oktober) wieder obenauf, als Ludendorff weg war. In dieser Stimmung verfaßte das Kriegskabinett die Antwort auf die zweite Wilsonnote. Es geschah ohne die O.H.L., aber man versuchte doch auch, sich die Zustimmung der O.H.L. zum Abbruch des U-Bootkrieges zu sichern. Es war ein ebenso durchsichtiger wie heimtückischer Gedankengang. Lehnte die O.H.L. ab, so konnte sie den Arbeitern als Kriegsverlängerer und Friedensfeind hingestellt werden, stimmte sie zu, so war es klar, daß auch die O.H.L. das Spiel verloren gab und der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten war. Und die Schuld lag dann natürlich bei der O.H.L. Ludendorff wollte seine Zustimmung versagen, auf Anraten des Majors von H. bat ich ihn, er solle erklären, die O.H.L. trage für die Friedensaktion nicht die Verantwortung, lehne daher auch die Stellungnahme ab. General Ludendorff hielt ein derartiges Ausweichen für unaufrichtig. So sehr glaubte er auch damals noch, es mit entschlußfähigen und -willigen Leuten zu tun zu haben.

So stellte seine Antwort klipp und klar fest, daß das Aufgeben des U-Bootkrieges die Kapitulation ohne jede Gegenleistung bedeute. Die Regierung war enttäuscht, der feste Ton der Antwort machte es ihr auch unmöglich, die O.H.L. vor dem Volk zu diskreditieren. In ihrer Rat- und Entschlußlosigkeit drohte sie mit Abdanken und holte

dann von demſelben Kaiſer, den ſie aller Rechte entkleidet hatte, eine Stellungnahme ein. Welcher Wirrwarr in dieſen Hirnen? Der Kaiſer wählte den Weg der Schlaffheit und trat der Regierung bei. Die O.H.L. war ausgeſchaltet!

Es muß hier übrigens bemerkt werden, daß tatſächlich nur die Regierung, d. h. das Kriegskabinett, die Verantwortung trug. Denn Friedensſchritt und Verhandlungen waren an ſich, ſo gut wie die Kriegserklärung, ſtets Sache der Regierung bzw. des Reichskanzlers.

## Innerpolitiſche Vorgänge nach Bildung des Kriegskabinetts.

Um der Regierung eine demokratiſche Färbung zu geben, war Prinz Max daran gegangen, die „Reichstagiſierung" und Demokratiſierung der Verfaſſung ſchleunigſt durchzuführen. Es würde zu weit führen, den ganzen Unſinn im Zuſammenhang aufzuführen, aber daß es in dieſer Stunde Unſinn und Verbrechen war, muß ausgeſprochen werden.

Statt daß ein ſtarker Wille herrſchte, gab man dem Willen der Mehrheitsparteien die Entſcheidung, d. h. der Parteien, die den Kriegs- und Siegeswillen zielbewußt gebrochen hatten. Jetzt rächte es ſich, daß die Bundesſtaaten, Bismarcks oft und eindringlich wiederholter Beſchwörung zuwider, die Berliner Zentraliſierungstendenzen ſeit langem zu üppig hatten wuchern laſſen. Denn Reichstagiſierung (Parlamentariſierung iſt ein fürs alte Reich falſcher Ausdruck), Demokratiſierung, Zentraliſierung der Regierung ſind lediglich Synonyme, mindeſtens aus dem Verhältnis gegenſeitiger Bedingtheit nicht zu löſen, von der Mediatiſierung der einzelſtaatlichen Hoheitsrechte nicht zu trennen.

Im übrigen fing die Reichstagiſierung praktiſch mit einem Perſonalbankerott erſten Ranges an. Unter den Auserwählten, aber nicht Berufenen, war auch nicht eine über das beſcheidenſte Dutzendmaß hinausragende Intelligenz oder ſtarke Perſönlichkeit. Dazu kam, daß keine irgendwie geartete Wollensgemeinſchaft die aus den Fraktionen Zuſammengeſiebten verband, neben dem Thronprinzen Max der Marxiſtenapoſtel Scheidemann marſchierte, neben dem frommen Katholiken Gröber der Freiſinnslogenbruder Payer ging, und daß ſie alle, mit Goethes ſcharfſichtigem Fiedler zu ſprechen, nur der gegen die O.H.L. ohne Unterlaß gequälte Dudelſack einte.

Schlimmer aber als alles wirkte die Unterstellung der Militärgewalt in der Heimat unter die Zivilgewalt. Damit unterstand der preußische Kriegsminister — der ja in gewissem Sinn während des Krieges Reichskriegsminister war — nunmehr auch in rein militärischen Dingen dem Kriegskabinett. Diese Loslösung der militärischen Funktionen von der Person des Kaisers als Obersten Kriegsherrn gaben dem Sozialismus die Bahn frei und nahm namentlich dem schwächlichen Kriegsminister das letzte bißchen Rückgrat gegenüber dem Umsturz, dessen Geburtswehen tatsächlich mit diesem Sturm auf die Reichsverfassung begannen.

Die an sich unentschuldbare Maßregel, die leider die kaiserliche Sanktion erhielt, war aber zudem die Ursache einer völligen Verwirrung aller Begriffe der militärischen Unterstellung.

Schon im Frieden hatte sich der Brauch herausgebildet, daß Anordnungen des Kriegsministeriums von den kommandierenden Generalen als Befehle angesehen wurden. Das war schließlich erklärlich, da der Minister für die Schlagfertigkeit des Heeres verantwortlich war und anderseits das Heer im Parlament vertrat. Jedenfalls warteten die stellvertretenden kommandierenden Generale im Kriege fast grundsätzlich Befehle und Entscheidungen des Kriegsministers ab, denn wer das nicht tat, hatte zu erwarten, daß er bei dem geringsten Konflikt mit den Sozialdemokraten (bei Streiks usw.) auf Vortrag des Ministers durch das Militärkabinett seiner Stellung enthoben wurde. Man hatte so künstlich alle höheren Befehlshaber zu willenlosen Puppen gemacht.

Die militärischen Befehlshaber lebten also, stets und überall im Stich gelassen, in richtiger Angst vor dem Parlament oder besser dem in ihm herrschenden Geist des Todfeindes der Monarchie, der Demokratie. Hatten sie das schon vor 1914 getan, so war es jetzt noch mehr der Fall.

Man hätte annehmen sollen, daß diese riesengroße Gefahr endlich der Umgebung des Kaisers die Augen geöffnet hätte. Keineswegs! Ein Versuch von meiner Seite, einen stellvertretenden kommandierenden General durch seinen Chef — einen hervorragenden Mann — zu veranlassen, persönlich beim Kaiser vorstellig zu werden, scheiterte. Er glaubte dazu der Zustimmung des Ministers zu bedürfen, und dieser — ein geborener Elsässer und Demokrat — hätte natürlich nicht eingewilligt.

Am merkwürdigsten ist und bleibt, daß der Kaiser selbst sich nicht

einen Augenblick daran erinnert hat, daß seine tatsächliche Macht nur in seiner Stellung als König von Preußen lag. Weshalb hat er sich nicht einmal an sein Preußen gewandt? Wußte er nicht, welche Kraft in diesem Lande lag? Es scheint nicht so, und er war daher schon Mitte Oktober aus eigenem Entschluß ein machtloser Mann. Ob er noch da war und den Kaisertitel führte war politisch schon gleichgültig.

Aber militärisch hatte er noch Geltung als „Oberster Kriegsherr", als Befehlshaber des Feldheeres, und da lag die Kraft und Möglichkeit, dem ganzen Hexensabbat von Irrsinn und Verbrechen ein Ende zu bereiten. Aber er wollte nicht hören, übrigens war ja seine ganze Umgebung, einschließlich des Feldmarschalls von Hindenburg, weit ab, dem Kaiser zur Tatkraft zu raten. Und Ludendorff hatte weniger Einfluß auf ihn denn jemals.

## Die 3. Wilsonnote am 23. Oktober 1918[1]).

Die Antwort auf die zweite Wilsonnote war, wie oben erwähnt, mit dem Zugeständnis der Kapitulation hinausgegangen. Prompt kam die Antwort, die nur einen Narren überraschen konnte. Immerhin war sie in Form und Ton reichlich unanständig und des großen amerikanischen Volkes unwürdig. Sie forderte, wenn man von den Floskeln absieht, bedingungslose militärische Kapitulation mit dem ausgesprochenen Endziel, jeden neuen Widerstand unmöglich zu machen und dadurch die Durchführung jedes der Entente genehmen Friedens zu ermöglichen. Es war nicht einmal mehr von den 14 Punkten die Rede.

Man muß diese Noten von verschiedenen Seiten betrachten, von dem Standpunkt des Verfassers und von dem des Empfängers.

## Wilsons Zwangslage.

Man hat Wilson in Deutschland auf das schwerste beschimpft, ihm Lüge, Treubruch, Hinterhältigkeit vorgeworfen. Zum großen Teil mit Unrecht! Sicher ist, daß er keine feste, in sich geschlossene Natur und noch weniger ein über abstraktes Theoretisieren hinausgelangter Politiker war. Statt dessen steckte in ihm ein altjüngferlich doktrinärer Moralapostel und

1) Vgl. Urkunden Seite 576.

vielleicht auch, wie in Robespierres enger Geisteskapsel, die Ueberzeugung, zu einem Schiedsrichter der Welt, dem Herold einer neuen Weltordnung, berufen zu sein.

Wilson hat persönlich den Krieg gewollt! Hat er es, weil er wirklich der Ansicht lebte, daß die Deutschen „Hunnen", Räuber und Mörder waren, die man vernichten müsse? Wenn „ja", so ist es unentschuldbar. Er hätte sich Klarheit schaffen müssen, weil er es konnte, und durfte nicht, wie ein kleiner Spießbürger, darauf hineinfallen. Da er aber den Pressefeldzug der Lüge gegen Deutschland tatsächlich geduldet hat, muß man annehmen, daß er die Greuelmärchen selbst geglaubt hat. Dann handelte er also wenigstens in gutem, wenn auch leichtfertig falschem, Glauben.

Hat er aber gewußt, daß die Deutschen zu Unrecht verleumdet wurden und hat er trotzdem zum Krieg gegen sie doch getrieben, so läge eine ungewöhnliche Unaufrichtigkeit vor. Sie würde gleichwohl politisch berechtigt sein, denn dadurch, daß er Amerika in den Krieg hineintriebe hat er es für den unausbleiblichen Kampf um seine Großmachtstellung [1]) vorbereitet. Das bleibt in gewissem Sinne sein Verdienst, auch wenn dadurch sein Heiligenschein stark verblaßt.

Aber weiter, Wilson hat in Amerika den Krieg volkstümlich gemacht, indem er an die idealen und edlen Seiten des belogenen Volkes appellierte. Es war ein „Kampf des Rechts, der Sitte, der Menschlichkeit und Freiheit gegen Gewalttätigkeit, Militarismus und Absolutismus", für den Amerika seine Söhne hingab. Wie es belogen ist, wie sehr es sich geirrt hat, wie blind es dem derbknochigen Imperialismus der Engländer, wie dem Chauvinismus und dem Dünkel der Franzosen zum Siege verholfen hat, wird ihm hoffentlich einmal klar werden [2]). Hat je ein Volk aus suggerierter Parteinahme dem Unrecht wirksameren Vorschub geleistet! Und daran trägt unzweifelhaft Wilson die Schuld! Ob er sich ihrer bewußt war, ist an sich gleich.

---

1) Ob Wilson dabei selbständig oder im Auftrag des Großkapitals gehandelt hat, ist für uns gleichgültig, wahrscheinlich ist wohl, daß das Kapital ihm den politischen Weg vorgezeichnet hat, indem es geschickt auf seine theoretischen Phantastereien einging.

2) Vorläufig ist wenig Aussicht! Wilson und seine Hinterleute werden ein solche Klarstellung mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Und bei uns hat die bürgerliche und proletarische Demokratie ebenso wenig Interesse, diese Klarstellung, die eine Rechtfertigung des alten Regimes bedeuten würde, herbeizuführen.

Schlimmer war noch, daß er politiſch ſich und Amerika nicht die Führerrolle geſichert hat. Sein abſtrakt-konſtruktives, eminent unpraktiſches Denken zeigt ſich am beſten in ſeinen „14 Punkten". Der Krieg drohte für die Entente übel auszugehen, Amerika wurde das Zünglein an der Wage, es konnte von der Entente verlangen, was es wollte, konnte einen Verſtändigungsfrieden befehlen, — denn Deutſchland war auch auf dem Höhepunkt ſeiner Erfolge dazu bereit.

Statt deſſen kam Wilſon mit 14 Punkten, die geſchichtlich, politiſch, wirtſchaftlich und militäriſch eine Illuſtration zu Goethes Wort lieferten: „Nichts iſt ſchrecklicher als eine tätige Unwiſſenheit." Immerhin: ſie ſtellten wenigſtens eine Verhandlungsbaſis dar, denn im ganzen waren ſie für keine der Parteien annehmbar. Aber nun geſchah das Unglaubliche! Als es zum Notenwechſel kam, trat Wilſon mehr und mehr als Gegner auf, der zuletzt ſeine eigenen 14 Punkte nicht mal mehr erwähnte, ſondern glatte Kapitulation forderte. War er ſo unaufrichtig, oder iſt er von Lloyd George und Clémenceau dazu gezwungen. Ich glaube das letztere; denn die Lage hatte ſich geändert! Deutſchland zeigte plötzlich eine ſolche Schwäche, daß Amerika nicht mehr der arbiter nundi war. England und Frankreich brauchten dieſem zuſammenbrechenden Deutſchland gegenüber Amerika kaum noch, und ſo vergewaltigten ſie Wilſon.

Sie konnten es auch ruhig wagen, denn ein Abſpringen Amerikas war, nachdem es ſolange gegen Deutſchland aufgepeitſcht war, nicht zu befürchten. So blieb Wilſon nur übrig, ſich, unter Wahrung des angemaßten Scheins, zu fügen oder zurückzutreten und damit allerdings ſeinen Irrtum einzugeſtehen. Dieſen moraliſchen Mut hat er nicht beſeſſen. Aber die Schuld an Wilſons Stellungsänderung liegt bei den Deutſchen, d. h. beim Parlament und Kriegskabinett.

## Hilfloſigkeit der deutſchen Regierung und Standpunkt der D.H.L.

Bezeichnenderweiſe hat man während des ganzen Notenwechſels nie die Lage der Gegner und ihren Geiſtes- und Seelenzuſtand in Betracht gezogen. Man nahm die Worte, wie ſie waren, — war entſetzt und gab nach. Was Wunder, daß der Gegner ſeine Forderungen erhöhte.

Auf die zweite Wilsonnote (vom 15. Oktober) hätte die Regierung, nachdem sie einmal sah oder, richtiger, hätte sehen müssen, wohin Wilsons Reise ging, und nachdem sie weiter durch die Sitzung vom 17. Oktober gesehen hatte, daß Widerstand noch weitgehend möglich war, unbedingt jetzt endlich antworten müssen: „Ihr habt gelogen und uns eingeseift, wartet jetzt, was Deutschland noch vermag." Das hätte im Ausland gewirkt und, auch im Inland.

Aber das Kriegskabinett konnte eben, wie schon oben gesagt, solchen Ton gar nicht anschlagen, ohne zurückzutreten und einzugestehen: wir, d. h. wir Sozialisten und Demokraten, haben Euch, das Volk, irregeführt mit unserer Friedensduselei, es gibt keinen Frieden, sondern Kampf bis aufs Messer. Aber solcher Regung waren diese, die schon die Sensen für ihre Ernten dengelten, nicht fähig, sonst hätten sie ja schon vorher anders gehandelt. Feigheit, Parteidoktrin und persönlicher Machthunger haben gesiegt.

Bei der O.H.L. schlug die dritte Wilsonnote durch. Ein scharfer Protest ging an das Heer (24. Oktober 1918, abends), überall wohin er kam, mit Jubel begrüßt. Leider kam er nicht zur vollen Auswirkung. Denn er wurde sofort zurückgezogen, als bekannt wurde, daß die Reichsleitung die Kapitulation annehme.

Des und wehmütig bettelten wir um Waffenstillstand und Frieden! Aber auch jetzt noch ließ uns die Entente noch etwas zappeln, wollte mit Recht das deutsche Volk erst ganz in sich zerrissen und entmannt sehen, bis es willen- und ehrlos am Boden lag. Denn noch immer hielt draußen das Heer, und man war nicht sicher, wie es sich stellen würde, solange Ludendorff an seiner Spitze stand.

## Folgen der Demokratisierung.

Die Demokratisierung hatte die tatsächliche Macht im Reich in die Hände der Reichstagsmehrheit und des Kriegskabinetts, d. h. letzten Endes in die Hände der Sozialdemokraten gelegt. Die paar Demokraten taten teils in Unverstand mit, teils ließen sie sich, wie Max von Baden und Payer, was sie aber nicht entschuldigt, täuschen. Scheidemanns, Eberts und ihrer Genossen Ziel war Beseitigung der Monarchie und Herrschaft der internationalen Sozialdemokratie. Ehe aber diese Forderung erhoben wurde, mußte Ludendorff weg. Von

Hindenburg erwartete man keinen Widerſtand, „mit dem alten Herrn würde man ſchon fertig werden“. Dieſe Aeußerung iſt wörtlich gefallen.

Als unmittelbare Folgen der ſozialdemokratiſchen Machtgier traten nun folgende Ereigniſſe ein.

### a) Ludendorffs Verabſchiedung.

Am 24. Oktober 1918, nachmittags, kamen Hindenburg und Ludendorff von Spa in Berlin an; ich ſelbſt befand mich ſeit dem 22. ſchon dort. Ich meldete mich auf dem Bahnhof und, ſobald ich konnte, ſagte ich dem General, daß es nun endgültig um ſeinen Kopf ginge. Er nickte ernſt. Kurz darauf fuhr er mit Hindenburg zum Kaiſer, von wo er nach einiger Zeit zurückkam. Der Kaiſer war ganz freundlich geweſen.

Abends war eine Beſprechung mit Vertretern des Kriegskabinetts, wo Ludendorff erkannte, daß er für dieſes als erledigt galt. Am nächſten Morgen war erneut Vortrag beim Kaiſer. Der Kaiſer begrüßte die Herren kühl. Ein kurzer Vortrag Ludendorffs und dann folgte der weltgeſchichtliche Augenblick von Ludendorffs Entlaſſung. Ueber die Einzelheiten iſt heute noch nicht Zeit zu ſchreiben, verlorengehen ſollen ſie der Geſchichte nicht, da ſie in all ihrer Kürze ein klares Bild von der Denkweiſe und dem Charakter des Kaiſers, Hindenburgs und Ludendorffs geben.

Eine Stunde ſpäter rief Ludendorff ſeine Getreuen zu ſich. Ruhig und ſtolz erklärte er uns mit einem knappen Satz, daß er verabſchiedet ſei. Für mich war es nicht überraſchend, trotzdem war ich tief erregt. Es war das Ende!

Ich ging weg und meldete mich krank. Jetzt konnte auch ich mit gutem Gewiſſen das Feld räumen. Der Krieg und die Monarchie war mit dem Rücktritt des Feldherrn verloren.

Ich muß hier ein Erlebnis einſchalten. Kurz nach Bildung des Kriegskabinetts hatte Prinz Max von Baden an Ludendorff das Anſinnen geſtellt, mich und zwei andere Abteilungschefs zu entlaſſen, weil das Kabinett an uns Anſtoß nähme. Ludendorff lehnte es (ich kann nur ſagen: leider) ab; er hielt denen, die ihm ergeben waren, auch in dunkler Stunde die Treue. An ſich wäre es mir natürlich lieber geweſen, wenn ich ſchon damals gewaltſam von einem verlorenen Poſten verdrängt wäre, zumal ich ja natürlich im ſchärfſten perſönlichen Gegenſatz zu ſämtlichen Kabinettsmitgliedern ſtand, in denen ich die Organiſatoren unſerer Niederlage, des Zerfalls der Heimat und die Bereiter der Revolution ſah.

Jetzt, nach Ludendorffs Weggang, fühlte ich mich frei und wollte klar sehen. So ging ich zu Exzellenz von Payer und fragte, was man gegen mich habe. Er persönlich hatte nichts, meinte sogar, „ich solle bleiben, da meine Tätigkeit in der O.H.L. nicht ohne weiteres ersetzbar sei, eine Ansicht, die auch andere Kabinettsmitglieder teilten". Im übrigen würfe man mir vor, „ich hätte Bethmann stürzen geholfen und mich auch sonst unberufen in die Politik gemischt". Ich sagte ihm, „daß ich den Sturz Bethmanns, soweit er auf mein Konto komme, für die beste Tat meines Lebens halte, leider sei sie aber schon zu spät gekommen. Und in die Politik hätte ich mich, da ich Rüstungsindustrie, Wirtschaftsfragen und Arbeiterverhältnisse zu bearbeiten gehabt hätte, allerdings mischen müssen. Denn alle diese Dinge seien eben politisch."

Ich war durch Exzellenz v. Payers Angaben sehr erfreut, denn, wenn ich je noch einen inneren Zweifel gehabt hatte, so wußte ich jetzt, daß ich mit meiner Arbeit auf dem richtigen Wege gewesen war.

### b) Groener, Ersatz für Ludendorff.

Als Nachfolger Ludendorffs war, auf Wunsch des Kriegskabinetts, Groener bestimmt, dem wir schon oft begegnet sind. Seine Schwabenverwandtschaft mit Payer, Gröber, Haußmann, Erzberger und Reinhardt, seine Demokratenverwandtschaft mit den Max von Baden, Scheidemann und Ebert machten ihn genehm. Sein demokratisches Empfinden hatte in der Zeit seiner Tätigkeit als Chef des Kriegsamtes uns wesentlich in die Gefolgschaft der Gewerkschaften gebracht, seine Schuld an dem Zusammenbruch ist mit der der Sozialdemokraten untrennbar verbunden.

Durch Groeners Eintritt war die O.H.L. zur Ohnmacht herabgedrückt, hat auch gar nicht mehr versucht, sich daraus zu erheben.

Groener kam von Kiew über Berlin. Er hielt sich nur wenige Stunden auf. Hat er gewußt, wie die Sachen standen und war er damit einverstanden? Oder hat er es nicht für nötig gehalten, sich einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu schaffen? Das wäre fast unglaublich kurzsichtig gewesen. Jedenfalls gibt die Tatsache zu denken. Ich benutzte seinen Aufenthalt, um ihm meine Krankmeldung persönlich vorzutragen. Der Eindruck, den ich von ihm mit wegnahm, war so, wie ich befürchtet hatte. Dieser Mann konnte Deutschland nicht retten.

Digitized by Google

### c) Völliges Stocken des Ersatzes. Aufruf zur Revolution.

Am deutlichsten zeigte sich der böse Geist, der im Kriegskabinett und dem es stützenden „demokratischen" Teil des Volkes und Parlaments umging, in dem noch mehr stockenden Nachschub an Ersatz. Wo blieben die 600 000 Mann, die doch zur Erreichung eines gerechten Friedens jetzt unbedingt nötig waren? Sie kamen nicht, im Gegenteil, die Leute verweigerten ihre Einziehung. Ueberall wurde *offen* in Versammlungen, in Fabriken und Kneipen der Widerstand gegen die Einziehung gepredigt, zugleich Fahnenflucht und Desertion empfohlen und die Beseitigung der Fürstenhäuser gefordert. Niemand unternahm etwas dagegen, bestenfalls fragte man in Berlin an, — und erhielt keine Antwort. Aufgefangene Geheimberichte zeigten klar, daß für die ersten Novembertage die Revolution von den Unabhängigen und Spartakus in Szene gesetzt werden sollte.

### d) Kampfansage gegen die Dynastien.

Besonders tätig waren natürlich die sozialdemokratischen Gewerkschaften, sie bereiteten Massendemonstrationen ihrer Anhänger vor, um die Forderungen „des Friedens um jeden Preis" und der Abdankung der Fürsten zu erreichen.

Unabhängige und Kommunisten arbeiteten auf dasselbe Ziel, aber unter Anwendung von Gewalt hin. Sie hatten in den Truppen zwar nur stellenweise festen Fuß gefaßt, aber die Marine war zu einem erheblichen Teil gewonnen. Doch das reichte nicht aus. Es mußten die Truppen, die (dies sei zu ihrer Ehre gesagt) bei energischen Befehlen unbedingt jede Revolution niedergeschlagen hätten, am Waffengebrauch gehindert werden.

Die Forderung des Verbots des Waffengebrauchs seitens des Militärs und der Polizei stand denn auch ganz offen in den Aufrufen der Parteiorganisation. Und das Kriegskabinett sah *wohlwollend* zu, die militärischen Befehlshaber aber rührten sich nicht dagegen. Die Gründe haben wir oben besprochen.

Das Kriegskabinett hatte dem Kaiser eidesstattlich Treue gelobt. Am 28. Oktober 1918 nachmittags erhielt ich vertraulich die zuverlässige Kunde, daß das Kriegskabinett beschlossen habe, „der Kaiser müsse zurücktreten. (Den Namen meines Gewährsmannes werde ich erst später an-

Digitized by Google

geben.) Man sei aber bereit, den Kronprinzen zu akzeptieren, sofern er zusage, sich mit der geschaffenen Lage abzufinden".

Es war klar, man fürchtete den Kronprinzen, dem man große Energie zutraute und der trotz aller böswilligen Verleumdung noch große Sympathie im Heer genoß. Kam der Kronprinz nach Berlin, so war noch alles zu retten. Ich rief ihn von meiner Wohnung aus an, bat ihn inständig zu kommen, sagte ihm, daß nur, wenn er käme, die Monarchie noch zu retten sei — ich bekam ausweichende Antwort. Nach wiederholtem Hin und Her sagte mir am Dienstag den 29. Oktober 1918 vormittags Major von M., der Kronprinz dürfe ohne Erlaubnis des Kaisers nicht weg und die wäre kaum zu bekommen. Außerdem aber hätte sich der Kronprinz bei Exzellenz Delbrück erkundigt, der eine Gefahr für den Kaiser und die Monarchie absolut bestritte. Quos deus perdere vult, occaecat!

## Unkenntnis über die Lage am 31. Oktober beim Kaiser und der O.H.L.

Am 30. Oktober 1918 fuhr ich nach Spa, meine Sachen zu holen. Ich traf am 31. mittags ein und fand auf dem Bahnhof zufällig den Flügeladjutanten Hauptmann v. J. Ich begrüßte ihn und fragte: „Sehen Sie denn alle nicht, daß der Kaiser und die Monarchie verloren ist?" Er war ehrlich bestürzt, dann sagte er: „Das ist doch nicht möglich, Exzellenz Delbrück hat ganz anders berichtet und der Kaiser ist voll beruhigt. Seine Majestät hat erklärt, er sei bereit, mit seinem treuen Volke zu sterben."

Ich lachte bitter auf, ich kannte das „treue Volk". Treu war nur noch der größere Teil des Feldheeres, und gerade das mußte bluten und leiden und wurde zurückgesetzt. Das übrige Volk war in seinen bürgerlichen Schichten schlapp und gleichgültig, in seinen Arbeiterkreisen bewußt antimonarchistisch und international, somit weitab von der dem Herrscher und der Verfassung eidlich gelobten Treue. Nie hat ein Volk so viele meineidige Verräter besessen. Das waren die Früchte des alle edlen Mannestugenden zerstörenden „Pseudosozialismus" und der „Pseudodemokratie".

Ich versuchte noch den Kronprinzen zu sprechen, der in Spa sein sollte. Er war mit dem Auto weggefahren und sollte erst nach 4 Uhr

nachmittags zurück sein. Ich aber hatte genug von allem und wollte — so falsch es war — umgehend wieder aus dem für mich unleidlich gewordenen Ort.

Ich suchte keinen meiner Kameraden mehr auf, auch den Feldmarschall nicht; die Offiziere meiner Abteilung sah ich natürlich und sagte ihnen Lebewohl. Kurz nach 4 Uhr verließ ich Spa, fuhr nach Köln, wo ich einige Tage blieb. Hier sah ich, wie die Revolution nahte. Das Militär auf der Straße grüßte nicht mehr, übrigens sah man kaum noch Offiziere. Verloddert und verbummelt standen die Kerls auf der Straße, Dienst schien es nicht mehr zu geben. Ich sprach — in Zivil — einige Unteroffiziere an. Erst waren sie mißtrauisch, bald erklärten sie, daß eine grenzenlose Schweinerei herrsche, aber für eine Republik sei der überwiegende Teil der Leute trotz allem noch nicht zu haben. Wo ich in Uniform Leute wegen schlechten Grußes scharf zur Rede stellte, sie bei der preußischen Soldatenehre anpackte, hatte ich stets den Erfolg, daß die Leute sich schämten und sagten, „ja, es machten ja alle so und sie wollten sich nicht auslachen lassen".

Ich fuhr weiter in den Harz, wo ich ein paar Tage blieb. Als ich dann nach Berlin kam, war die Revolution im Gange.

Wenn ich mir aus der Zeit des Krieges besonders schwere Selbstvorwürfe mache, so ist es nur über mein Verhalten in diesen letzten Tagen. Selbstverständlich würde ich auch sonst manches anders machen, wenn ich nochmal in die gleiche Lage käme, aber bis zum Weggang Ludendorffs hätte ich an dem Verlauf der inneren Zersetzung trotzdem nicht viel ändern können, wenn ich anders, wie geschehen, eingegriffen hätte. Aber am 31. Oktober 1918 da mußte ich handeln. Ich hätte den Kronprinzen abwarten, hätte mit ihm — ohne Wissen Groeners und des Feldmarschalls — zum Kaiser vordringen müssen. Und wenn selbst dies nicht geholfen hätte, so hätte ich bei ihm bleiben sollen, vielleicht wäre der 9. November in Spa anders verlaufen.

Außerdem aber hätte man nach Berlin und in die übrigen Revolutionsnester energische Frontkameraden senden sollen, die dort alles um sich sammelten, was zum Gegenschlag gegen die Revolution entschlossen war und was sich nicht an Befehle à la Nichtschießen usw. gekehrt hätte, sondern reinen Tisch mit den Hochverrätern gemacht hätte.

Daß ich nicht so gehandelt habe, wird mich bis zu meinem Ende quälen. Ich spreche es aus, weil ich wünsche, daß wenigstens einige

Männer daraus lernen möchten, lernen, daß ſtets nur einzelne Männer die Geſchichte machen und daß es nur zu ſpät iſt, wenn man ſelbſt die Sache verloren gibt.

Ich bin hier mit meinen perſönlichen Erlebniſſen dem Gang der Dinge etwas vorausgeeilt. Es gilt, noch einiges nachzuholen, ehe wir den Schlußakt, die Revolution ſelbſt betrachten.

## Militäriſche Ereigniſſe im Schlußſtadium.

Die Gegner hatten im September und Oktober ihre Generaloffenſive fortgeſetzt, aber ſie verlor merklich an Kraft. Nur wo ausgeruhte Diviſionen und große Tankmaſſen einmal neuen Schwung brachten, erzielte der Feind noch größere Erfolge. Es kam aber auch vor, daß er ſelbſt dann glatt abgewieſen wurde, ſobald er auf halbwegs ausgeruhte, kampfkräftige Truppen traf; ja, hier glückte ſogar oft, im Gegenſtoß wieder Gelände zu gewinnen. Die planmäßige Rückwärtsbewegung ließ ſich daher allgemein ausführen, freilich wurde die kämpfende Truppe geradezu ungeheuerlich angeſpannt. Was hier geleiſtet iſt wird das Gewaltigſte ſein, was die Kriegsgeſchichte überhaupt kennt.

Die Gefechtsſtärken ſanken angeſichts des ausbleibenden Erſatzes immer mehr, ſchwache Seelen drückten ſich nach rückwärts oder vorwärts, *aber was blieb, war eine Schar von Helden*. Und nie und nimmer hätte dieſe immer ſchwächer werdende Schar — es werden gegen Ende kaum mehr wie ¾ Millionen Infanteriſten in der Kampflinie geſtanden haben — wirklich ſtarke Angriffe aufhalten können, aber auch der Gegner hatte eben dieſe Kraft *nicht mehr*. Wie hätte es geſtanden, wenn wir — ſtatt 600 000 — nur 300 000 *Mann guten Erſatzes* bekommen hätten, wenn die Heimat ſich ermannt und ihre unbeugſame Entſchloſſenheit, ihre moraliſche Unterſtützung dem Heer geſchenkt hätte. Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein, ſo wenig wie die Möglichkeit, dieſe Hilfe der Heimat durch geeignete Mittel zu ſchaffen.

Hinter der zurückgehenden Front ſah es wenig erfreulich aus. Der Rücktransport der großen Vorräte an Lebensmitteln, Munition, Geräte, der Verwundeten, der Werkſtätten, Parks uſw. verlangte eine gewaltige Zahl von Zügen, die verladen und abgefertigt ſein wollten. Vieles blieb liegen, es war nicht zu ſchaffen, das Bahnnetz reichte nicht aus. Schlimmer als dies war, daß die Diſziplin der Etappentruppen, die ſchon längſt

durch die ſozialiſtiſch-bolſchewiſtiſchen Lehren angefreſſen waren, ſich zuſehends lockerte, ähnlich wie ich es in Köln geſehen hatte. Dazu kamen die Unzahl der Deſerteure und Drückeberger. Hier war nur noch mit ſtarker Hand Ordnung zu ſchaffen, doch dieſe fehlte.

Es war klar, daß hier die Revolution auf empfänglichen Boden fallen mußte. Tatſächlich wurden auch bei dieſen Truppen bereits ſeit Auguſt 1918 Soldatenräte insgeheim ernannt. In ihnen ſaßen, wie ſpäter in der Heimat, faſt nur Drückeberger, die den Krieg in der Schreibſtube oder ſonſtigen Verwaltungspöſtchen — oft mit namhaftem pekuniärem Gewinn — mitgemacht hatten. Ganz überwiegend waren es dementſprechend Juden, wie denn überhaupt die Rolle der deutſchen[1]) Juden in dieſem Weltkrieg kein Ruhmesblatt für ſie iſt. Auf die noch unheilvollere Rolle in Rußland und Oeſterreich-Ungarn brauche ich nicht hinzuweiſen. Daß ſie in den „Siegerſtaaten" national waren, hat ſeine ſehr materiellen Gründe.

Tatſache blieb trotz allem, daß ſich die militäriſche Lage trotz der Vorgänge in der Heimat Ende Oktober als keineswegs ausſichtslos darſtellte. Beiden Gegnern ging der Atem aus. Aber Foch hatte durchaus recht, wenn er glaubte, daß eine Waffenruhe in erſter Linie den Deutſchen zugute gekommen wäre. Es zeigte ſich ja beim Rückmarſch, wie ein paar Tage ohne Kampf die Haltung und Stimmung dieſer vom Revolutionsgeiſt noch nicht erfüllten Truppen hoben. Er hatte alſo auch von ſeinem Standpunkt aus recht, nur einen Waffenſtillſtand zuzulaſſen, der die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten unmöglich machte. Aber gerade dieſe Bedingung zeigte, daß wir militäriſch noch nicht am Ende waren. Und wie hätten wir bei geregeltem Erſatz und bei feſter Entſchloſſenheit der Heimat dageſtanden.

Ehe man aber den Deutſchen dieſe Waffenſtillſtandsbedingungen überhaupt vorſchlagen konnte, mußte man ſicher ſein, daß ſie angenommen wurden und dazu bedurfte es ſorgfältiger Prüfung, wie es in Deutſchland ausſah, d. h. wie weit die Revolution vorbereitet war und wie das Kriegskabinett dachte. Beide Feſtſtellungen waren einfach. Unſere

1) Der wütende Haß breiter Volkskreiſe gegen die Juden iſt durch ihr Verhalten im Krieg herausgefordert und immerfort geſtiegen, obwohl bis jetzt eine volle Klarſtellung nicht einmal erfolgt iſt. Alles vorhandene ſtatiſtiſche Material iſt nicht veröffentlicht, weil es geradezu vernichtend iſt, und ſolange wir eine antideutſche Regierung mit ſtarkem Judeneinſchlag haben, wird die Veröffentlichung auch kaum geſchehen.

Unabhängigen und Kommuniſten lieferten offen alle gewünſchten Angaben — es bedurfte gar keiner Agenten — und die Haltung des Kriegskabinetts zeigte nicht nur in der Beantwortung der Wilſonnoten, ſondern in dem ebenſo offen in Berlin umlaufenden Geklatſch und Gerede ſeine Teilnahme.

Anfang November lag unſern Gegnern klar vor Augen, daß die Revolution in wenigen Tagen ausbrechen ſollte und daß jede Waffenſtillſtandsbedingung angenommen werden würde. Gleichwohl zögerte man, bis die Revolution tatſächlich ausgebrochen war — ein klarer Beweis für die Richtigkeit meines Ausſpruchs, daß die Heimat und nur die Heimat das Heer von rückwärts erdolcht hat [1]). Es iſt nicht militäriſch beſiegt, obwohl es keinen Erſatz hatte und gegen eine immer erdrückendere Uebermacht kämpfte.

## Stimmung und Zuſtände im Volk Anfang November 1918.

Um die Vorgänge im November beim Ausbruch der Revolution am 9. November 1918 zu verſtehen, muß man die Stimmung und Anſichten der verſchiedenen Kreiſe Deutſchlands in Betracht ziehen.

### a) Bürgerſchaft und Arbeiter.

Die Bürger — beſſer geſagt, der geſamte Mittelſtand, d. h. das bis zum Kriege unbedingt beſſere Element des Volkes — waren maßlos ſchlecht behandelt worden. Während die Bankwelt und Induſtrie in Geld ſchwammen, während die Arbeiter enorme Löhne und beſondere Verpflegungszuſchüſſe erhielten, darbte der Bürger bei ſpärlichem Einkommen mit Weib und Kind. Gleichwohl hatte er bis zuletzt die Opfer an Gut und Blut tapfer und klaglos getragen und ſeine Pflicht getreulich erfüllt — in Hoffnung auf den Sieg. Jetzt ſah er dieſen in Frage geſtellt, ſah die Revolution, die Diktatur des Proletariats nahe, ſah, wie die Regierung nachgab, da ſchlug die Stimmung, faſt plötzlich,

1) Die ewig Widerſprechenden täten gut, ſich einmal die Broſchüre eines der Hauptmacher, Emil Barths: „Aus der Werkſtatt der deutſchen Revolution", anzuſehen. Der Mann beſitzt wenigſtens Ehrlichkeit. Nicht minder aufſchlußreich iſt die unter dem Titel: „Unterirdiſche Literatur im revolutionären Deutſchland während des Weltkrieges" herausgegebene. Ihre Herausgeber, Ernſt Drahn und Suſanne Leonhard, haben ihre Aufgabe mit Sachkenntnis und Fanatismus recht wirkſam gelöſt.

in Verzweiflung und Resignation um. Immerhin hätte ein Appell an die Bürger, eine feste Hand, die führte, sie auch willig zum letzten gefunden. Beides kam nicht, weil die sozialistisch orientierte Regierung nur ihr Ziel verfolgte, den Sieg der Sozialdemokratie, sei es auch mit einem Frieden um jeden Preis, auch den, wie sie heute schreien, nicht zahlbaren.

Den Arbeitern war es relativ gut gegangen. Natürlich hatten auch sie zu leiden. Auch sie hätte eine zielbewußte, feste Regierung in der Auffassung der Pflicht im Laufe des Krieges erziehen und erhalten können. Denn wir wollen nicht vergessen, daß die Arbeiter, die vorn im Schützengraben, der Verführung fern, lagen, voll ihre Pflicht getan haben.

Aber die Arbeiter waren von ihren sozialistischen Führern — überwiegend Juden — in deren Sinn aufgeklärt, mit dem Resultat, daß der Klassenhaß ins Ungemessene wuchs, daß sie ehrlich glaubten, Kaiser und Offizierkorps hätten den Krieg angefangen und führten ihn, trotz der Friedensabsichten der Entente, zu ihrem Vergnügen weiter. Es war so blödsinnig und wurde doch geglaubt, weil niemand widersprach. Der Arbeiter ist erst ohne eigene Schuld und nur durch Lug und Trug allmählich zu dieser Anschauung gekommen, die ihn zum gefügigen Werkzeug der Revolutionsmacher machte.

Und trotzdem war es nur ein ganz kleiner Teil, der bereit gewesen wäre, sein Leben für die Revolution einzusetzen. Noch am 6., ja am 9. November war es möglich, mit fester Hand und festem Wort die Arbeiter von der Revolution abzukehren. Das wußten die Revolutionsmacher und deshalb war ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, ein Verbot der Waffenanwendung für die Truppen und Schutzmannschaft zu erreichen. Nie wären die Arbeiter gegen die ihre Waffen anwendenden Truppen marschiert.

### b) Das Besatzungsheer.

Ob in der Heimat die Waffen sprechen würden, hing von den Truppenbefehlshabern und den Truppen ab.

Die Befehlshaber waren, wie bereits erwähnt, stets von ihrem berufenen Vertreter, dem Minister, im Stich gelassen, mit dem Erfolg, daß die besten abgesetzt waren, die andern nichts mehr ohne Befehl des Ministers taten.

Ebenso schlimm war die gänzliche Unklarheit der Befehlsverhältnisse (s. Seite 249 ff.). Selbstverständlich hätten Männer wie York, Scharnhorst usw. im entscheidenden Moment auch trotz allem selbständig gehandelt. Aber solche Männer waren eben nicht mehr da.

Immerhin ist klar, daß ein gemessener Befehl des Ministers, jeden Aufstand niederzuschlagen, genügt hätte, die Kommandeure überwiegend zu ihrer Pflicht zu bringen. Aber der Minister war selbst Demokrat, stellte sich ganz unter die sozialistische Regierung. Freilich, er war nicht Preuße, war Elsässer, und als alter Offizier des Kriegsministeriums gewöhnt, alles im Licht des Parlaments zu sehen. So hat er, wohl halb unbewußt, seinen Kaiser und König absolut im Stich gelassen. Nichts aber kann ihn von dem Vorwurf freisprechen, daß er nicht — mindestens als preußischer Kriegsminister — seinen Herrn orientiert und eine klare Entscheidung erbeten hatte. Daß er den Befehl zum festen Eingreifen erhalten hätte, ist sicher. Wir kommen darauf (Seite 267) zurück. Die Behauptung, daß die in der Heimat befindlichen Truppen selbst (es waren überwiegend Ersatztruppen) bereits Oktober 1918 von der Revolution infiziert waren, ist in dieser Form falsch. Richtig ist, daß diese Truppen vielfach total verbummelt und verludert waren. Sie hatten keine Lust mehr für ihr Vaterland zu sterben. Es fehlten diesen Truppen eben die guten Offiziere und Unteroffiziere, die entweder in der Front steckten oder unter dem Rasen lagen. Aber der Kreis wirklicher kampfentschlossener Revolutionäre in den Truppenteilen war ganz gering. Hierzu konnte man nicht einmal die Mitglieder der späteren Soldatenräte rechnen. Im Gegenteil, dies waren meist grüne Jungens, die sich bisher gedrückt und eine Heidenangst hatten, ihr kostbares Leben an der Front einzusetzen. Ganz überwiegend bestanden diese Herren „Räte" — und das ist ein weiterer Schandfleck für diese Rasse — aus Juden.

Freilich, wenn man einer Truppe den Waffengebrauch verbietet, die Offiziere entsetzt und Soldatenräte bildet, — dann wird keine Truppe halten. Die letztere Schuld liegt somit nur bei den höheren Führern, vor allem beim Minister, dem General Scheuch.

### c) Marine.

Wesentlich schlechter als die Landtruppen, war die Marine. Man hatte das Beste mehr und mehr aus ihr für die U-Boote herausgezogen. Der verbliebene Rest, jahrlang eingeengt auf die im Hafen liegenden Schiffe, war der Verführung zugänglich und die Unabhängigen benutzten diese Gelegenheit. Namentlich Dittmann war hier unter dem Schutz seiner „Immunität" als Reichstagsabgeordneter tätig. Die Stimmung in der Marine war also schlecht, und als noch das in dieser Form grundlose, doch wahrscheinlich nicht zwecklos erfundene Gerücht Boden fand, die Flotte solle zur Rettung ihrer Waffenehre im Seekampf geopfert werden, gewann die Idee des Aufruhrs weitere Anhänger. Trotz allem meuterte schließlich anfänglich nur ein ganz geringer Bruchteil, und erst angesichts der bodenlosen Schlappheit der höheren Führer und der ebenso großen Verwegenheit der revolutionären Führer wuchs die Zahl der Anhänger. Auch hierauf kommen wir noch zurück.

### d) Feldheer.

Ein kurzer Blick ist nochmals nötig auf das Feldheer.

Wie schon gesagt war die Etappe vielleicht noch mehr verdorben, als die Heimat, dazu voll von Fahnenflüchtigen und Drückebergern. Die schlaffe Handhabung der Disziplin — auch eine Schuld der Heimat (s. Seite 184) — rächte sich.

Aber vorn bei den Kampftruppen war überwiegend noch der alte Geist, trotz der Verdorbenheit des nachkommenden Ersatzes. Von Revolutionsstimmung im Heer war keine Rede, wohl aber von einer zunehmenden Depression und Verbitterung. Diese war begründet in dem Druck des Gegners und den fortwährenden Kämpfen, der Uebermüdung, dem Ausbleiben der Heimatpost (die die Soldatenräte in Köln, Koblenz usw. schon Ende Oktober insgeheim nicht mehr durchließen), den wilden Gerüchten über böse Vorgänge in der Heimat und über einen drohenden Waffenstillstand zu unerhörten Bedingungen. Näheres wußte niemand, und die O.H.L. unterließ in dieser wichtigsten Zeit jede, so heiß ersehnte, Aufklärung. Man wußte, wie schlecht ihr der Aufruf vom 24. Oktober beim Kriegskabinett bekommen war.

Das Frontheer war nicht revolutionär.

### e) Regierung und O.H.L.

Ueber die Regierung ist oben zur Genüge gesprochen. Sie war ganz im Banne ihrer zum großen Teil hinter den Kulissen spielenden jüdischen Lenker und ging geraden Schrittes in die Revolution, „die allein den Frieden bringen konnte, den Frieden der Verständigung".

Nicht viel besser sah es in der O.H.L. aus. Seit Ludendorffs Weggang war nicht nur der „demokratische" Geist, sondern die Verantwortungsscheu Groeners dort eingezogen. Der Feldmarschall folgte dem neuen Kurs. Im übrigen kam nur noch Heye in Betracht, mit dem wir seinerzeit eine gründliche Niete gezogen hatten. Auch er lernte sofort um.

Die jüngeren Herren der O.H.L. sind wohl kaum gehört. Soweit sie in enger Beziehung zu Ludendorff gestanden hatten, waren sie ja auch von vornherein verdächtig.

So war tatsächlich Heer und Kaiser von Ende Oktober ab dem General Groener ausgeliefert. Zunächst stand auch er noch wenigstens auf dem Standpunkt der Erhaltung der Monarchie.

## Einzelvorgänge vom 1.—9. November.

So war das Milieu, auf dem sich nun die Revolution abspielen sollte. Betrachten wir nun einzelne charakteristische Vorgänge in der Zeit vom 1.—9. November.

In den ersten Novembertagen erschien der Minister Drews in Spa und legte im Auftrag der Regierung dem Kaiser nahe, abzudanken. Der Kaiser war tief erschüttert, lehnte aber bestimmt diesen Schritt ab, auch Groener war entrüstet, stützte den Kaiser und erklärte, für das Heer sei diese Frage indiskutabel. (Das war sie auch tatsächlich, aber am 9. November so gut wie am 2.!)

### Kiel.

Am 3. November begann die Revolution in Kiel. Vorsichtig genug wurde verfahren, man war seiner Sache gar nicht sicher. Aber die militärische Leitung tat nichts, weder die der Marine noch die des Heeres. Nur einzelne wackere Offiziere handelten nach Pflicht und Gewissen, so der Leutnant Steinhausen. Er ließ seine Patrouille schießen und, wie immer, wo ein klarer Wille und Befehl war, gehorchten

ihm seine Leute. Steinhausen wurde erschlagen. Ehre seinem Andenken!

Sonst überall Schlappheit. So wuchs den Revolutionären an den nächsten Tagen der Mut; Arbeiter- und Soldatenräte wurden gebildet. Jetzt erschien Gustav Noske aus Berlin. Er hat später erklärt, er habe die Revolution nicht gewollt (er hat 30 Jahre auf sie hingearbeitet), aber er sanktionierte die Arbeiter- und Soldatenräte, die Absetzung der Offiziere und befahl sogar die Umkehr der zur Niederwerfung der Revolution in Marsch gesetzten Truppen. Er hat also gar nicht daran gedacht, die Revolution zu bannen.

Trotz allem zeigte sich hier und da noch Widerstand, es gab noch Männer, die an ihren Eid und ihre Pflicht dachten. Aber die höhere Führung versagte und so erlag der Widerstand bald. Was sich eigentlich der Kriegsminister in diesen Tagen gedacht hat, wird wohl unergründet bleiben.

Anderseits ging die Ausdehnung der Bewegung nur langsam vor sich und den Verschwörern war einige Zeit absolut nicht siegesgewiß zu Mute [1]). Erst am 7. November war so ziemlich die ganze Küste in den Händen der Revolutionäre, was natürlich an sich wenig bedeutete. Aber mangels jeden Widerstandes der Regierung dehnte sie sich nun rasch aus.

### Köln, Koblenz, Berlin.

Die Marinerevolutionäre entsandten Abteilungen in verschiedene Teile des Reiches. Niemand hielt sie an, niemand befahl, sie festzunehmen, was ohne weiteres möglich gewesen wäre. So erschien in Köln eine Abteilung Matrosen, und innerhalb 24 Stunden war das Militär auseinandergelaufen, hatte die Revolution gesiegt. Aehnlich gings in Koblenz und anderen Orten, überall war es die Kaiserliche Marine. Eine ewige Schmach für sie, wie für das Besatzungsheer als Ganzes.

Auch nach Berlin wurde ein Trupp von Kiel entsandt. Ein höherer Offizier meldete dies dem Generalkommando in Altona. Die Leute wurden in Altona angehalten; dann kam Gegenbefehl und sie wurden weitergelassen [2]). Sie sollten dann vor Berlin angehalten und

1) Man vgl. die Schrift des Genossen Popp: „Ursprung und Entwicklung der November-Revolution 1918", der in Kiel mit Noske eine führende Rolle gespielt hat.

2) Die Einzelheiten bei diesen Vorgängen spotten jeder Beschreibung. Leider kann ich sie, um nicht zu breit zu werden, hier nicht wiedergeben.

entwaffnet werden. Im letzten Augenblick kam neuer Gegenbefehl. So fuhren die Matrosen in Berlin ein, bemächtigten sich einiger Autos und proklamierten die Revolution, unterstützt von einer Handvoll unabhängiger „Führer" mit einem Haufen von jugendlichen, unreifen Burschen mit ihren Mädchen. Die kleinste entschlossen geführte Truppenabteilung hätte genügt, um dieses Theater zuschanden zu machen. Aber die Truppen hatten gerade rechtzeitig den Befehl erhalten, die Waffen nicht zu gebrauchen und kein Blut zu vergießen. So zogen sie ab, warfen in Wut zum Teil die Waffen weg, die Offiziere gingen nach Hause. Wehe, wer von ihnen das Unglück hatte, einem der herumziehenden Verbrecherhaufen in die Hände zu fallen!

Wie war das Verbot des Waffengebrauchs überhaupt möglich? Ueber die Schuld der höheren Führer, besonders des Kriegsministers, ist bereits gesprochen, sie bleibt ein Schandfleck für immer. Aber wie konnte die Regierung diesen Befehl geben und billigen? Nun, die Mehrheitssozialisten, die in der Regierung den Ausschlag gaben, wollten durch Protest und Demonstrationsumzüge der Arbeitermassen ihr Ziel (Abdankung der Monarchie und Annahme jeden Friedens) durchdrücken; dazu war nötig, daß ihre Arbeiter nicht auf Truppen stießen, die ihrem Eid entsprechend handelten. Also mußte Waffengebrauch verhindert werden, und darin wurden sie auch von den Demokraten verständnisvoll unterstützt. Den Nutzen davon hatten aber unbeabsichtigt und unerwartet die Unabhängigen und Spartakisten, die bewaffnet in diesen schönen Traum hineinfuhren und mit einem Schlag das Bild veränderten.

Wenn die Herren Ebert usw. später erklärt haben, sie hätten die Revolution nicht gewollt, so ist das nicht falsch und nicht richtig. Richtig ist, daß sie sie so nicht gewollt haben, wie sie durch das Eingreifen der radikalen Elemente kam. Die Entwaffnung der Truppen war aber die Ursache zu letzterem, und so trifft Sozialdemokratie und Demokratie voll und allein die Schuld.

## Das Hauptquartier vom 1.—10. November.

Wie schon (auf Seite 257 ff.) gesagt, war am 1. November das G.H.Qu. mitsamt dem Kaiser über den Stand der Dinge im Innern, aber auch über die Zustände und Stimmung im Heer und der Etappe völlig falsch

unterrichtet. Man ahnte Trübes, die Schwarzſeherei blühte, aber man handelte nicht. Ob man auf ein Wunder hoffte?

Groener fuhr nach Berlin; am 5. November ſpricht er dort ſtolze Worte, die ich hier im Wortlaut nicht wiedergeben will, die aber darin gipfelten, daß er erklärte, „kein ehrliebender Soldat dächte daran, den Kaiſer zu verlaſſen". Er ſchloß: „Wenn die Hetze gegen den Kaiſer nicht aufhört, ſo bricht das Heer zuſammen." In derſelben Sitzung ſpricht er von dem ausgezeichneten Geiſt des Heeres.

Am 6. November geht noch ein Befehl der O.H.L. an das Weſtheer. „Für die Armee", heißt es da, „gibt es keine Kaiſerfrage. Sie ſteht getreu ihrem Fahneneide in unverbrüchlicher Treue zu ihrem Kaiſer und Oberſten Kriegsherrn." Das waren alles gute tapfere Worte — und nach drei Tagen hatte Groener den Kaiſer verlaſſen! Warum?

Was war inzwiſchen geſchehen, um dieſen Umſchwung zu rechtfertigen? An der Front nichts von Bedeutung, dort ahnte man ja kaum, was vorging, wartete nur auf Klarheit. Alſo waren es die Vorgänge daheim, die Herrn Groener vom 7. zum 8. November umfallen ließen. Haben die an ſich lächerlichen, von der Regierung geduldeten, ja in ihrem Unverſtand begünſtigten Putſche der Matroſen nnd Unabhängigen den Ausſchlag gegeben? Man mag dieſe Fragen mit „Ja" oder „Nein" beantworten, mag überhaupt jedes Motiv nehmen, was man will, das Urteil muß vernichtend lauten. Das eine aber iſt ſicher, preußiſch-deutſches Pflichtgefühl hätte nicht nachgegeben.

In der Nacht vom 8. zum 9. November hatte Groener mit dem Generalfeldmarſchall und dem General von Pleſſen eine lange Unterredung, wo er den Standpunkt vertrat, „daß man vor der Revolution kapitulieren und daß der Kaiſer flüchten müſſe". Der Feldmarſchall ſtimmte, allmählich immer ſchwächer werdend, dem Proteſt Pleſſens zu. Aber am 9. November vormittags ſtand er auf Groeners Seite. Woher hatte Groener überhaupt ſeine Tartarennachrichten über das Heer? Am 6. November ſtand dieſes (ſ. o.) noch hinter dem Kaiſer, am 9. November nicht mehr? Die Etappe ſollte revolutioniert ſein? Das war nicht wahr, jedenfalls nicht in dem Umfang, ſie ſtand nur unſicher und bedurfte feſten Zugriffs. Die 2. G.Infanteriediviſion ſollte bei Verviers verſagt haben; der Führer, General von Winterfeld, hat dies beſtritten;

richtig ist nur, daß diese Division, aufs äußerste durch die monatelangen Gefechte erschöpft, physisch nicht mehr konnte.

Um sich über die Stimmung im Heer zu orientieren, waren vom 8. zum 9. November eine Reihe von höheren Frontoffizieren in das G.H.Qu. mit Auto geholt. Bestürzt, ausgehungert und übermüdet kamen sie an! Der Feldmarschall malte ihnen die Lage in der Heimat schwarz in schwarz und wirkte vernichtend. Die Frage, ob das Heer bereit sei, für den Kaiser gegen die Heimat zu kämpfen, konnte unter diesen Umständen keine Bejahung finden, es war über Erwarten günstig, daß wenigstens einzelne dieser Kommandeure sich positiv und zusagend aussprachen. Für Groener genügte dies aber, um sein Urteil, „daß der Kaiser von seinem Heer verlassen sei", zu erhärten.

War das alles Verantwortungsscheu, wars Verbrechen? Man urteile selbst.

Wenn man schon die Führer versammelte, so hätte es früher und in Ruhe geschehen können. Die an sie gestellte Frage aber mußte umgekehrt lauten: „Wer will seinen Kaiser verlassen und wer will ihm helfen, gegen die eidesbrüchigen Matrosen, Deserteure und sonstiges Gesindel Deutschland zu retten?" Und diese Frage mußte der Kaiser selbst an die Kommandeure, an das Heer stellen, besonders aber an das ins G.H.Qu. beorderte Sturmbataillon Rohr. Der größte Fehler lag freilich darin, daß man nicht rechtzeitig die verantwortlichen Heer- und Armeeführer orientiert und auf diese Frage vorbereitet hatte. Warum ist das nicht geschehen? Hat man es vergessen? Die Antwort kann doch nur lauten: Unmöglich! Was war also der innere Grund? Die gerufenen Führer konnten gar nicht den richtigen Ueberblick haben.

Tatsächlich hat aber Groener dem Kaiser am 9. November 1918, vormittags, bevor das Urteil der Führer vorlag, bereits gemeldet, „das Heer sei nicht mehr zuverlässig und stände nicht mehr zu ihm". Bei dieser Besprechung waren der Kronprinz, der Feldmarschall, Plessen, Graf Schulenburg [1]), General von Marschall [2]), Hintze und andere zugegen. Auf die erregte Frage des Kaisers: „Wie kommen Sie zu dieser Meldung, General Groener, Graf Schulenburg berichtet das Gegenteil", erwiderte Groener trocken: „Ich habe andere Nachrichten!"

Was sind das für Nachrichten gewesen und von wem stammen sie?

---

1) Chef der Heeresgruppe Kronprinz. 2) Chef des Militärkabinetts.

Solange dieſe Frage unbeantwortet bleibt, iſt die Schuld Groeners nicht abzuwaſchen.

Der Kaiſer wehrte ſich tapfer, er wollte in richtigem Empfinden nicht ſein Heer und Volk in ſchwerſter Stunde verlaſſen. So fuhr Groener anderes Geſchütz auf. „Die Verpflegungszufuhr aus der Heimat ſei geſtoppt, dem Heer drohe Hunger." Das war wieder bewußte oder unbewußte Unrichtigkeit; wir haben bei dem alsbald nötig werdenden Rückzug für Monate ausreichende Verpflegung unſern Feinden hinterlaſſen.

Die einzigen, die dem Kaiſer beiſtanden, waren der Kronprinz, Schulenburg und Pleſſen. Endlich gegen Mittag war der Kaiſer ſoweit: er wollte auf die Kaiſerkrone verzichten. Berlin wurde angerufen, noch ehe Hintze ſeine Mitteilungen beendet hatte, kam die Gegenantwort, „es ſei zu ſpät, Prinz Max habe bereits vor Stunden die erfolgte Abdankung als Kaiſer und König bekanntgegeben. In Berlin tobe der Bürgerkrieg uſw." —

Welch ein ungeheurer Verrat und Frevel! Wie es mit dem „Bürgerkrieg" ausſah, wiſſen wir: Verbot des Waffengebrauchs gegen Aufrührer — das war der Bürgerkrieg. Man iſt bisher mit rührender Scheu an der Frage vorbeigeſchlichen, wer denn in Berlin, nachdem Wahnſchaffe aus Gewiſſensbedenken gegen die ihm geſtellten Zumutungen die Telephonbedienung nach Spa niedergelegt hatte, dieſe hochgemut übernahm und die gefälſchte Abdankung mit ihrer kataſtrophalen Rückwirkung auf die Truppen an das Bureau Wolff weitergab? Wer war der Mann? Iſt er noch oder wieder im Amt? Und wenn ja: kann er, kann das deutſche Volk verlangen, daß Erklärungen, Denkſchriften oder Noten eines ſolchen Mannes, nach ſolcher Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsleiſtung, von den fremden Regierungen irgendwelcher Glauben zugebilligt wird?

Der Kaiſer war erſchüttert, er gab nach. Gewiß, ein Friedrich II. hätte anders gehandelt in dieſer Stunde, er wäre aber auch nie in ſolche Stunde geraten. So, wie der Kaiſer war, mußte Groener ſiegen; freilich, daß niemand da war, der Groener ausſchaltete, das bleibt ein ewiger Schimpf dieſes Tages.

Aber es ſollte noch ſchlimmer kommen! Der Kaiſer mußte flüchten, ſo wollten es die Berliner „Genoſſen" und nolens volens Groener, denn ſolange der Kaiſer da war, konnte jeden Augenblick ein Umſchwung

aus dem Heer erfolgen[1]). So wurde ihm klargemacht, „die Truppen im Hauptquartier — auch das zu seinem Schutz herangezogene Sturmbataillon Rohr — seien unzuverlässig, er selbst sei in Gefahr. Die Zeit dränge, später könne kein Zug mehr sicher fahren." Der Monarch gab nach! Weshalb ließ er sich nicht den kriegserprobten Hauptmann Rohr kommen, er würde gehört haben, wie er belogen war und daß diese Truppe fest zu ihrem Führer stand. Und wo waren die 500 Offiziere des G.H.Qu.? Auch sie rührten sich nicht: kam doch das Aergernis von oben! Aber gerufen hätten sie sich gerührt und sie waren schon allein imstande, den Kaiser zu schützen!

Der Feldmarschall, ganz von Groener in dessem Sinne orientiert, riet dem Kaiser, nach Holland zu fahren. Der Kaiser ging, verzweifelt, „daß ihn sein Heer verlassen habe". Nein, er hat, belogen, das Heer verlassen! — Die Revolution hatte gesiegt — der größte Verrat der Weltgeschichte hatte gewonnen!

Wenn man die Tagebücher und Berichte von Offizieren der O.H.L. über die Vorgänge am 9. November liest, so entbehrt das, trotz allem, nicht einer gewissen Tragikomik. Die O.H.L., besser gesagt: Groener, konnte am 9. November 1918 gar nicht eilig genug das G.H.Qu. sozialisieren. Als gegen Mittag so etwas durchsickerte, steckten natürlich auch die Soldaten die Köpfe zusammen und einzelne Verführer mögen auch sachte angefangen haben, „aufzuklären". So wurde schnell die Wahl von Soldatenräten „befohlen". Das war gar nicht so einfach, denn es war den Leuten zunächst wesensfremd. Aber es mußte gewählt werden! Dann mußten die Herren Räte ihre Bedingungen nennen. Da kam ein nettes Zeug heraus, das noch in dem Augenblick hätte zeigen können, wie groß Unsinn nnd Verbrechen war. Statt irgendeines politischen Programms kamen Forderungen wie „Oblt. X muß den Gruß besser erwidern" und Aehnliches. Am schönsten aber ist wohl die folgende: „Zur Sicherstellung des Abtransports des Stabes sind sofort 12 Lastkraftwagen bereit zu stellen!"

So geschehen am 9. November 1918 im Großen Hauptquartier des stolzen deutschen Heeres.

Noch am Abend kamen Soldatenräte aus der Heimat an, um Fühlung zu nehmen. Sie sahen die völlige Schlappheit und nun änderte

1) Er wäre sicher, spätestens beim Uebergang über den Rhein erfolgt. Und floh der Kaiser nicht, so blieb auch der Kronprinz.

ſich das Bild: ſie nahmen die am Boden ſchleifenden Zügel und — desorganiſierten alles. An der Spitze des Oberſten Soldatenrates des G.H.Qu. ſtand natürlich ein Matroſe, der nie eine Kugel hatte pfeifen hören, ſondern in der ſichern Schreibſtube der Seekriegsleitung ſein koſtbares Leben geſchont hatte. Willenlos fügten ſich die Offiziere, ja es entſtand das Wort: Nun müſſe man eben umlernen.

Der Feldmarſchall, dem vom Kaiſer das Heer und die Rückführung desſelben hinter den Rhein aufgetragen war, ſtellte ſich der inzwiſchen gebildeten Regierung Ebert zur Verfügung.

Damit lieferte er tatſächlich das Heer ſeinem ärgſten Feinde, der Sozialdemokratie, aus, die es blindwütig, wie wir ſehen werden, zertrümmerte.

## Regierungsbildung in Berlin.

Ehe wir die Wirkung dieſer Vorgänge im G.H.Qu. auf das Feldheer betrachten, iſt ein Blick auf die neugebildete Berliner Regierung nötig.

Die ſozialdemokratiſchen Regierungsmitglieder waren in gewiſſem Sinne ſelbſt betrogen: ihr ganzes Theater, ſich durch Lähmung der bewaffneten Macht unblutig zu Herren Deutſchlands zu machen, war durch die Matroſen, Unabhängigen und das ihnen folgende Geſindel beiderlei Geſchlechts arg geſtört. Das Kriegskabinett war ſo ſelbſt unhaltbar geworden. Prinz Max erntete die Früchte ſeiner Schwäche. Das Schickſal zahlte prompt; am 9. November die gefälſchte Abdankung des Kaiſers, am 10. evasit, erupit, excessit, abiit. Er wie die mannhaften Herren Payer, Gröber, Haußmann, die „vom Volksvertrauen Getragenen", verſchwanden. Nur einer blieb, weithin fühlbar: der Kriegsminiſter und General Scheuch!

Es blieb nur übrig, auch Unabhängige in die neue Regierung zu nehmen, ſonſt war der Bürgerkrieg, d. h. in dieſem Fall: ein Kampf zwiſchen Sozialdemokraten und Unabhängigen (einſchl. Spartakus), ſicher; und wie dieſer ausfiel, war ſehr zweifelhaft, zumal man mit gutem Recht immer noch die zurückflutende Fronttruppe fürchtete.

So einigten ſich die Brüder. Männer, welche offen für den Hochverrat und die Niederlage Deutſchlands gearbeitet, Beſtechungsgelder von andern Staaten bezogen hatten, kamen in die Regierung. Sie beeilten ſich, alles zu radikaliſieren. Das wichtigſte war, die Truppen zu zerſetzen, was die gebildeten Soldatenräte — es wurde ſogar ein Soldatenrat

der „Deſerteure" gebildet, der anerkannt wurde und Forderungen ſtellte — ſo gründlich beſorgten, daß die Wahrſcheinlichkeit des roten Terrors ſchnell ſtieg. Die Regierung wagte nichts dagegen, die O.H.L. ſah zu. Die Folgen zeigten ſich fürchterlich.

## Das Feldheer am 9. November 1918 und den folgenden Tagen.

Am 9. November abends hatte bereits die O.H.L. einen Befehl an das Heer ausgegeben. Kein Wort darin, daß der Kaiſer, von Volk und Heer verlaſſen, habe fliehen müſſen, kein Wort überhaupt vom Kaiſer, vom Treueid, wer nun die oberſte Führung hat, nichts Derartiges. Nur der Satz: „Gleichzeitig vollzieht ſich in der Heimat eine Umwälzung der politiſchen Zuſtände." Dann weiter: „Von der Waffe gegen Angehörige des eigenen Volkes iſt nur in der Notwehr oder bei gemeinen Verbrechen oder zur Verhinderung von Plünderungen Gebrauch zu machen", und als Zuſatz: „Mit ſich bildenden Arbeiter- und Soldatenräten iſt auf gütlichem Wege Einvernehmen zu erzielen." Nicht einmal ein Wort über die Befugniſſe dieſer Räte oder der Offiziere — nichts. Das Heer war den ſofort an die Front abgehenden Verführern, die bis dahin vor dieſer immerhin lebensgefährlichen Zone eine arge Angſt gehabt hatten, ausgeliefert. Gleichzeitig erſchienen Offiziere der O.H.L. in Autos mit roten Fahnen — wozu? weshalb? wußte niemand. Man hätte annehmen ſollen, daß jetzt alles zuſammenbrach. Aber nein, es zeigte ſich, wie gut der Kern des Heeres noch immer war; es verſtand dieſen neuen Geiſt größtenteils einfach nicht und lehnte ihn ab.

In der Etappe paſſierten ſtellenweiſe grobe Verſtöße gegen Zucht und Ordnung; wo feſt zugepackt wurde, wie bei der Heeresgruppe Kronprinz, waren ſie ſchnell erledigt. Das Feldheer erholte ſich nach Einſetzen des Waffenſtillſtandes zuſehends mit jedem Tage und kam in ſtraffer Diſziplin an den Rhein.

Es zeigte dies klar, daß das Heer tatſächlich wohl übermüdet und zuſammengeſchmolzen, aber keineswegs treubrüchig und undiſziplíniert war. Ausnahmen brechen nicht die Regel. Wie es ſchon vor und im Krieg ſich erwieſen hat, iſt die Truppe ſtets ſo, wie die Führer ſind. Da und wo die Truppen ſo tadellos zurückkamen, iſt es ein aus-

ſchließliches Verdienſt der Offiziere und älteren Unteroffiziere. Im Gegenſatz dazu muß feſtgeſtellt werden, daß, wo immer Soldatenräte gebildet wurden, ſofort alle Disziplin zum Teufel ging und völlige Unordnung einriß. Daß die „Soldatenräte" meiſtenteils die Gelegenheit benutzten, ſich auch perſönlich zu bereichern, darf bei der Raſſe, der ſie vorwiegend angehörten, nicht wundernehmen.

Die Rückführung des Heeres in voller Ordnung, angeſichts ſolcher Demütigung und Schmach, iſt ein ſchönes Blatt im Ruhmeskranz des deutſchen Frontoffiziers und gleicht zum Teil die Sünden der O.H.L. wieder aus.

Die Armee hatte weſtlich des Rheins auch in der Bevölkerung Ordnung gehalten, trotz der eigenartigſten Befehle der O.H.L., die ſogar die roten Fahnen und Abzeichen geſtattet hatte und Schritt für Schritt vor der Regierung — die in Wahrheit ihrerſeits eine ebenſo große Angſt vor dem Heer hatte — kapitulierte. Jetzt, hinter dem Rhein, wurde es kritiſch. Die heimiſchen Soldatenräte traten entgegen, verlangten Entwaffnung und Abſetzung der Offiziere. Einzelne Armeeführer traten energiſch dagegen auf, ſie wurden ſofort von Groener auf Wunſch der Regierung entfernt und gleichzeitig wurde befohlen, mit den heimiſchen Soldatenräten „Konflikte zu vermeiden".

Das war aber unmöglich: bedeutete die bedingungsloſe Kapitulation. Dieſe erfolgte denn auch ſtellenweiſe, wobei es oft zu lieblichen Szenen kam. Soldaten und Offiziere, die jahrelang im Feld geſtanden und für ihr Vaterland Unmenſchliches ertragen hatten, wurden von jungen Lümmels und ihren Dirnen mißhandelt, beſchimpft und entwaffnet. Natürlich unter entſprechenden Vorſichtsmaßregeln, d. h. meiſt nur, wo ſie in Maſſen einzelne überfallen konnten. So ſah der Dank des neuen Vaterlandes an ſeine heimkehrenden Verteidiger aus! Hinter allem aber ſtanden die Revolutionsſchieber, freuten ſich und überlegten, wie ſie nun dem geblendeten Volk weiter das Geld abnehmen könnten. Es iſt ihnen geglückt!

## Soldatenrat-Tagung in Ems am 1. Dezember 1918.

Aber nun kam das Tollſte vom Tollen. Es wurde auf Wunſch der Regierung, der Groener zuſtimmte, eine Tagung der Soldatenräte nach Ems zum 1. Dezember 1918 befohlen. Der unabhängige Genoſſe Barth,

einer der sechs Volksbeauftragten, erschien dazu und schürte das Feuer. Barth erzählt selbst: „Am Sonnabend fuhr ich nach Köln und am Sonntag früh von da im offenen Auto nach Ems, wo wir um ¾12 ankamen. Meinem Begleiter erklärte ich: Nach meiner Auffassung gehen wir jetzt in die Höhle des Löwen, d. h. in die Zentrale der Gegenrevolution. Werde ich niedergeknallt oder verhaftet, so gib sofort Bericht nach Berlin. Zu meiner größten Genugtuung hatte ich mich getäuscht. Der Vertretertag war allerdings nicht revolutionär, aber auch nicht ausgesprochen gegenrevolutionär. Es war wie bei allen Soldatenräten, eine beinahe jedes politischen Verständnisses bare, von den kleinsten und kleinlichsten Sorgen des Heute erfüllte, völlig im Banne der Soldatenpsychose stehende Versammlung, wo, von einigen Ausnahmen abgesehen, jeder einzelne alle Fragen nur in seinem persönlichen Interesse betrachtete, ohne zu wissen, was eigentlich morgen seine Interessen seien. Der einzige feste Kern in der Versammlung, dem allerdings ihre große Mehrzahl wenn auch nicht feindlich, so doch ablehnend gegenüberstand, waren die dorthin delegierten Offiziere, die es verstanden, der Versammlung zu suggerieren, daß zwischen ihren und der andern Delegierten Interessen nicht nur keine Gegensätze bestünden, sondern daß ihre Interessen völlig identisch seien.

Und daher kam es, daß alle dort gefaßten Beschlüsse lediglich militärischer, die Revolution in ihrem Wesenskern völlig ignorierender Natur waren."

Barth ging nun daran, die Versammlung zu bearbeiten, was nicht schwer fallen konnte, da eben niemand widersprach und alle gänzlich unorientiert waren. Er fährt dann fort: „Was ich in Ems hoffen konnte zu erreichen, nämlich die Unmöglichkeit, die Fronttruppen gegen uns zu mißbrauchen [1]), das hatte ich erreicht. Um sie zu uns herüberzuziehen, dazu war die harte Schule des Lebens nötig."

1) Die eigenartige Rolle, die die O.H.L. während des Ganzen spielte, kennzeichnet Barth wie folgt: „Nunmehr fuhr ich nach Kassel zur O.H.L. In mehrstündigen Verhandlungen mit Groener bekam ich ein klares Bild über das Tun und Wollen der O.H.L., das ich dem Major Gareis auf seine Frage nach der Unterredung folgendermaßen formulierte:

„Das, was ich bisher geglaubt, das ist mir heute zur Gewißheit geworden. Hier bei der O.H.L. laufen die Fäden der Gegenrevolution zusammen. Heute und morgen haben wir von Ihnen nichts zu befürchten, aber übermorgen, d. h. sofort nach dem Friedensschluß. (!? Der Verfasser.) Ich billige Ihnen das Recht zu, Gegenrevolution zu machen. Aber lassen Sie sich nicht dabei kriegen, denn dann geht es Auge um Auge."

## Das Ende des deutſchen Heeres.

Die Soldatenräte kehrten zu ihren Truppen zurück und jetzt begann die Zerſetzung. Entehrt, geächtet und verraten von ihrem Vaterlande gingen die Beſten der Offiziere und Leute einfach nach Haus. Sie räumten das Feld den Revolutionspredigern, meiſt Matroſen und Juden, die den vollen Schutz der Regierung genoſſen. Dieſe tat noch ein Uebriges, indem ſie die Auflöſung des Heeres mit allen Mitteln beſchleunigte. Das böſe Gewiſſen trieb ſie zu dieſem ſchwerſten Verbrechen, das alles andere krönte. Das Heer mußte fort, ſolange es da war, beſtand die blaſſe Angſt vor dem Umſchwung und der Rache.

## Zuſammenfaſſung über die Revolution.

Ich habe die Vorgänge, die zur Revolution geführt haben, zwar nur allgemein und in ganz großen Zügen geſchildert und bin nur vereinzelt in Einzelheiten eingedrungen, wo dieſe beſonders grelle Schlaglichter auf das Geſamtbild warfen; trotzdem iſt es eine ziemlich weitſchweifige Abhandlung geworden. Deshalb iſt es angebracht, nochmals, aber nur in Stichworten, die Entſtehung und den Verlauf der Revolution zu betrachten.

1914 ſah ein einiges Volk, die zerſetzenden Tendenzen des Liberalismus und die Sozialdemokratie fanden keinen Rückhalt. Aber der Krieg dauerte länger und wurde immer ſchwerer, als erwartet war. Zu den ſeeliſchen Aufregungen und Sorgen trat die Not um das tägliche Brot mit den Folgen der Unterernährung, der Depreſſion. So entſtand der Nährboden, auf dem die Hetze anſetzte und Erfolg hatte. Sie ging ſyſtematiſch vor; ſie erſchütterte einmal das Vertrauen zum Kaiſer, zu den Führern, „die den Krieg aus egoiſtiſchen Gründen führten und das Volk herzlos opferten“. Sodann appellierte ſie an die Begehrlichkeit, trieb zu Hunger- und Lohnſtreiks. Und ſchließlich kamen die alten Schlagworte von der Freiheit und der diesmal „Internationale“ genannten

---

Dieſe Worte ſprach ich im Beiſein einiger Mitglieder des S.R., und Gareis war derart betroffen, daß er keine Worte der Erwiderung fand.“

Wäre die O.H.L. konterrevolutionär geweſen, ſo hätte ſie die Soldatenratsverſammlung wohl verhindert und ihre Macht, die ſie tatſächlich hatte, gebraucht. Sie ſchwankte aber genau, wie vorher, zwiſchen beſſerer Einſicht und Unentſchloſſenheit hin und her. Und, genau, wie vorher, ſiegte dieſe.

Brüderlichkeit des Proletariats, das natürlich auf der ganzen Welt nur darauf wartete, die vom Absolutismus und Militarismus geknebelten deutschen „Genossen" zu erlösen.

Das jüdisch-demokratisch orientierte Bürgertum sekundierte tapfer und bereicherte sich im übrigen möglichst skrupellos, was wieder Wasser auf die sozialdemokratische Mühle lieferte.

Der Reichstag machte in seiner Art den ganzen Spuk mit, ja inszenierte ihn immer neu. Er war in seinem Zusammenhang [1]) unfähig, auch nur einen großen Gedanken zu fassen und dem Volk zu geben.

Am schlimmsten aber stand es um die Regierung. Sie hätte erstens das Volk führen, ihm die Größe des Kampfes, der Pflichten und der Gefahr klar machen müssen. Dann wäre jede Verhetzung wirkungslos geblieben. Zugleich aber hätte sie à la Clémenceau mit eiserner Faust die zersetzenden Elemente ausrotten müssen. Dann wäre Deutschland auch innerlich gesundet. Beides hat sie nicht getan, und so trägt sie neben den Verführern ein gut Stück Schuld. Die O.H.L. hat sich redlich bemüht, gütlich die Regierung zu ihrer Pflicht zu bringen, vergebens; aber sie hat unterlassen, selbst zuzufassen und die sogenannte innere Politik in richtige Bahnen, meinetwegen mit einer Diktatur, zu leiten. Möglich, daß sie darüber fiel, dann träfe sie wenigstens kein Vorwurf.

Die Revolution kam nicht plötzlich, aus sich heraus mit Ungestüm, sie wurde langsam fabriziert von Phantasten, Narren und zielbewußten Verbrechern. Zuletzt stellte das Judentum das Hauptkontingent, denn es hatte guten Grund, durch eine in seinem Sinne laufende Revolution die Sünden, die es im Kriege durch Drückebergerei, Schiebertum, Wucher, Kriegsgesellschaften und Genußgier begangen hatte, zuzudecken und fortsetzen zu können. Die Revolution begann schon 1916, sie wirkte latent schon, als der Ersatz im Frühjahr 1918 größtenteils ausblieb, der ankommende aber verseucht war, als Meuterei und Fahnenflucht einriß, kurz, der Geist der Pflichterfüllung zu schwinden begann. Der 9. November war nur die äußerlich sichtbare Krönung dieses Werkes. Nicht dieser Tag allein hat Deutschland wehr- und ehrlos gemacht, sondern die gesamten Vorgänge in der Heimat, die auf Zersetzung der Staatsautorität und der Pflicht hingingen und die dem

1) Es war die Zusammensetzung schuld, denn an sich waren viele wackere tapfere Männer in ihm vorhanden.

Heer langsam das Blut entzogen. Trotzdem hätte das Feldheer mindestens zu einem ehrenvollen Frieden ausgereicht, wenn nicht eine auf internationale Verständigung des Proletariats eingestellte, weltfremde Regierung politische Ungeheuerlichkeiten nach außen und innen losgelassen hätte. Noch am 26. Oktober war das Unheil abzuwenden.

Man hat gesagt: Die Heimat hat das Heer von hinten erdolcht! Es stimmt so vielleicht in seiner Kürze nicht; Liberalismus und Sozialdemokratie haben unter Zusehen des Bürgertums und der Regierung schon vor dem Kriege begonnen, den Henkerstrick zu drehen, sie haben dann im Kriege hinterlistig dem Heer die Schlinge um den Hals gelegt und ganz langsam zugezogen. Erst zuletzt, als sie die Macht in Händen und das Heimatheer entwaffnet hatten, kamen dann doch die Dolchstöße. Der letzte, der Todesstoß, war die Zertrümmerung des deutschen Heeres hinter dem Rhein. Es war Deutschlands Tod für immer.

So mußte ein stolzes, edles, friedliches und pflichtgetreues Volk enden nicht durch Feindes Waffen, sondern durch Verrat und Untreue aus seiner Mitte.

Vergebens suchen die Schuldigen, unpersönlich gesprochen: der Liberalismus (die Demokratie) und der Pseudosozialismus, das Bild zu fälschen.

Wenn ein demokratischer Professor heute noch schreibt, die Revolution sei die natürliche Folge des Zusammenbruchs des Heeres, so gehört er als für Deutschlands Wiedergenesung gemeingefährlicher Lügner unschädlich gemacht.

Aber selbst wenn die Revolution die Folge gewesen wäre, so war sie doppelt dumm, denn nach dem Zusammenbruch des Heeres war Einigkeit, Stärke und Kraft erst recht nötig, um zu retten, was zu retten war. Weshalb zerschlug die Revolution alles und lieferte uns dem wilden Haß der Feinde und der Gefahr des Terrors aus? Die Revolution und sie allein trägt die Schuld an der Katastrophe von Versailles. Ohne sie hätten wir den Krieg mindestens zum ehrenvollen Abschluß gebracht.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier als Kronzeugen unsere Gegner [1]) aufführen wollte. Alle haben sie direkt und indirekt anerkannt, daß auch die Entente am Ende ihrer Kräfte war, daß sie wenige Wochen

1) Vgl. Urkunden Seite 352 ff.

oder Monate ſpäter Frieden ſchließen mußte. Wir haben die Nerven und damit den Krieg um eine Naſenlänge verloren. Aber verloren iſt verloren; und wenn unſere Feinde jetzt ſagen: „Wehe dem Beſiegten!“ ſo mögen wir ſagen: Wehe den Schuldigen! Aber es handelt ſich nicht um Rache an einzelnen, ſondern um Ausrottung des ganzen Geiſtes, der dieſe Schuldigen geleitet hat.

Unſere Gegner ſehen unſern Zuſammenbruch nicht unweſentlich als Verdienſt der feindlichen Lügenpreſſe, d. h. Lord Northcliffs an. Auch bei uns gibt man dieſen Einfluß zu, und die einen ergehen ſich in Lamentationen über die Schändlichkeit dieſes Mittels, die andern bewundern die Geſchicklichkeit und den Erfolg.

Die Sache liegt doch wohl anders. Die Engländer haben ſtets verſucht, ihren Gegnern die Revolution zu bringen, ſelbſtverſtändlich haben ſie es auch bei uns getan. Darüber zu moraliſieren, hat gar keinen Zweck. Northcliff hat koloſſal gearbeitet, das muß man ihm zugeben. Aber daß deutſche Pſeudodemokratie nnd deutſcher Pſeudoſozialismus ihn als Bundesgenoſſen für ihre Zerſtörungsarbeit am deutſchen Volke nehmen konnten, und daß das deutſche Volk ſich von dieſem verbrecheriſchen Wahnſinn verführen ließ — das iſt in dem Umfange in der Weltgeſchichte noch nicht dageweſen. Deutſche Schuld iſt es — nicht Verdienſt Northcliffs.

## Wirkung der Heeresauflöſung nach Innen und Außen.

Die Wirkung war doppelt, innerpolitiſch und außerpolitiſch. Ueber beide ein paar Worte.

Innerpolitiſch ſtanden wir in dieſer Zeit, wo jede einheitliche Regierungsgewalt fehlte, vor einer neuen Revolution, die Unabhängige und Kommuniſten offen ins Werk zu ſetzen ſuchten. Die Regierung war hilflos, da fanden ſich wackere Offiziere, die, vergeſſend was ihnen angetan, ſich an die Spitze von „Freikorps“ ſtellten. Die Freikorps beſtanden aus erprobten Frontkämpfern, beſonders aus zahlreichen jungen Offizieren und den beſten Unteroffizieren. Sie allein haben Deutſchland vor dem Aergſten bewahrt, haben in ſchweren Kämpfen ihr Blut in München, Hamburg, Halle, Braunſchweig, Berlin, in Schleſien nnd im Ruhrgebiet für Deutſchland geopfert. Ihnen allein verdankt die ſozialiſtiſche Regierung ihren Fortbeſtand, ja das Leben.

So groß wie das Verdienſt, war der „Dank“ ſeitens dieſer Regierung. Faſt reſtlos ſind die Führer in ſchnödeſter Weiſe fallen gelaſſen, verabſchiedet und beſchimpft, nachdem man ihrer nicht mehr bedurfte. Kein Finger hat ſich für ſie gerührt, weder in der Nationalverſammlung, noch in der Preſſe. Auch die Bürger, Beamten, Induſtriellen und Kaufleute, die nur ihnen ihr Leben danken, ließen ſie feige und erbärmlich im Stich. Tritt ihnen wirklich nicht die Schamröte ins Geſicht?

Schlimm äußerte ſich die Heeresauflöſung auch außerpolitiſch. Frankreichs Rachſucht, Englands kalter, gefühlsarmer Rechnergeiſt hatten freien Lauf. Was beſagte es, daß Wilſon anſcheinend anfangs noch verſucht hat auf ſeinen 14 Punkten zu beſtehen. Amerika hatte geholfen, Deutſchland zu beſiegen, jetzt hatte es ſeine Pflicht getan und konnte als quantité négligéable behandelt werden. Denn nach Zerbrechen der deutſchen Heeresmacht hatte Wilſon nichts mehr in Händen, um die Rolle des arbiter mundi weiter zu ſpielen.

Genug, Wilſon gab nach, und ſo entſtand jenes Dokument von Verſailles, das mit dem erzwungenen Schuldbekenntnis Deutſchlands beginnt, in frömmelndem Puritanertum Menſchheitsbeglückung durch den Völkerbund verheißt und mit einem wohlparagraphierten, dem deutſchen Volk auferlegten Inferno endet.

Hätte Wahrheit über Finſternis, klares Recht wider trübes Unrecht geſiegt, ehrlicher Waffengang entſchieden: das deutſche Volk hätte ein zweites Tilſit ertragen. Aber ein Volk, das verführt durch falſche Propheten und klaſſenbewußte Verräter, von ſich aus die Waffen wegwirft, ſich, ohne daß die Verhältniſſe und Machtmittel der Feinde es geboten, ſelber auf Gnade und Ungnade zur Verfügung eines als hochherzig geprieſenen Gegners ſtellt, ſo zu behandeln, wie es in dem Dokument von Verſailles geſchah, iſt nicht Sieg, iſt die Ausnutzung einer Konjunktur, die mit Anſtand, Gerechtigkeit und Klugheit nichts zu tun hat. Hätte die Entente mit blanken geiſtigen Waffen gekämpft, dem deutſchen Volke klar geſagt was ihm, im Falle ſeines Unterliegens, bevorſteht, nicht die ſchmierige Hilfe deutſcher Deſtrukteure angenommen: das deutſche Volk, das zu einem Remis in Ehren jederzeit bereit war, wäre nicht unterlegen.

Dieſer Friede iſt kein Friede; ihm fehlt die Ehrlichkeit, alſo die auch in der politiſchen Welt letzten Endes entſcheidende ſittliche Grundlage; ihm fehlt mithin die Dauer. Soll Europa je zur Ruhe kommen, ſo muß er ver-

schwinden; ob auf dem Wege einer Generalrevision, ob auf dem stückweisen Abbaues, ob auf einem dritten: es ist gleich.

Und *eines* ist sicher: es gibt eine Macht in Europa, für die ein ruhiger Kontinent Zukunfts- und Lebensinteresse ist, wenn die große Auseinandersetzung über die Herrschaft der Riesenwelt des Pazifik beginnt, der sie „Gewehr bei Fuß" nicht zusehen kann.

Fast ¾ Jahre zimmerte die Entente an diesem Frieden herum, lachend sah sie der Auflösung des deutschen Heeres zu, die ihr mehr und mehr die Möglichkeit gab, ihre Diktate zu verschärfen. Noch im Februar 1919 — wo ich in Köln war — glaubten die Engländer nicht an die freiwillige Vernichtung des deutschen Heeres. Und fraglos — hätte 1919 noch ein deutsches Heer von 2 000 000 Frontkämpfern am Rhein gestanden, der Friede wäre anders ausgefallen.

Und deshalb tragen an dieser Schande in erster Linie *die* Verbrecher die Schuld, die aus Furcht vor Strafe das Heer aufgelöst haben. Freilich *die*, die es hätten hindern können und sollen, vor allem die O.H.L. und die Bürgerparteien, trifft sie nicht minder. Franzosen und Engländer dafür zu beschimpfen, ist falsch. Welcher vernünftige Mensch konnte denn etwas anderes erwarten? Nur theoretisch verrannte deutsche Demokraten und die auf die Internationale schwörenden Sozialisten! Und sie sind kläglich genug, nicht einmal jetzt *ihren* Irrtum einzugestehen, sondern schimpfen weiter auf das „alte Regime" oder die „böse Entente", die doch nur liquidierte, was man ihr anbot.

Und noch weniger lohnt es, Amerika für das Werk „unserer Leute" verantwortlich zu machen; denn, wie gesagt, Deutschland selbst hat Wilson die Führerrolle im Friedensschluß zerschlagen. Es ist Wilson ja nicht einmal geglückt, Amerikas Stellung, entsprechend seiner Größe, Macht und entscheidenden Hilfe, zu wahren. So sind Amerikas Söhne tatsächlich für Frankreichs Rachsucht, für Englands politische Rechnerkunst in den Tod gegangen. Eine bittere Ironie des Schicksals! Wird je in Amerika die richtige Erkenntnis tagen?

## Der Frieden von Versailles.

Es lohnt wohl, einen Blick auf diesen selbstverschuldeten Frieden zu werfen.

Vorweg die Ehrabschneiderei! Deutschland muß anerkennen, daß

es den Krieg verſchuldet hat [1]). Kann eine Unterſchrift Tatſachen aus der Welt ſchaffen? Hundertmal unterſchrieben änderts nichts an der Tatſache, daß dieſe Auseinanderſetzung nicht von uns, geſchweige denn von uns allein geſucht wurde. Der Verſuch, aus einem Friedensvertrag ein Strafurteil zu machen, wird ſich rächen. Wird, wer das ſchlichte Recht auf ſeiner Seite weiß, einen Vertrag mit moraliſchen Druckmitteln beſchwören, um ſeinen Inhalt zu rechtfertigen? Wird ſolcher Verſuch nicht gerade und „mit Recht" das Mißtrauen wecken? Der Hiſtoriker von morgen wird in ſeinem Urteil kaum ſchwanken.

Dann kam die Auslieferungsdrohung. Der Kaiſer, Kronprinz, faſt alle Heerführer und verdienten Offiziere — neben einzelnen Verbrechern — wurden zur Beſtrafung angefordert. Leider hat die deutſche Regierung bis heute die Gegenrechnung nicht überreicht. Warum denn nicht? Iſt nicht erweislich und erwieſen, wieviel Scheußlichkeiten Engländer [2]), weiße und farbige Franzoſen an Deutſchen begangen haben? Sicher zehn-, ja zwanzigmal mehr wie umgekehrt; doch dafür gibts keine Strafen, keine Unterſuchung, keine Anklagen, keine Preſſe. Der Drang nach Wahrheit ſieht anders aus; die Furcht vor Wahrheit erklärt ſchon mehr.

Und neben der Furcht vor Wahrheit marſchiert die vor der Rehabilitation des Rechts. Sie hat die Entwaffnungsparagraphen diktiert. Das ſtolze deutſche Heer beſeitigt, die Wehrpflicht aufgehoben, die Waffen- und Munitionsfertigung auf ein Mindeſtmaß herabgeſetzt und unter Kontrolle geſtellt, die Feſtungen und Kriegshäfen geſchleift, die ſchwere Artillerie und die Luftwaffen abgeſchafft, die Marine und beſonders die U-Boote vernichtet — ſo glaubt Frankreich, iſt Deutſchland

1) Wobei allerdings nicht zu überſehen iſt, daß die Sozialdemokratie dieſe Behauptung zuerſt ausgeſprochen und in Deutſchland verbreitet hat, nur um ihr Parteiziel, Sturz der Dynaſtien, zu erreichen. Man ſoll Herrn Eisner, Kautsky u. a. nicht vergeſſen. Darf man es unſern Feinden verübeln, daß ſie die günſtige Gelegenheit, uns zu Schuldigen zu ſtempeln, benutzt haben.

2) Man vergleiche das engliſche Buch »A private in the guards« bei Stephen Graham (Macmillan 1919), wo der Verfaſſer mit geradezu verblüffender Offenheit die ganze Scheußlichkeit des gewohnheitsmäßigen Gefangenen- und Verwundetenmordes zugeſteht. Und das war die engliſche Garde! Es iſt auch kein engliſches Ruhmesblatt, daß z. B. einzelne indiſche Stämme ethiſch und kulturell höher ſtanden und ſich menſchlich benahmen.

Die rachſüchtigen ſadiſtiſchen Franzoſen waren ſicher noch ärger und ihre ſchwarzen Genoſſen erſt recht.

wehrlos und letzten Endes jedem Homunkulus von Staat ausgeliefert. Sucht doch schon das edle Polen mit Gewalt Stück für Stück aus dem Deutschen Reich herauszureißen. Und dabei wachen Ententekommissionen darüber, daß Deutschland sich nicht erholen kann, und erfinden, unter Berufung auf Friedensparagraphen, willkürlich immer neue Erpressungen. Das in den Wahnsinn der Revolution verführte deutsche Volk soll weiter die Hungerblockade tragen. So trifft man das Kind noch im Mutterleibe. Sollen wir vielleicht für die durch ihre Entartung unfruchtbaren Weiber Frankreichs büßen?

Nebenher geht unsere wirtschaftliche Versklavung, die an erklügelter Systematik ihresgleichen sucht. Man legt beliebige Leistungen an Geld und Waren auf, die schlechthin nicht zu erfüllen sind. Werden sie aber nicht erfüllt, so hat die Entente, d. h. Frankreich das Recht (!) zum neuen Einmarsch. Ein stetes Damoklesschwert, das das mehr denn je in Waffen starrende Frankreich über Deutschland gehängt hat. Wo bleibt die Abrüstung Frankreichs, gegen die sich Herr Léon Bourgeois, sein Senatspräsident, so kategorisch verwahrt hat? Wo der den Frieden garantierende „Völkerbund" Wilsons?

Die — mindestens von Frankreich klar gewollte — systematische Auspressung und schließliche Ermordung Deutschlands — das ist der „Verständigungsfrieden" von Versailles. Es ist der Friede um jeden Preis, den die Revolution gewollt[1]) hat. Vielleicht sieht ein Teil der deutschen Phantasten jetzt, wie töricht das Friedensgewinsel war und daß es nur Eines gab, was uns retten konnte: Einigkeit im Entschluß, durchzuhalten. Die Revolution hat Euch gebracht, was Ihr gewollt, beschuldigt bitte, nicht länger andere.

## Deutschland im Innern seit November 1918.

Und zu allem kommt noch der Irrsinn und die Zerrissenheit des eigenen Volkes, das sich selbst immer neue Wunden schlägt. Die Revolution sollte mit dem Frieden den erträumten sozialistischen Zukunftsstaat bringen, die Beseitigung der monarchistischen, militaristischen und kapitalistischen Herrlichkeit, um durch deren Sturz „der Menschheit

1) Vgl. Emil Barth: „Aus der Werkstatt der deutschen Revolution", Verlag Hoffmann, Berlin. Barth war einer der Hauptmacher der Revolution, und er gibt selbst zu, ja beweist, daß sie „gemacht" ist um den Frieden um jeden Preis zu erzwingen. Das Buch ist auch sonst lesenswert, weil es die Verranntheit in die Marxschen Irr-

Lebensglück zu geben". So schreibt Herr Barth selbst auf Seite 41 seiner Broschüre. Und was ist demgegenüber wirklich erreicht?

Das Proletariat übt tatsächlich eine Diktatur aus. Wenn auch seine Willkür und Zügellosigkeit, Gott sei Dank, noch gewisse Hemmungen erfahren hat und russische Zustände uns bisher erspart blieben, so ist das nicht ein Verdienst der neuen Richtung, sondern des noch immer im deutschen Volk vorhandenen Sinnes für Ordnung. Die Errungenschaften der neuen Zeit sind gleichwohl: Rückgang der Arbeitsleistung und damit der Produktion, Zerstörung des Wirtschaftslebens, Fortdauer des Hungers (der längst überwunden sein könnte), zunehmende Zerrüttung der Finanzwirtschaft, Vernichtung des Bürgerstandes und der Intelligenz.

Und auf der andern Seite steht eine ungeahnte Blüteperiode des Kapitalismus, des Geschäftemachens, des Schiebertums, des Wuchers, eine unglaubliche Demoralisation, allgemeine Korruption, Geburtenrückgang und Verdirnung des befreiten Weibes in allen Gesellschaftsklassen.

Der Tod des Idealismus, der Pflichterfüllung und Aufopferung — der absolute Sieg des schäbigsten Materialismus, Egoismus und Genußhungers, die (einen immer kleiner werdenden Kreis „rückständiger" Männer ausgenommen) unser Volk von oben bis unten durchsetzen — das ist das nackte Bild der Tatsachen.

War das der Zweck der Revolution?

Und weiter: durch das gleiche Wahlrecht für alle, die naturwidrige Gleichstellung des Weibes, die Einsetzung von Arbeiter- und Betriebsräten, die Lohnerhöhungen — die gleichwohl nicht ausreichten, um das zu kaufen, was man bei geordneter Wirtschaftslage mit geringem Lohn erstehen konnte — ist dadurch der „Menschheit" das Lebensglück gegeben? Nein; einfachste Ehrlichkeit erfordert die Feststellung, daß die Revolution den echten, jenen einzig lebensfähigen Sozialismus, wie er in Preußen-Deutschland sich entwickelte, zerstört und Deutschland selbst dem Ententekapitalismus und Militarismus ausgeliefert hat.

Das ist der Erfolg, und nun hört auf, ihr bewußten und unbewußten Mitschuldigen, die Tatsachen zu verdrehen, weiter zu hetzen und zu lügen; gesteht eure Schuld und Verblendung, jagt die wirklichen Ver-

---

ehren, das völlige Verkennen des echten Sozialismus seitens des Verfassers ebenso zeigt, wie die Leichtigkeit, mit der diese gemachte und unsinnige Revolution zu verhindern gewesen wäre.

brecher vom Kapitol und reicht die Hand zur Versöhnung und Zusammenarbeit aller — zum wahren Sozialismus!

Wollt Ihr? — Ein kleiner Teil wohl, der größere nicht. — Und so wird's auch keinen Aufstieg geben, bis die kommende gesegnete schwere Not das Volk läutert — oder vollends vernichtet.

---

# V. Teil.

# Rückblick.

## War der Krieg zu gewinnen und die Revolution zu vermeiden?

Bei dem ungeheuren Unglück, das nach vier Jahre langem, unvergleichlichem Heldenkampfe über Deutschland hereingebrochen ist, liegt die Frage nahe: „Konnten wir überhaupt den Krieg gewinnen?" Und mit ihr verbunden die zweite: „Konnten wir der Revolution entgehen?" Auf beide Fragen ist mit einem einfachen „Ja" zu antworten. Es sei noch einmal kurz zusammenfassend gestattet, diese Ansicht zu begründen.

## Deutschlands Chancen für den Endsieg.

Unter unsern Augen hatte England bis 1914 schon die halbe Welt gegen uns vereinigt und im Kriege traten, von England gezwungen oder verführt, immer neue Gegner auf. Viele Hunde sind des Hasen Tod! Und doch hätte Deutschland siegen können und müssen. Durch Englands Teilnahme am Krieg war von vornherein zu befürchten, daß er lange dauern würde, wenn es nicht gelang, Frankreich und Rußland in kurzer Zeit so zu schlagen, daß sie Frieden schlossen. Das war, da wir nicht unter voller Ausnutzung unserer Volkskraft ins Feld zogen, von vornherein aussichtslos und wurde es im Herbst 1914 noch mehr.

Wir mußten nun mit der Hungerblockade rechnen. Wir mußten uns ſagen, daß nur, wenn Englands Niederlage oder Zuſammenbruch vor dem unſeren eintrat, ein guter Friede zu erhoffen war. Daß wir nach meiner Meinung dieſe Erkenntnis zu ſpät und nicht ſcharf genug gezogen haben, iſt genügend beſprochen. Trotzdem iſt es keine Frage, daß England auf dem beſten Wege war, den Atem zu verlieren oder doch Welthandel und Seegeltung an Amerika abzutreten, was ebenfalls genügte, um es friedenswillig zu machen.

### a) Ertragen der Hungerblockade.

Für uns war alſo die eine Hauptfrage die: Konnten wir die Hungerblockade phyſiſch noch aushalten oder nicht? Die Antwort iſt durch die Tatſachen gegeben. Wir haben bis 1921 ſicher nicht mehr Lebensmittel zugeführt bekommen, als wir aus den beſetzten Gebieten im Kriege ziehen konnten, wir haben weiter gehungert, Hunderttauſende ſind elend umgekommen, aber Deutſchland lebt noch. Phyſiſch war die Hungerblockade alſo trotz aller entſetzlichen Not nicht ausſchlaggebend; ſie wurde es moraliſch, aber nur durch die Begleitumſtände, wie wir ſehen werden.

### b) Kriegsinduſtrie, Technik und Wiſſenſchaft.

Die zweite Schwierigkeit bei der langen Kriegsdauer lag in den ungeheuren Anforderungen, die der Krieg in induſtrieller und techniſcher Beziehung ſtellte. Kein Land der Erde hätte, auf ſich allein angewieſen, das dazu Nötige geleiſtet. Deutſcher Fleiß, Wiſſenſchaft, Technik und Unternehmergeiſt haben in dieſem Kriege den Wettkampf mit der Welt aufgenommen und haben ihn beſtanden. Es iſt ein Ruhmesblatt von unverwelklicher Dauer — mögen auch hie und da die Motive nicht die edelſten geweſen ſein.

### c) Das deutſche Heer.

Die dritte Schwierigkeit war die militäriſche. Wir waren an Menſchen zu Beginn des Krieges kaum ſo ſtark wie unſere Gegner, ſpäter kaum $^1/_3$—$^1/_4$. Die Zahl iſt wichtig, aber gibt nicht den Ausſchlag. Daß wir nicht an Menſchenmangel verloren haben, beweiſt die Tatſache, daß wir Oktober 1918 noch 600 000 Mann Erſatz hatten und daß mindeſtens eine Million Drückeberger greifbar geweſen wäre, wenn man gewollt

hätte. Worin lag unsere Ueberlegenheit? Unser Heer war in Ausbildung und höherer wie niederer Führung — trotz aller Fehler — allen Gegnern weit überlegen. Dazu kam, daß der Deutsche — an sich friedliebend, aber seit einem Jahrtausend von Ost und West immer erneut bekriegt — alle soldatischen Eigenschaften, Mut, Tapferkeit, Kraft, Ausdauer, Abhärtung und Anspruchslosigkeit in sich vereinigte; den Ausschlag aber gab die moralische Seite. Die Treue, das Kameradschaftsverhältnis zwischen allen, ohne Rangunterschied, war bei aller Disziplin zu Beginn des Krieges mustergültig. Keiner ließ den andern im Stich. Und so ist es an der Front auch vielfach bis zum Schluß geblieben. Aber dahinter und in der Heimat, da dankte die Treue zugunsten eines individuellen Egoismus und oft sybaritischen Materialismus ab, und das hat uns zu Fall gebracht. Das Heer wurzelte eben in der Heimat, das Heer vermag durch seine Siege oder Niederlagen die Stimmung der Heimat zu heben oder zu senken, sie aber nicht moralisch umzuwerten. Und auch das beste Heer erliegt, wenn die Heimat, die nun einmal Lebensquell seiner Stärke ist, versagt, verkommt und über das Heer dieselbe seelische Aushungerungsblockade verhängt, wie England die physische gegen Deutschland übte.

## Krieg und Revolution als Kampf der Weltauffassungen.

### Weltauffassung des deutschen Volkes.

Und so kommen wir auf den Kernpunkt, den sittlichen Gehalt des deutschen Volkes und seiner Gegner. Der sittliche Gehalt prägt sich aus in der Weltanschauung, die ihrerseits wieder das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit formt.

Das, was Deutschland groß gemacht hat, ist die Weltanschauung, die die Hohenzollern, vor allem Friedrich Wilhelm I. und der große Fritz, und mit ihnen die großen Philosophen, die Kant, Fichte, Schelling, Hegel bis herab zu von Hartmann, zunächst Preußen und dann, seit 1866, dem Reich gegeben haben. Natürlich war diese Weltauffassung nur auf der Basis arisch-germanischen Blutes möglich, es war die des kategorischen Imperativs der Pflicht, „Einer für alle" und „Alle für einen", und alle letzten Endes Diener der Gesamtheit, jenes Staates, der nach Hegel die Verkörperung der sittlichen Idee darstellte.

Es war keine Redensart, wenn Friedrich II. sagte: „Ich bin nur

der erſte Diener des Staates." Welch eine Fülle von Idealismus, von höchſten Tugenden, Treue, Diſziplin, Entſagung und pflichttreuer Arbeit liegt in dieſem Bekenntnis. Das Gemeingefühl der Arbeit, der gleichen Pflicht züchtete notgedrungen das Standesbewußtſein der Berufsgemeinſchaft. Ueber die Zugehörigkeit und den Rang darin entſchied nicht das Geld (im Gegenteil, in dieſer Weltanſchauung lag eine glatte Verachtung des bloßen Reichſeins mit ſeinem Luxus und ſeinem Genießen), ſondern die Leiſtung, die Pflichterfüllung. Und damit war das Volk aufgebaut.

Der Soldat als Inbegriff der abſoluten Pflicht, nur dem Staat zu leben und zu ſterben, nahm allerdings für ſich die erſte Stelle in Anſpruch [1]), und das entſprach auch abſolut dem deutſchen Volksempfinden, bis es kapitaliſtiſch, demokratiſch vergiftet wurde.

Vom religiös-ethiſchen Standpunkt aus hieß es als Gottes Gebot: „Arbeite, denn das iſt dein Beruf auf Erden, deine Pflicht; nicht das Mittel zum Zweck, dich auf Koſten anderer zu bereichern."

Wenn man für dieſe preußiſch-deutſche Lebensauffaſſung ein modernes Wort ſucht, ſo iſt's, richtig verſtanden, „Sozialismus" [2]). Freilich nicht der falſche, mit dem Demokratie und Sozialdemokratie uns zugrunde gerichtet haben, ſondern in dem echten großen Sinn, daß jeder mit allem Können, mit Leib und Blut dem Ganzen, dem Staate gehört. In dieſer Weltanſchauung, wie ſie 1914 noch einmal ſpontan durchbrach, wäre Deutſchland unbeſiegbar geweſen; aber falſcher Sozialismus und falſch verſtandene Demokratie (Liberalismus) nagten ſeit Jahrzehnten an ihm und haben ſchließlich im Kriege obgeſiegt. Und da fiel Deutſchland. Ehe wir dieſe Einflüſſe unter die Lupe nehmen, müſſen wir unſern Gegnern uns zuwenden.

### Franzöſiſche Weltanſchauung.

Bei den Franzoſen kann man von einer Weltanſchauung überhaupt nicht reden, wenn man nicht einen platten Rationalismus Voltaireſcher Färbung dafür nehmen will. Sie beſitzen beſtenfalls eine abſolut effeminierte Kultur. Im übrigen kennen ſie weder das Evangelium des Dienſtes, wie der Deutſche, noch das des business des Engländers und

1) Der Soldat war innerhalb dieſes Ganzen genau das, was der Ekkleſiaſt innerhalb der Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche iſt!

2) Ich folge hier den Gedankengängen Spengiers: In „Preußentum und Sozialismus".

Amerikaners, sondern sie sind anarchisch, gegen alles, was Ordnung heißt, gerichtet. Das ist der Sinn der französischen „Demokratie", die es denn auch immer wieder nötig macht, daß entschlossene Staatsmänner (Clémenceau) mit ganz undemokratischen Mitteln Ordnung schaffen, was der Franzose, an Hängen und Köpfen gewöhnt, auch mit Hochrufen begrüßt.

Eine große Eigenschaft an ihnen ist ihr Nationalstolz. Sie sind die ‚grande nation", die die gloire in Erbpacht hat. Immerhin befähigt dieser Stolz sie, in Verbindung mit fast weibischer Rachsucht und Befriedigung der persönlichen Eitelkeit, zu beträchtlichen Leistungen. Die französischen Truppen haben sich, trotz aller Meutereien, immer wieder gut geschlagen, vor allem haben aber die Bürger alle Härten und Entbehrungen ganz anders ertragen, als wir. Doch, wie gesagt, es ist die Tapferkeit und der Mut der Eitelkeit, nicht der Pflicht und nicht des Zweckes.

Im übrigen regiert l'amour, d. h. das Weib oder, besser gesagt, die „Dame". Alles ist nur aus diesem Winkel zu betrachten.

Es trieb die Franzosen nicht eine Weltauffassung, sondern nur die Revancheidee und der Chauvinismus in den Krieg. Das kapitalistische Element ist nur nebenher und am Schluß in die Erscheinung getreten.

## Russische Weltauffassung.

Rußland vertrat keine besondere Weltanschauung. Es hatte gegen Deutschland eine gewisse Animosität, besonders in den Hof- und höheren Bürgerkreisen, die aber nur auf die abstoßende Politik Deutschlands zurückzuführen war. Die traditionelle Freundschaft Deutschlands und Rußlands hatte aber auch noch viele Anhänger. Die große Masse des Volkes war politisch indifferent, und so trat Rußland ohne inneren Schwung, ohne eine führende Idee in den Krieg ein, in Wahrheit ein Opfer englisch-französischer Ränke und Bestechung. Es war ein Unglück, denn in diesem Volk schlummert soviel Gutes und Edles, soviel Kraft und Aufopferungsfähigkeit, daß es wahrlich eine wichtigere Kulturaufgabe hatte, als die, das ihm in allen diesen Eigenschaften verwandte deutsche Volk zu bekriegen.

## Englische Weltauffassung.

Wir mußten Frankreich und Rußland kurz streifen, eigentlich nur, um zu zeigen, daß sie nicht die große führende Idee in diesen Krieg hineingetragen haben. Die war englischen Ursprungs.

Man muß dazu die englische Weltanschauung betrachten. Sie gipfelt in dem Begriff der persönlichen Unabhängigkeit, des Individualismus. Aber nicht im anarchischen Sinne, sondern in dem der Selbstverantwortung, Selbstbestimmung, Entschlossenheit und Initiative, also zweifellos in Tugenden ersten Ranges, solange sie sich in ethischer Richtung betätigen. Der alte Korsarentrieb auf der abgeschlossenen gesicherten Insel konnte diese Weltanschauung züchten. England kannte keine „Pflicht der Aufopferung des einen für den Staat", ihm fehlt sehr bezeichnend die „Wehrpflicht", die es nur in der höchsten Not des Krieges für dessen Dauer eingeführt hat. Der englische Staat nimmt das Einzeldasein überhaupt nicht in Anspruch, er dient dem letzteren nur als Mittel, insofern er die Verhältnisse zu schaffen hat, die dem einzelnen gestatten, seine alten Machtinstinkte zur Geltung zu bringen. So ist die englische Geschichte tatsächlich nichts als eine Kette von räuberischen Ueberfällen und Gewalttaten einzelner, oder von Gruppen der englischen Handelskompagnien oder der Gesamtheit, um ganze Länder zu unterjochen und auszubeuten[1]).

Die Arbeit ist nicht Pflicht und Selbstzweck, sondern sie ist nur das Mittel zum Erfolg. Und dafür ist jedes Mittel recht. Die englische Religionsvorstellung kommt dem zu Hilfe: England ist das auserwählte Volk; was es tut ist also Gottes Wille, wer sich entgegenstellt muß vernichtet, ausgerottet werden. So wurde die ganze Welt das Ausbeutungsfeld Englands.

Es ist klar, daß eine Weltanschauung, der sich, vom realen Boden des Ich aus, die Macht in dieser Form ethisiert, eine ungemein solide Grundlage für starkes, nicht über Zwirnsfäden stolperndes Handeln abgeben kann, ja muß. Es ist ebenso klar, daß sie, als Kollektiverscheinung eines ganzen Volkes, zur Weltgefahr werden kann, mindestens diesem Volke eine Freiheit in der Auswahl seiner politischen Mittel an die Hand gibt, die es ungemein und ebenso stark in der defensiven Wahrung seiner Interessen, wie in der offensiven Verfolgung seiner Ziele macht. Schließlich wird im Lauf der Jahrhunderte dieses Machtbedürfnis zum politischen Grundinstinkt, der Herrschaftsgedanke zum ethisch (cant) überzierten Eckpfeiler des Herrschaftswillens, der Herrschafterweiterung des Imperialismus.

---

1) Ich verweise auch hier auf Spengler: „Preußentum und Sozialismus".

Dieſer Imperialismus hat ſich dann auch mit zäher Konſequenz ſeine politiſche Form geſchaffen; denn das engliſche Parlament war urſprünglich lediglich das Organ eines ausgeprägten, übrigens nach innen gegen die Staatsgewalt gerichteten Ständeegoismus, das, je mehr es ſich zum Vertreter des Geſamtvolkes umſchuf, zum Ableiter dieſes Egoismus nach außen wurde. Dieſer Imperialismus hat ſich ebenſo eine Wirtſchaftsform geſchaffen, die in Bentham Smith nnd Malthus, ſpäter in den Mancheſterleuten, dem individualiſtiſch feſſelloſen Wirtſchaftsevangelium überhaupt ihre Exponenten fand. Dieſer Imperialismus hat ſich nicht minder ſeine Philoſophie geſchaffen; ſie heißt als Theorie „Senſualismus", als Praxis „Eudämonismus", das heißt: Materialismus.

Reich werden, d. h. perſönlichen Erfolg haben, danach trachtet jeder, nnd tatſächlich ſchichtet ſich das engliſche Volk nach „Reich nnd Arm". Der Arme ſieht in dem Reichen ein bevorzugtes Weſen, nnd ſein Kampf dagegen läuft nicht darauf hinaus, den Kapitalismus zu brechen, ſondern ſelbſt reich zu werden.

England — das Volk wie der einzelne — ſah in dem arbeitenden, erfolgreich ſchaffenden Deutſchland einen Rivalen, und ſo mußte er fort. Aber das war nicht leicht, und ſo wurde langſam die ganze Welt dagegen mobil gemacht, während man den Bedrohten immer wieder die Friedenspalme hinhielt, um ihn einzuſchläfern. Und das iſt England gelnngen dank nnſerer unbegreiflichen Fehler; ſo ſehr, daß es zuletzt die Sache nmdrehen nnd Deutſchland die Schnld am Kriege znzuſchieben vermochte!

## Gründe des Zuſammenbruchs der deutſchen Weltauffaſſung.

Wir kommen nun zn dem wichtigſten Punkte, das iſt dem Zuſammenbruch des preußiſch-deutſchen Sozialismus, dem Verſagen der Pflicht gegen den Staat am Schluß des Krieges. Wie konnte er kommen? Wir haben die Gründe kennengelernt, gleichwohl ſei es geſtattet, ſie kurz zu wiederholen.

### a) Kapitalismus.

Als Marx ſeinen Feldzug gegen den Kapitalismus eröffnete, meinte er den angelſächſiſchen, denn in Deutſchland gab es ihn nicht. Aber die ungeahnte Entwicklung von Handel und Induſtrie in Deutſchland hatte

in der Aera Wilhelms II. auch in Deutschland etwas Aehnliches gezüchtet. Es war zwar nicht die gemütlos egoistische Ausnutzung der ganzen Welt, sondern es handelte sich meist um Vermögen, die durch Fleiß, Organisationstalent und Wissenschaft geschaffen waren. Aber der kapitalistische Geist, das Geldverdienen als Hauptzweck hatte doch Fuß gefaßt, und da Wilhelm II., trotz seiner entschieden ursprünglich echt sozialen Lebensauffassung, den Prunk und Luxus liebte, ja, sich mehr und mehr durch ihn imponieren ließ, so fand dieser kapitalistische Geist langsam auch im Heer, in Marine und Beamtenschaft Eingang. Die klägliche Besoldung einerseits, die gesteigerten „gesellschaftlichen" Anforderungen, in deren Mittelpunkt die „Dame" stand, wirkten gleichermaßen unheilvoll dabei mit. Das Vermögen begann die Karriere zu erleichtern. Die preußische Auffassung der Pflicht kam allmählich in Gefahr, ihre besten Träger, der Schwert- und Beamtenadel, wurde zurückgesetzt oder erlag der Versuchung.

Die Stellungnahme der Sozialdemokratie gegen den Kapitalismus war also an sich berechtigt, und als im Laufe des Krieges die schamlose Gewinnsucht überhand nahm, mußte diese Bewegung erstarken. Aber die Bewegung ging nicht darauf aus, den Kapitalismus zu treffen, sondern ihm in bezug auf Geldverdienen den Rang streitig zu machen. Es war also keine Rückkehr zur Pflicht, sondern eine ebenso gründliche Abkehr, wie sie im Kapitalismus vorlag. So wirkt „liberaler" und „proletarischer" Kapitalismus in gleichem Sinn zerstörend am deutschen Geist.

### b) Der Liberalismus.

Der zweite Grund war die liberal-pseudodemokratische Tendenz, die in Deutschland unter der Phrase der Freiheit und des Fortschrittes den Militarismus und Absolutismus bekämpfte. Betrachten wir noch einmal diese beiden Schlagworte näher.

Wenn „Militarismus" besagen sollte, daß Deutschland eine gewaltige Streitmacht unterhielt, so konnten nur weltfremde Gemüter sich dagegen auflehnen. Nur mit starker Streitmacht konnte Deutschland leben, konnte es wachsen, nur dadurch den Frieden erhalten.

Aber der Sinn des Militarismus war tiefer. Es war der Geist der Pflicht, der Treue und der Disziplin, d. h. der Geist des echten Sozialismus, wie er allerdings im Heer seinen deutlichsten Ausdruck fand.

England hatte guten Grund, diesen deutschen Geist zu bekämpfen, aber daß es auch der deutsche Liberalismus (jetzt nennt er sich fälschlich und anmaßlich Demokratie) tat, bewies schon ein starkes Maß von politischer Unreife, Verblendung und — bewußtem Verrat. Wenn der deutsche Liberalismus dabei, wie fasziniert, auf den englischen sah, so ist das unberechtigt, denn der englische war etwas ganz anderes, wie wir sahen.

Der Liberalismus ist, kurz gesagt, die Verneinung des deutschen Sozialismus der Pflicht, ist das Glaubensbekenntnis des ausbeutenden Kapitalismus. Er sah in dem „Militarismus" seinen Todfeind. Kein Wunder, daß der kapitalistische Jude den Liberalismus in erster Linie predigte, daneben der weltfremde Gelehrte und Schriftsteller und der für „Freiheit" begeisterte Spießbürger, dem in erster Linie an dem Wort sein rein negativer Inhalt gefällt. So hat der deutsche Liberalismus in verschiedenen Schattierungen direkt der kapitalistischen Weltauffassung in die Arme gearbeitet und mit dieser gemeinschaftlich den deutschen Geist ertötet.

Der Kampf des Liberalismus gegen den „Absolutismus" war noch öder, er gehörte so in das Programm der Freiheit. Daß die kaiserliche Machtbefugnis nicht größer war als die der meisten republikanischen Präsidenten, daß die Regierung in Deutschland mehr Freiheit ließ und weniger mit Strafen arbeitete wie irgendeine sonst, kümmerte den echten Liberalen nicht. Der Kampf gegen den überdies nirgends vorhandenen Absolutismus gipfelte in der Forderung des Parlamentarismus und des allgemeinen Stimmrechts, beides erprobte Methoden des Kapitalismus. Im übrigen berührt sich darin der Liberalismus mit der Sozialdemokratie, die von der Zahl der Stimmen ihren Sieg und dadurch das Uebergewicht in der Regierung erwartete, den sie sonst freilich auf vernünftigem Wege nicht erhoffen konnte.

## Falsche Front der Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokratie war weder wirklich sozial noch wahrhaft demokratisch. Sie verfolgte das Ziel „des Kapitalismus und der Diktatur des Proletariats". Und damit hatte sie die Front gegen die deutsche Weltanschauung der Pflicht so gründlich wie nur möglich. Der Stoß traf so den in Wirklichkeit immer noch sozialsten, d. h. zu Aufopferung und Pflichterfüllung bereiten mittleren Bürger, den Offizier- und Beamtenstand und nicht die kapitalistischen Kreise. (Diesen geht es auch heute

noch sehr gut.) Das hat die rein jüdische Aufmachung mit großem Geschick verstanden, die auch noch die „Internationale" mit hineinzog, die natürlich den Verständigungsfrieden durch das Zusammengehen der „Proletarier aller Länder" bringen mußte. Als ob jemals die Arbeiterschaft irgendeines Landes, außer Deutschland, für diesen internationalen Gedanken mehr als ein paar hochtönende Phrasen gehabt hätte.

## Die persönlichen Anschuldigungen wegen des verlorenen Krieges.

Richtig ist, daß wir den Krieg vermieden hätten, wenn wir vor dem Kriege unsere Wehrmacht aufs äußerste angespannt, den preußisch-deutschen Geist statt des mammonistisch-internationalen gepflegt und mit Rußland auf Gedeih und Verderb uns zusammengeschlossen hätten. Nie hätten England und Frankreich allein gewagt, uns anzutasten. Die Schuld für diese Versäumnis wiegt schwer, aber sie trifft nicht den Kaiser allein, sondern viel mehr seine Berater, vor allem den Reichstag und seine nach falscher Richtung arbeitenden Parteien (Mehrheitsparteien).

Nehmen wir aber den Krieg als gegebene Größe an, so liegt die Schuld an dem Verlorengehen nur zum kleinsten Teil an den sogenannten Fehlern in der Strategie und Taktik.

Zweifellos sind Fehler gemacht, zahlreiche und schwere, wir haben sie gewissenhaft genannt und gewürdigt. Ob und wie weit aber der Krieg im ganzen beeinflußt wäre, wenn man die „Fehler" vermieden hätte, ist schwer zu sagen. Gewiß hätten wir ohne die erste Marnekatastrophe besser dagestanden, aber zu Ende wäre der Krieg nicht gewesen, wir hätten noch lange nicht Frankreich am Boden gehabt. Es läßt sich sehr schwer die militärische Tragweite der „Fehler" abschätzen, weil uns die Kenntnis der Gegenzüge des Feindes fehlt, die dieser gemacht hätte, wenn wir anders handelten.

Indes, ohne alle jetzt erkannten und noch nicht erkannten Fehler — die Ansichten gehen da weit auseinander — hätten wir natürlich besser dagestanden und vielleicht den Krieg in kürzerer Zeit militärisch gewinnen können. So darf man aber gar nicht rechnen. Stets sind und werden Fehler gemacht und die Entente hat im einzelnen viel

größere und ſchwerere gemacht und hätte ohne dieſe vielleicht ſchon 1915 den vollen militäriſchen Sieg haben können. Hier wie dort ſind die Fehler eben gewiſſe, im Augenblick von dem Betreffenden nicht zu überwindende Hemmungen geweſen, viel mehr jedenfalls, wie falſche Ueberlegungen.

Aber das iſt ſicher, wir hätten den Krieg trotz der Fehler, gewonnen, wenn ſich das deutſche Volk treu blieb im Geiſte des kategoriſchen Imperativs der Pflicht, im Geiſt eines Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Hegel und Kant.

Und hier liegt die Schuld. Nichts, rein nichts iſt dazu geſchehen; weder iſt dieſer Geiſt genährt, noch der dagegen ankämpfende gebannt. Keine Aufklärung, keine Führung, keine lohnende und keine ſtrafende Hand! Das Volk ausgeliefert an Kriegsgewinnler, Drückeberger, Verführer und Schwarzſeher und Flaumacher (die ſichs perſönlich üppig wohl ſein ließen und noch das öffentliche Aergernis des Schmarotzens gaben) — das war zuviel. Und in dieſe Schuld mögen ſich Kaiſer, ſämtliche Reichskanzler, der Reichstag und das Volk ſelbſt teilen. Prüfe ſich jeder und er wird auch ſeine Schuld erkennen.

Schwere Schuld laſtet auch auf der O.H.L.! Daß der Krieg in der Heimat entſchieden wurde, hatten wir 1917 erkannt, aber die Gegenmaßnahmen waren ſchlaff und halb. Gewiß hatte es Ludendorff ſchwer; mehr wie einmal war er in Gefahr, „erſetzt" zu werden, weil er als Mahner und Warner unbequem war. Noch heute hört man den Vorwurf, er habe ſich zuviel in die innere (und äußere) Politik gemiſcht. Nein, zu wenig und nicht energiſch genug! Wahrſcheinlich wäre er darüber gefallen, denn niemand ſchützte ihn, wie der 26. Oktober 1918 zeigte, aber dann ſtände er heute ohne Vorwurf da und vielleicht hätte ſein Abgang indirekt den Umſchwung gebracht. Auch ich — ich muß mich hier mit nennen — habe teil an dieſer Schuld! Ich habe richtig geſehen und geraten, mich auch redlich bemüht, um durchzudringen. Aber wir mußten weg, einer wie der andere, wenn wir das nicht erreichten, was uns zur Rettung von Volk und Vaterland unentbehrlich ſchien. Allerdings hat mich nur die Furcht, daß Ludendorff vorzeitig fiele und dann alles verloren ſei, davon abgehalten. Mangel an Entſchluß und Sorge für mich haben nicht eingewirkt, den Vorwurf wird mir auch keiner machen, der mich kennt. Jetzt ſehe ich aber anders und glaube, daß mein Zaudern falſch war.

Aber ſo ſchwer auch die Unterlaſſungsſchuld auf Kaiſer, O.H.L. Regierung und rechten Reichstagsparteien laſtet — ſie alle wollten doch

den Krieg zu gutem Ende führen —, ſo iſt die aktive Schuld der Revolutionsmacher um ſo unendlich größer. Die ſeit 1916 (beſſer ſeit 40 Jahren) genährte Revolution hat Deutſchlands moraliſche und phyſiſche Kraft gelähmt, ſie hat den Krieg allein verloren. Und demgegenüber hat ſie auch nichts Poſitives aufzuweiſen, ſie hat glatterdings nichts geleiſtet und alles zerſtört.

Vielleicht nie war eine Revolution ſo unberechtigt, ſo unſinnig und hat ſoviel Unheil gebracht, wie die deutſche des Jahres 1918. Es iſt ſchon charakteriſtiſch, daß ſie nicht einen führenden Kopf, nicht einen großen Mann vom Schlage Cromwells oder auch nur Mirabeaus gezeitigt hat, ſo wenig wie auch nur eine hervorragende Frau. Faſt nur Kokotten und Megären machen ſich breit. Der verlorene Krieg, das zertrümmerte Heer, der Schandfrieden, der finanzielle Zuſammenbruch, die wirtſchaftliche Not, die innere Zerriſſenheit — alles das iſt einzig und allein Schuld der Revolution.

Ziehen wir aus dem „Rückblick“ den Schluß, ſo ergibt ſich: England hatte ſich auf den Krieg eingeſtellt, weil es, ſeiner Weltanſchauung entſprechend, den der wirtſchaftlichen Ausbeutungspolitik unbequemen, täglich ſtärker werdenden Nebenbuhler vernichten mußte. Der reine Wirtſchaftskrieg wurde im Grunde alſo der Kampf der beiden Weltanſchauungen. Hier deutſche Pflichterfüllung, Diſziplin und Treue gegen das Ganze, kurz Sozialismus im beſten Sinne, dort Wirtſchaftsimperium, Kapitalismus, im wahrſten Sinne Antiſozialismus. Nie konnten ſich dieſe Weltanſchauungen einen!

Deutſchland war unbeſieglich, ſolange es ſich treu blieb. Aber es wurde ſich untreu, es glaubte den von drüben ſchallenden Betörungsverſuchen und den eigenen Irrlehrern, daß es nur in Pſeudodemokratie, Pſeudoſozialismus, Parlamentarismus und Zerſchlagung des Militarismus ſein Heil finden und engliſcher Freundſchaft würdig werden könne. (Wie ſchon oben bemerkt, nahmen England und die Entente dagegen im Kriege gerade den Militarismus und ſo ziemlich alles, was ſie an uns mit lautem Schimpf befehdeten, an, während wir Stück für Stück „abbauten“. Tatſächlich kämpften wir ſo die letzten Jahre mit verkehrten Fronten. Daß dies möglich wurde, iſt die Schuld der deutſchen Regierung.)

Das ſich untreu gewordene, vom Idealismus der Pflicht und Ehre verlaſſene deutſche Volk mußte der Uebermacht erliegen, die ſonſt nimmer den Ausſchlag gegeben hätte.

Am Tage seines 30jährigen Regierungsjubiläums sprach Kaiser Wilhelm im Kreise der O.H.L. spontan über den „Kampf der beiden Weltanschauungen" in diesem Kriege. Ich schöpfte noch einmal leise Hoffnung. Hatte der Kaiser dies erkannt, so wurde möglich, daß er nun endlich doch noch eingriff und die preußisch-deutsche Auffassung schützte. Nach Tisch hatte ich die Ehre, von Seiner Majestät ins Gespräch gezogen zu werden. Er unterstrich noch einiges, namentlich das verheerende Wirken des Reichstags. Also, dachte ich, erkennt er die Gefahr. Allein es geschah wieder nichts. Warum es ihm nicht gelang, den Ausweg zu finden, warum auch dem Kronprinzen nicht, dem ich wieder und immer wieder die drohende Gefahr vor Augen stellte und energisches Eingreifen zur Pflicht machte: — der Gründe sind viele, und ich habe versucht, sie klarzulegen. Zulänglich und zwingend wird freilich keiner genannt werden können. Goethe sagt: „Wer erkennt, der will auch." Wie schlecht paßt es hier!

---

# Ausblick.

Der Krieg war, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, ein reiner Wirtschaftskrieg zwangsläufig herbeigeführt durch die imperialistisch-kapitalistische Weltanschauung. Wir bedrohten Englands Welthandel und so mußten wir weg.

Als wir uns vor dem Kriege ausdehnten, als wir mit Stolz unsern Handel und Wandel aufblühen sahen, hat uns diese Erkenntnis gefehlt, ja sie fehlt heute noch. Uns stand frei, Weltmacht zu werden. Dann mußten wir aber

entweder mit England früher oder später abrechnen — was sorgsamste Pflege unsrer Beziehungen zu Rußland und Ausbau unsrer Wehrmacht voraussetzte;

oder uns mit England verständigen — dann war der Krieg vielleicht vermeidbar.

Wir aber wollten Weltmacht werden und zerſchlugen uns gleichzeitig die politiſchen und militäriſchen Siegesgarantien ſelbſt, die ſich reichlich genug boten.

Auf jeden Fall hatte Deutſchland ein Recht, Weltmacht zu ſein, denn es hatte die Stärke dazu.

Jetzt ſind wir allerdings durch das Verbrechen der Revolution um die Weltmacht herum, und nicht nur das, wir ſind vernichtet, beſchimpft, entehrt in den Augen der Welt. Und wir dürfen nicht einmal klagen, denn Deutſchland erntet, was „Deutſche" geſät haben und noch ſäen.

Die Frage iſt aber: können wir überhaupt wieder empor aus der inneren Not und aus den Klauen der, heute zweimal anerkannten, Verſailler Vergewaltigung, oder nicht?"

Die Antwort erfordert zunächſt einen kurzen Blick auf die geiſtigen Strömungen der Welt und die neugeſchaffene wirtſchaftliche wie politiſche Lage der fremden Staaten. Erſt dann können wir uns Deutſchland ſelbſt zuwenden.

## Die geiſtigen Strömungen der Welt.

Der Materialismus herrſcht zur Zeit unbeſchränkt. Er zerſtört den Idealismus, d. h. das Pflichtgefühl, den Mannesſtolz, die Selbſtdiſziplin, die Sittlichkeit und die Gottesfurcht. Kapitalismus, Pſeudodemokratie, Pſeudoſozialismus, Parlamentarismus, Atheismus, Feminismus und — abgeſtuft nach dem wie auch immer errafften Gelde — allgemeine Gleichheit ſind alles nur Teilerſcheinungen des Materialismus.

Es iſt kein Troſt, daß das Bild ſo ziemlich dasſelbe bei der ganzen weißen Raſſe iſt, in Amerika wie in Europa.

Wir rühmen uns unſrer Kultur! Wir verwechſeln Technik, Handel und Wiſſenſchaft mit Kultur. Dieſe liegt auf ethiſchem Gebiet, und da ſtehen wir tiefer, denn je, erheblich hinter manchen zum Teil noch halbwilden Völkern Aſiens und Afrikas.

Doch im Grunde iſt niemand durch den Materialismus glücklich, ausgenommen die ſeelenloſen, auf den Geldſack, auf Eitelkeit und Genuß eingeſtellten Menſchlein beiderlei Geſchlechts. Und ſo geht ein Sehnen nach Glück, nach Frieden durch die Welt.

Auf dieſer Grundlage, dem Verlangen nach „Glück", hat Marx

ſeine Erfolge im Klaſſenkampf erzielt, iſt die Sozialdemokratie zur Macht gelangt. Marx mag innerlich von ſeiner Miſſion überzeugt geweſen ſein, aber aus der Arbeit des deutſch-engliſchen Juden konnte kein Segen ſprießen. Er hat, erſtens, nur den Kampf gegen die gröbſte Erſcheinungsform des Materialismus, den Kapitalismus, gepredigt und hat, zweitens, in ſeinem vermeintlichen Sozialismus nur einen andern, faſt noch gröberen Materialismus großgezogen, den Spengler ſo treffend den „Kapitalismus des Proletariats" genannt hat.

So iſt heute der Kampf zwiſchen bürgerlichem und proletariſchem Kapitalismus (übrigens ſind nicht zufällig bei beiden die Führer überwiegend Juden) entbrannt. In dieſem Kampf muß ſchließlich der bürgerliche Kapitalismus ſiegen, oder alles zugrunde gehen. Das Trutzlied der Sozialdemokratie: „Alle Räder ſtehen ſtill, wenn Dein ſtarker Arm es will", iſt ein bezeichnendes Motto. Der ſchaffende Wille ſitzt *im Gehirn, beim Verſtande*, der „Armeswille" aber wirkt nur hemmend und zerſtörend. Das hat die Sozialdemokratie bis jetzt bewieſen. Nur *negativ* hat ſie ſich, nirgends *befruchtend-produktiv betätigt*.

Aber das kann nicht das Ende ſein! Die Sozialdemokratie würde eben in ihren Auswirkungen, wie ſchon Eduard von Hartmann vor einem vollen Menſchenalter treffend nachgewieſen hat, die Rückkehr der Menſchheit zum Zuſtand der Beſtialität bedeuten. Hartmann hat damals ſchon den Bolſchewismus, ohne das Wort auch nur zu kennen, als Folgeerſcheinung der Sozialdemokratie kommen ſehen.

So nimmt der Wunſch auf Erlöſung zu. Und nur der Idealismus kann die Löſung bringen.

Man meint vielfach, die *Religion* (Konfeſſion, Dogma uſw. ſind hier zunächſt nebenſächlich) würde dieſen neuen Anſtoß bringen. Sicher wäre ſie eigentlich dazu berufen. Tatſächlich aber bedroht der Materialismus zur Zeit auch die Religion. Der Abfall der Maſſen von der Religion iſt aber doch nur möglich, weil die Religion nicht ſtark genug zu Abwehr und Angriff iſt. Es wird nichts helfen, der Kampf muß ausgefochten werden, und wenn die Religion ſiegen, dem Sehnen der Menſchheit Genüge ſchaffen will, muß ſie ſich aus ihrer Verknöcherung frei machen zu neuer Entwicklung. Welche Religion hierzu imſtande iſt, wird ſich zeigen. Sicher zeigt die römiſch-katholiſche Kirche heute ſchon die meiſten Ausſichten.

Möglich auch, daß vorläufig keine Religion ſich den Aufgaben der Zeit gewachſen zeigt und daß doch zunächſt eine ethiſche Geſundung als, ich möchte ſagen, ſozialpolitiſche Erſcheinung eintritt. Auch dieſe würde dann nur den Boden der religiöſen Erneuerung abgeben[1]).

Der Kampf zwiſchen Idealismus und Kapitalismus (Materialismus) iſt im Gange und wird nicht wieder ruhen. Sicher iſt auch, daß nur der Idealismus auf die Dauer ſiegen kann, weil nur er die Menſchen zu Opfern bereit macht, und weil er an die Beſten und Edelſten appelliert ohne Unterſchied des Standes, ja bis zu einem gewiſſen Grade der Völker.

Nur auf dieſer Grundlage könnte übrigens einmal der moderne, brutale Wirtſchaftskrieg, der auf dem Boden des Kapitalismus erwachſen iſt, verſchwinden, genau ſo, wie die Kabinettskriege mit dem Einſetzen der konſtitutionellen Monarchie verſchwunden ſind, oder wie uns heute ein Religionskrieg als faſt unmöglich erſcheint.

Vorläufig ſind wir noch weit davon ab. Denn die „internationale Verbrüderung des Proletariats" iſt ebenſo wie der „Völkerbund" ſchon deshalb ungeeignet, weil beide auf dem Boden des abſoluten Materialismus ſtehen.

Der ganze Gedanke einer „internationalen Verbrüderung" iſt aber überhaupt verfehlt, denn das Himmelreich auf Erden werden wir nie bekommen, und ſtets werden neue Konflikte zwiſchen Völkern und Raſſen ausbrechen, die, weil ſie das Leben der Betreffenden bedrohen, nur mit Gewalt, d. h. durch den Krieg gelöſt werden können. Und als geſunder Gegenpol zeigt ſich denn auch überall eine neue ſtarke Bewegung, das Zunehmen des Nationalismus, des Nationalſtolzes. In China, in Indien, in Südamerika ſo gut, wie in Europa, ſogar in Deutſchland.

Dieſe geiſtigen Strömungen harren z. T. zwar noch der Klärung, aber, was heraus kommt, kommen muß, iſt im Großen ſchon heute klar. Und auf Endergebniſſe wirken und ſich einſtellen, wäre eigentlich eine

1) Möglich, daß dieſe Erneuerung einen vollſtändigen Umſchwung des chriſtlich-religiöſen Idealismus bringt, d. h. ihn von den paſſiven femininen Eigenſchaften (Demut, Ergebung uſw.) zu den aktiven männlichen (Wille, Kraft und Tat) überführt. Auch die Geſchichte der Religion bewegt ſich in Extremen, und der religiöſe Feminismus hat, wie der materielle, ſeinen Höhepunkt wahrſcheinlich überſchritten.

Hauptaufgabe der Politiker und Staatsmänner. Leider ist bisher davon wenig zu merken.

## Die neugeschaffene wirtschaftliche und politische Lage der fremden Staaten.

Die souveräne Stellnng *Englands* im Wirtschaftsleben der Völker hat durch den Krieg eine neue Stärkung und Erweiterung erfahren. Der „freie Handel" des englischen Liberalismus war für England schon längst nicht mehr nützlich. Jetzt steht England im Begriff, sich in seinem Riesenreich, seinen Dominions und zahlreichen Vasallenstaaten ein Wirtschaftsmonopol Chamberlainscher Prägung zu schaffen, das fast die halbe Welt umfaßt.

England steht also heute in einer Größe da, die es selbst wohl kaum erhoffen konnte. Ob Aegypten, ob Irland, ob Persien dagegen trotzen, ist völlig gleich.

Aber England hat auch heute noch *einen* Punkt, wo es empfindlich ist, auf dem wesentlich sein Reichtum, seine Macht beruht, *das ist Indien*. Ohne die örtlichen Aufstände oder das Eindringen des Bolschewismus in Indien zu überschätzen, so ist doch kein Zweifel, daß hier Verwicklungen sich vorbereiten. Das Erwachen der gelben Rasse zieht auch die Inder mit sich. Der Verlust Indiens wäre aber für England unersetzlich.

Schon lange ruhen Englands Augen daher auf Afrika. Aber Afrika ist noch lange nicht Indien und zudem liegt es für die Mittelmeerstaaten namentlich für Frankreich, näher, wie für England. So zwingt alles England dazu, darauf zu achten, daß nicht an Stelle Deutschlands ein anderer Staat in Europa übermächtig wird. Das könnte vor der Hand nur *Frankreich* sein, und es ist kein Zweifel, daß dieses nach dem unverdient gewonnenen Krieg seine *politisch-militärische Großmachtstellung* zu festigen und zu erweitern sucht. Da liegen unüberbrückbare Reibungsflächen.

England könnte auf den Gedanken kommen, Europa überhaupt schwach zu halten. Das ist bis zu einem gewissen Grade möglich. Denn vernichtet es uns politisch und wirtschaftlich, so trifft es auch Frankreich und alle übrigen mit. Aber damit vernichtet es auch seinen Wirtschaftsmarkt zum großen Teil; außerdem geht dieses Spiel auf die Dauer wahr-

ſcheinlich auch über Englands Kraft, und ſchließlich muß es doch ſuchen, irgendwie wieder „Bundesgenoſſen" zu haben, die bereit ſind, für England ſich zu opfern.

Hinzu kommt die ſchwierige Lage den Vereinigten Staaten gegenüber. Es iſt an dieſe ſtark verſchuldet. Außerdem aber treten die Vereinigten Staaten in ſcharfe Wirtſchaftskonkurrenz und ſie ſind an Menſchen, Fleiß, Unternehmungsgeiſt — und Rückſichtsloſigkeit überlegen. Und vorläufig iſt es nicht möglich, die Vereinigten Staaten auf dem ſonſt für England üblichen Wege auszuſchalten.

Endlich iſt kein Zweifel: der Welthandel ſtockt, der Niederbruch des größten Teiles von Europa macht ſich fühlbar, es herrſcht Arbeitsloſigkeit in England. Und der engliſche Arbeiter ſteht im Zeichen des Klaſſenkampfes. Freilich wird er nie „*international*" werden, noch weniger mit dem Feinde konſpirieren — das können nur Deutſche — aber *er will teilhaben am Gelderwerbe und an der Macht, die bislang unbeſtritten dem Unternehmerkapital gehörte.*

Und dieſer lange, eben erſt beginnende Kampf, im Zeitpunkt einer an ſich heiklen Lage, zwingt England zu vorſichtigem Operieren, denn der Kampf bedroht gerade das, was England braucht: *Produktion*[1]), *Handel und Verkehr.*

In *Rußland* iſt der Bolſchewismus zwar in ein Stadium der Mauſerung getreten, aber noch lange nicht tot; auch ſein Expanſionsdrang iſt noch nicht zu Ende. Immerhin, der Tag wird kommen, wo der Bolſchewismus ausregiert hat. Was der Bolſchewismus bis dahin zerſtört hat, iſt kaum abzuſehen. Doch ſteckt in dieſem Volke ſoviel urwüchſige Kraft, Zähigkeit und Fruchtbarkeit, liegen in dem Lande ſo ungeheure Schätze, daß Rußland immer wieder ein Weltreich werden kann, — wenn es in gute, feſte Hände kommt. Wenn Menſchewiki und Kadetten, wenn Parlamente und Juden nur den Bolſchewismus ablöſen, — dann gibts noch keinen Aufſtieg. Nur ein *Mann* kann Rußland retten.

Im übrigen ſollten das ſpätere Rußland und Deutſchland zu-

1) Dieſe Tatſache läßt gewiſſe Kreiſe Englands auch überlegen, ob es nicht die *deutſche Produktion* ſich dienſtbar machen kann. Die Truſtbildungen, die dann entſtehen würden, könnten unſere Induſtriemagnaten immerhin befriedigen, das übrige Deutſchland wäre Arbeitsvieh von Englands Gnaden. Trotzdem haben wir ſchon begonnen, dieſen Weg zu gehen.

ſammen gehen. Niemals brauchten beide Reiche ſich mit den Waffen gegenüberzutreten, und in Zukunft liegt erſt recht kein Grund vor. Dieſe Erkenntnis iſt tatſächlich in beiden Völkern inſtinktiv vorhanden, unabhängig von den jetzigen Regierungsformen, und ſie hält ſich vorläufig auch, trotz der Anbiederungsverſuche Deutſchlands an die Sowjetregierung einerſeits und der Affronts gegen die bürgerlichen Kreiſe Rußlands andererſeits. Immerhin iſt das ein gefährliches Spiel, und um ſo mehr, als die Entente den Riß zwiſchen Deutſchland und Rußland dauernd zu erweitern ſucht.

Gewiſſe Kreiſe in Deutſchland begnügen ſich denn auch mit dem Verſuch, eine wirtſchaftliche Ausnutzung Rußlands ins Werk zu ſetzen. Ob mit Trotzki, Kerenski oder ſonſt wem, iſt gleich, wenn nur Geld herauskommt. Non olet! Ob das kommende Rußland dadurch verprellt wird, iſt ihnen gleich.

Unverſtändlich iſt aber, daß ſie glauben, England würde eine ſolche „Ausſchlachtung" anders, als unter ſeiner Kontrolle und auf jederzeitigen Widerruf zulaſſen.

Frankreichs weltwirtſchaftliche Rolle iſt gering, vielleicht noch geringer, wie vor dem Kriege. Es ſpielt ſeine Rolle als Großmacht nur auf Grund ſeiner militäriſchen Stärke, die zu erhalten aber Geld koſtet. Mangels eigener Induſtrie, ausreichenden Handels und kataſtrophaler Verſchuldung kann Frankreich das Geld nicht ſchaffen. So ſoll es Deutſchland tun.

Anderſeits möchte es Deutſchland ſchon aus Furcht vor Rache für immer vernichten und bemüht ſich redlich. Es will alſo die Kuh melken, gleichzeitig aber verhungern laſſen — was nicht geht.

Indes die Bäume wachſen nicht in den Himmel. Für England wäre ein zu ſtarkes Frankreich eine dauernde Gefahr, ſobald England in die künftigen Abrechnungen eintritt.

Frankreich, lanniſch, ruhmſüchtig und undankbar, könnte plötzlich die alte Feindſchaft gegen England wieder entdecken, wenn es Ausſicht auf Erfolg hätte. Im Zeitalter des U-Bootes, der weittragenden Geſchütze, Flieger und anderer Dinge iſt aber der Kanal kein vollkommener Schutz mehr. Und Afrika liegt für Frankreich greifbar nahe. So iſt ein ſtarkes Frankreich direkt für England unmöglich.

Wenn aber bei uns Phantaſten eine Verſtändigung mit Frankreich erhoffen, ſo überſehen ſie einmal die Sachlage, vor allem aber verkennen

ſie die Pſyche dieſes Volkes, deſſen Neuerungs- und Eroberungsſucht ſeit einem Jahrtauſend Europa in Krieg und Unheil geſtürzt hat.

Italien iſt verſchuldet, und hat mit den radikalen Umſturzelementen zu tun.

Außenpolitiſch iſt es noch übler dran. In ſeinem afrikaniſchen Beſitz durch Frankreich bedroht, in Europa eingekeilt zwiſchen Frankreich und Jugoſlavien, iſt ſein Traum von einer Mittelmeerherrſchaft ſehr ausſichtslos. Es hängt völlig von der Gnade Englands ab. Der Krieg hat, trotz der Gebietserweiterung, Italiens Lage verſchärft. Um wirtſchaftlich wieder hoch zu kommen, hat es Deutſchland nötig. Dieſe Erkenntnis tagt und wird um ſich greifen.

Die Vereinigten Staaten ſind kraft ihrer ungeheuren finanziellen Stärke und der Verſchuldung der übrigen Welt gegen ſie in einer ungemein ſtarken Poſition. Selbſt England iſt in dem Punkte machtlos.

Weiter aber ſind die Vereinigten Staaten noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und ſie ſind — ein großer Vorteil — ſchon in ſich ein faſt ſelbſtändiges Wirtſchaftsgebiet und ein kräftiger Aufnahmemarkt noch für lange Zeit.

Wollen ſie aber Weltwirtſchaft treiben, ſo ſtoßen ſie unbedingt auf England. Vorläufig ſchreiten ſie rüſtig aus auf dieſem Wege und denken nicht daran, die ihnen durch den Krieg zugefallenen Chancen Englands ſchönen Augen zuliebe aufgeben zu wollen.

Amerika den Amerikanern — das klingt ſehr ſchön, aber nördlich der Vereinigten Staaten ſteht England (Kanada) und ſüdlich Mexiko. Und Südamerika beginnt ſich auf eigene Füße zu ſtellen, ohne klar zu zeigen, wo es einmal hingeht.

Und auch ſonſt iſt die Lage der Vereinigten Staaten trotz ihres Goldüberfluſſes zur Zeit nicht roſig. Sie ſchwimmen in kaum abſetzbaren Rohſtoffen, und die Induſtrie ſteht in ſchweren Erſchütterungen. Die Arbeitsloſigkeit wird noch zunehmen. Wenn man allerdings glaubt, daß eine Wirtſchaftskriſis in den Vereinigten Staaten zu Bolſchewismus oder Sozialdemokratie führen könnte, ſo irrt man ſich. Im Dollarland, wo nur Egoismus und brutale Ellbogenpolitik im Kampf um das Geld herrſchen, wo jede ſoziale Bewegung, ja jedes Verſtändnis dafür fehlt, kann auch die Not nicht zu einer ſozialiſtiſchen Revolution führen, wenigſtens nicht in abſehbarer Zeit.

Eine weitere Gefahr für Amerika iſt das wirtſchaftlich erſtarkende, ſeinen Einfluß auf Oſtaſien immer mehr ausdehnende Japan. Und dieſes Japan, das mit Millionen ſeiner Bürger auch in den Vereinigten Staaten ſitzt, das mit Mexiko ſympathiſiert und das an kriegeriſcher Tugend ſehr hoch ſteht, iſt tatſächlich bedrohlich für ein Land, das militäriſch — trotz ſeiner Teilnahme an großem Kriege — ſchwach iſt, ſchwach zu Lande und zu Waſſer. Die Erkenntnis iſt auch in den Vereinigten Staaten abſolut vorhanden und wirkt dort mäßigend und hemmend in den Entſchlüſſen gegenüber der Entente, mit der ſie ſich nicht überwerfen können, trotz ihrer Finanzhoheit.

Bei der Möglichkeit ernſter [1]) Verwicklungen zwiſchen England und den Vereinigten Staaten iſt das verbündete Japan für England wertvoll — aber die Sache hat einen großen Haken, denn das überaus tätige und als Vortruppe der gelben Raſſe anzuſehende Japan bedeutet andererſeits für England eine Schwächung und Gefahr im Stillen Ozean, in China und in Indien.

Wer den andern einmal ausnutzen und dann fallen laſſen wird, iſt ſchon heute nicht unſchwer zu überſehen. Immerhin iſt das Ränkeſpiel zwiſchen den ebenbürtigen Gegnern, der kalten brutalen Diplomatie Englands und der aalglatten, verſchloſſenen Japans ein intereſſantes Schauſpiel.

Im ganzen liegt die Rolle der gelben Raſſe noch in der Ferne, wenn auch ein Erwachen durch die ungeheuren Maſſen zu gehen beginnt. Wird das Abendland bis zum Zeitpunkt des vollen Erwachens dieſes Gegners wieder erſtarkt ſein? Oder ſoll der von England verſchuldete Niederbruch Europas zum „Untergang des Abendlandes“ werden?

Es liegt mir fern, aus dem bisher Geſagten prophezeien zu wollen. Die Entwicklung all der vielen Faktoren iſt nach Zeit und Stärke noch ungewiß. Jede Politik aber wird auf der Grundlage der beſprochenen Faktoren ruhen müſſen, um überhaupt einen Kurs zu bekommen und „in der Erſcheinungen Flucht“ nicht das Ziel zu verlieren. Die Parlamente ſind zu ſolcher Führung nirgends imſtande, ſind es nie geweſen. Und die Staatsmänner? Es iſt wohl zu beachten, daß zur Zeit nur

1) Es iſt gar nicht nötig, nicht einmal wahrſcheinlich, daß dieſe Verwicklung mit den Waffen unmittelbar ausgetragen werde.

ein wirklicher Staatsmann da ist: das ist Lloyd Georges. Wird er bleiben und durchhalten?

Man gestatte hier eine kleine Abschweifung auf den „Völkerbund". Daß er eine Unmöglichkeit ist, dürfte nach vorstehendem klar sein. Wie soll der Bund diese Differenzen, die allenthalben entstehen, beheben? Auch England kann auf die Dauer nicht mit ihm arbeiten, ebensowenig Frankreich. Selbst wer sich ihm mit ehrlichem Willen gegenüberstellt, muß erkennen, daß er auf einem scholastischen Irrtum ruht. Auf dem Irrtum nämlich, daß es zwischen Völkern und Staaten nur rationale Rechtsfragen gibt. Nicht einmal für das Gebiet der reinen Wirtschaftsfragen gilt das, geschweige denn für die ungeheuren geschichtlichen Kräfte, die mit dem Charakter der Lebensenergie unmittelbar zusammenhängen. Die Volksenergie ist nicht eine unveränderlich gegebene Konstante. Weder das Entwicklungstempo noch die Entwicklungskräfte zwischen den einzelnen Völkern sind gleich und oft genug dem Willen der einzelnen völlig entzogen. Will der Völkerbund, um nur eines zu nennen, etwa die Frage der Bevölkerungsvermehrung reglementieren? Ist der Erfindergeist, die Organisationsfähigkeit, der Fleiß, der Wissensdrang, so entschieden an den Volkscharakter gebunden, jemals von außen her dort zu fördern, hier zu hemmen? Nichts dieser Art ist möglich, es sei denn, daß der Völkerbund auf den Boden des Kommunismus tritt und jedes materielle wie geistige Eigentumsrecht leugnet. Und selbst dann: lassen Liebe und Haß, Sympathie und Antipathie, läßt die ganze wesenswichtige Gefühlswelt mit der unendlichen Vielgestalt ihrer Imponderabilien sich verstandesmäßig „verordnen"? Nicht einmal im Reich der Individualschicksale ist das möglich, wie viel weniger in dem der Völkergeschicke und geschichtlichen Kräfte! Nein: der Völkerbund ist ein Irrtum, meinetwegen ein großartiger Irrtum, aber ein Irrtum, weil er wesentlich irrationale Urelemente des Lebens ins enge Netz des Rationalismus spannen will.

Wenden wir uns nun Deutschland zu. Seine innere und äußere Lage ist traurig und z. Z. vermag nichts seinen Zerfall aufzuhalten.

Trotzdem hört man dauernd von „Zeichen neuen Aufstiegs" reden. Allein: wo sind sie? Und hält man die deutlichen Zeichen weiteren Abstiegs richtig dagegen?

Ehe wir die Frage untersuchen, müssen wir über zwei Dinge klar sein:

1. Es gibt nur Aufstieg oder Untergang! Langes Beharren in dem jetzigen Zustand ist unmöglich, wenn dabei auch zunächst noch Schieber und Dirnen sich „sauwohl" fühlen.

2. Der Friede von Versailles, so hart er ist, wäre zu tragen, wenn Deutschland einig und zu selbstloser Arbeit entschlossen wäre. Es wäre dann auch unmöglich, daß Frankreich und England das deutsche Volk auf die Dauer knebeln. Abgesehen davon, daß der Versailler Frieden ohne die Revolution nicht gekommen wäre, wird er erst wirklich verhängnisvoll durch die Revolution und ihre Auswirkung.

Wir müssen nun die Lage in Deutschland in wirtschaftlicher, ethischer und militärischer Beziehung betrachten.

## Wirtschaftlich.

Das Regulativ alles Wirtschaftslebens ist die Finanzlage. Die Gesetze vom 4. August 1914 haben uns tatsächlich die Papierwährung [1]) gebracht, und die allmählich zunehmende Papierinflation senkte den Markkurs trotz unsrer Siege. Der Zusammenbruch tat ein weiteres, aber auch das war reparabel, wenn wir der Geldentwertung im Innern vorgebaut und mit aller Kraft gearbeitet hätten. Denn Arbeit allein schafft Werte.

Den Rest gab uns die Revolution! Billige, reichliche und gute Produktion in Industrie und Landwirtschaft: das wäre das Heilmittel gewesen. Die Revolutionsmacher handelten umgekehrt! Streiks, verkürzte Arbeitszeit, Faulheit minderten die Produktion und willkürliche Lohnsteigerungen, Arbeitslosenunterstützung und last not least erhöhte Unternehmergewinne steigerten die Produktionskosten. Der Weg ist falsch!

Solange das kapitalistische Ausland Interesse daran hat, uns billig auszukaufen [2]), senkt es unsre Außenvaluta entsprechend. Der

1) Es ist unmöglich, hier in Finanzdetails einzugehen. Man lese hierzu eines der vielen guten Bücher, die über Finanzwesen geschrieben sind, z. B. Jores und Lemke, Grundzüge des Geld-, Kredit- und Bankwesens.

2) Sobald es dem ausländischen Kapitalismus nicht mehr paßt, kann er unsern ihm unerwünscht werdenden Export durch hohe Einfuhrzölle usw. nach Belieben abstoppen. Wir sind, dank unserer Schwäche, dagegen machtlos. Eine solche Maßregel würde unsere Valuta noch mehr verschlechtern, gleichzeitig aber auch unsere Exportindustrie lahmlegen.

Export „blüht", denn bestimmte Industriezweige und ihre Arbeiter verdienen glänzend! Ist das aber ein Zeichen unsres Aufstiegs?! Nein, denn tatsächlich zahlt uns das Ausland für unsre Arbeit Spottpreise — in Gold berechnet. Darauf kommt es aber allein an, davon hängt auch allein unsre Importfähigkeit ab. Tatsächlich leben wir im Ausverkauf Deutschlands.

Die Kehrseite dieser falschen Wirtschaft besteht im Sinken der Innenvaluta, die sich als allgemeine Teurung darstellt. Dadurch wurden die Lohnerhöhungen der Arbeiter illusorisch, und der Durchschnittsarbeiter steht jetzt re vera schlechter denn früher. Völlig erdrückt aber wird der Mittelstand. Es liegt ja aber in der Absicht des „Sozialismus" den geduldigen Bürger zu enteignen und zu proletarisieren.

Die Geldentwertung ist auch Ursache der Valutaschieberei und jenes schwunghaften Handelns, der dasselbe — scheinbar immer an Wert gewinnende — Objekt immer wieder aus einer Hand in die andere mit jedesmaligem Scheingewinne gehen läßt. Dadurch häuft sich an einzelnen Stellen (Banken, Aktiengesellschaften) das Geld an, und diese Institute bzw. ihre Besitzer werden nicht müde, vom Aufstieg zu reden.

Es ist Lüge! Wir gehen in den Bankrott — das ist die Wahrheit! Geschäftemachen, Schieben usw. ist keine produktive Werte schaffende, ist im Gegenteil eine destruktive Tätigkeit. — Es gibt nur zwei Abhilfen: Wir müssen wieder zur Goldwährung kommen — das ist sicher, und es gilt für alle jetzt an Papiervaluta leidenden Staaten — und wir müssen wieder wie früher arbeiten lernen.

Falsch ists nun, zu hoffen, daß die Papiermark je wieder Goldmarkkurs bekommt oder sich nur nennenswert hebt. Man kann aber den Valutaschwankungen Halt gebieten, den Valuta-Schiebe-Schwindel aufhören lassen und das reelle Geschäft wieder möglich machen und das ist die erste Bedingung einer Reform.

Jede großzügige Finanzreform — und nur eine solche kann helfen — wird freilich auf die Widerstände der jetzt mühelos sich bereichernden Kreise, die auch Presse, Parlament und Regierung sehr weitgehend in der Tasche haben, stoßen. Und deshalb ist auch auf die an sich mögliche Gesundung unserer Finanzen und damit des ganzen Wirtschaftslebens vorläufig nicht zu hoffen.

Freilich, alle Finanzreform iſt zwecklos, wenn wir nicht gleichzeitig wie oben erwähnt „billig, reichlich und gut produzieren", d. h. wenn wir nicht wieder ehrlich und fleißig arbeiten lernen. Wir ſind arm geworden, werden arm ſein und für lange bleiben, und da heißt es, die Armut gemeinſam tragen. Das iſt ſoziale Pflicht! Dies ſchöne Wort iſt auch ſchon oft ausgeſprochen, indes ſolange Dividenden von ſchwindelhafter Höhe[1]) gezahlt werden und die Truſte Preiſe diktieren, die im Inlande eben unerſchwinglich ſind, ſind wir weit davon ab.

So bleibt aber auch die berechtigte Erbitterung der Linksradikalen, die erkennen, daß der einzige Sinn der Revolution, die Zertrümmerung des Großkapitalismus, verkehrt iſt, und daher mit Recht ihre früheren Genoſſen Scheidemann, Noske uſw. als Verräter an der heiligen Sache darſtellen. Und die Bewegung wird bleiben und immer neue Erſchütterungen auslöſen, bis Abhilfe kommt.

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo kann man ſagen, daß wir uns auf der ſchiefen Bahn des wirtſchaftlichen Abſtieges befinden. Nichts berechtigt zu Hoffnungen für die Zukunft, ſolange wir den bisherigen Weg weiter gehen.

Man vergeſſe aber auch nicht, daß, ſo wichtig die wirtſchaftliche Geſundung iſt, ſie nur die Vorbedingung des moraliſchen Aufſtiegs iſt. Im übrigen bleibt der moraliſche Aufſtieg die Hauptſache, ja, ohne ihn gibt es überhaupt keine Rettung.

## Moraliſch.

Das Thema iſt genug behandelt. Ehe nicht der Materialismus gebannt wird, ehe nicht Pflichttreue gegen das Vaterland bis zum Tode wieder oberſtes Gebot wird, iſt an eine Beſſerung nicht zu denken. Noch aber ſind wir davon weit ab, im Gegenteil, wir können es mit den verkommenſten Ländern aufnehmen. Es iſt, als ob ſeit der Revolution uns alle guten Geiſter verlaſſen hätten.

Aber immerhin: hier iſt aus dem Volke heraus Beſſerung zu merken.

---

1) Eine Textilfabrik hat es 1920/21 auf faſt 15 Millionen Einnahme bei 5 Millionen Aktienkapital gebracht, d. h. 300% Dividende, die allerdings zeitgemäß „verſchleiert" wurde. Das Sinken der Rohſtoffpreiſe geht ſpurlos an dieſen Fabriken vorüber, im Gegenteil, wo ſie können, ziehen ſie die Preiſe noch durch Truſtbildungen uſw. an. Und dann wagen demokratiſche Blätter die angeblich hohen Gewinne in Abrede zu ſtellen. Soll man die Schamloſigkeit der Wucherer oder die Torheit der geduldigen Opfer mehr bewundern?

Ein wirklicher Fortschritt hat zur Voraussetzung, daß in Deutschland selbst die Wahrheit siegt. Es muß klar ausgesprochen werden, daß die Schlagworte vom Absolutismus, Militarismus usw. Lügen waren, Lügen aus elendem Parteiegoismus. Die größten Lügen aber sind die von unserer Schuld am Kriege, von unserer Eroberungssucht und von dem abgelehnten Frieden. Freilich, das Eingeständnis dieser Lügen ist für die Sozialdemokratie und ihren Anhang peinlich und würde ihr Ende bedeuten. Trotzdem muß es sein. Wir haben durch dieses freve Lügenspiel der Entente ermöglicht, uns die Schuld am Kriege aufzubürden und diese Schuld ist der Eckpfeiler des Versailler Friedens.

Daß es im übrigen schwer sein wird, nachdem solange Böcke die Gärtner gemacht und jedes gesunde Pflänzlein ausgerottet haben, im Volk überhaupt wieder moralisches Gefühl zu erwecken, wird keiner bezweifeln, der klar sieht. Vor allem müßte dem Volk erst die Erkenntnis der Schmach seiner Knechtschaft aufgehen. War es wirklich ein Deutscher, der die Worte geprägt: „Eher den Tod denn in der Knechtschaft leben" und „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre?" Fast möchte man daran zweifeln.

## Militärisch.

Als Empörung angesichts der Pariser Milliardenforderungen[1]) im Februar-März das deutsche Volk durchzuckte, da tat ein sehr hoher Verantwortlicher den klassischen Ausspruch: „Wir sind wehrlos". Daß er aber vor 2 Jahren gesagt hat: „Und wenn die Revolution uns nichts weiter gebracht hätte, so hat sie uns wenigstens vom Militarismus befreit", das hat er dabei nicht verlautbart. Ja — wir sind wehrlos, dank der Revolution, der Zertrümmerung des Heeres und des dadurch allein möglichen Versailler Friedens.

Und da überall Machtpolitik getrieben wird, Macht heute mehr denn je vor Recht geht, so bleiben wir auch wehrlos, jeden Augenblick dem Zugriff jedes kleinen Kläffers ausgesetzt, den Frankreich auf uns hetzen will.

---

1) Bezeichnend für das „Deutsche Volk" ist immerhin, daß es Kriegsschuld, Entwaffnung, Länderraub, kurz alles Schmachvolle des Versailler Friedens ruhig hingenommen hat. Als es an den Geldbeutel ging, da kam die nationale (?) Empörung.

Wehrlos iſt aber ehrlos! — Wird das deutſche Volk noch einmal um ſeine Stellung kämpfen können? Es liegt trotz aller Knebelung an ihm, denn nicht Waffen, nicht Taktik geben den Ausſchlag, ſondern der Wille und Männer. Ein Volk, das die Freiheit will, iſt unbeſiegbar, und wenn es mit Fäuſten und Zähnen kämpft. Solange aber wir in Demut den Rücken zur Züchtigung hinhalten, ſolange „Deutſche" ſich bemühen, in der Entwaffnungsfrage noch unſere Feinde zu übertrumpfen, — ſolange ſind wir wehrlos — ehrlos und Sklaven. Ich weiß nicht, ob jemand einen Aufſtieg in dieſer Hinſicht nachweiſen kann! Ich nicht.

* * *

Faſſen wir alles zuſammen, ſo iſt meines Erachtens wenig zu ſehen, was einem wirtſchaftlichen, moraliſchen oder militäriſchen Aufſtieg ähnlich ſieht, recht vieles dagegen, was weiteren Verfall andeutet.

Ohne einen Aufſtieg auf dieſen drei Gebieten wird aber Deutſchland zur politiſchen Machtloſigkeit verdammt. Denn auch der größte Politiker kann keine Erfolge haben, wenn er nichts hinter ſich hat.

Es fragt ſich aber weiter, wer ſoll den Aufſtieg herbeiführen und Deutſchland wieder Achtung verſchaffen?

In erſter Linie wären Regierung und Parlament dazu berufen. Da wir parlamentariſche Miniſter haben, ſo kann man beide als Einheit betrachten.

Nun hat noch nie ein Parlament in großen ſchweren Zeiten etwas geleiſtet, höchſtens hat ein großer Mann auch mit (oder gegen) ein Parlament etwas erreicht z. B. Waſhington. Daß ein Parlament, das ſo wenig, wie das unſere, auf einer Auswahl der Tüchtigſten aufgebaut iſt, eine Ausnahme machen ſollte, iſt nicht anzunehmen; im Gegenteil, die bisherigen Ergebniſſe berechtigen zu den kühnſten Erwartungen nach der andern Seite.

Es kommt hinzu, daß ein Parlament, wie das unſere, höchſtens Kompromiſſe beſchließen kann. Da es ſich aber hier um Weltanſchauungen handelt, gibt es keine Kompromiſſe: die Fragen müſſen ausgekämpft werden.

Vollends unlösbar wird die Sache, wenn man auf die Parteien blickt.

In den Deutschnationalen liegt viel Starkes, Gesundes. Befreien sie sich von den nach ihrer Handlungsweise gar nicht zu ihnen gehörigen Elementen, werden sie fest, mannhaft und finden sie, was bei reinem Wollen möglich ist, den Weg zum Arbeiter, so können sie führend werden, Vorläufig ....?

Die andern bürgerlichen Parteien leiden zunächst alle daran, daß sie mit der Sozialdemokratie paktieren wollen. Wie das überhaupt erwogen werden kann, ist unklar. Pseudosozialismus und Pseudodemokratie — beide in der Sozialdemokratie vereinigt, haben uns den Krieg verlieren lassen, hindern noch jetzt jede Besserung und sind obenein unbelehrbar. Kann man Feuer und Wasser mischen?

Anderseits vertreten diese Parteien teils bewußt, teils unbewußt den Standpunkt des Kapitalismus. Der Gedanke der Pflicht, daß alle für einen zu stehen haben, um Deutschland wieder zu heben, der erfüllt sie nicht. Daß sie einzelne gesunde Züge haben, namentlich die christliche Volkspartei, soll gern zugestanden werden.

Die Sozialdemokratie, deren Führer die Hauptschuldigen an der Revolution sind, kann nicht anders, als weiter „verneinen". Wehe ihnen, wenn das Volk zur Erkenntnis käme! Aber trotz allem, in 50 Jahren wird die Welt auf den Kulturrückschritt der Sozialdemokratie herabblicken, wie wir auf die Wiedertäuferei des Thomas Münzer und ähnliche Menschheitspsychosen.

Die linksradikalen Parteien haben für sich, daß sie den Kampf gegen das wuchernde Kapital heute mit mehr Recht, denn je, predigen können. Daher der Zulauf zu ihnen. Auf der andern Seite sind sie so international, jüdisch und so auf die Diktatur des Proletariats (d. h. der Herren Führer) eingestellt, daß sie in den guten Arbeiter- und Bürgerkreisen[1]) keinen Eingang finden können. Es belastet sie auch, daß sie sich wirklich üble Verbrecherelemente nicht fernhalten.

Alles in Allem ist es sonach ausgeschlossen, daß unser Parlament einen Aufstieg herbeiführen kann. Und jede aus ihm hervorgegangene Regierung kann dies nicht, da sie nur in Kompromissen arbeiten wird. Die jetzige bürgerliche Regierung beugt sich in Wirklichkeit folgerichtig den Wünschen der Sozialdemokratie.

1) Bezeichnend ist auch die Kampfansage gegen den „Bourgeois", der doch heute gewiß nicht mehr allgemein als Träger des Kapitalismus anzusehen ist. Wozu dieser Kampf? — sapienti sat.

Man bedenke, daß ſelbſt ein ſo vorzügliches Parlament, wie der römiſche Senat, in ſchweren Zeiten verzichtete, parlamentariſch retten zu wollen, ſondern den großen Entſchluß einer Diktatur faßte. Wird unſer Parlament dazu die Größe haben?

In richtiger Erkenntnis — gefühlsmäßig — wartet das Volk auf den „großen Mann". Nun, es kann lange warten. Solange die, die an allem Unheil ſchuld ſind, die Revolutionsmacher, die Kriegsgewinnler, Demagogen und Schieber in entſcheidenden Stellen ſitzen, ſolange laß alle Hoffnung ſchwinden, Deutſchland! Denn ſolange werden auch die Männer, die das böſe Ende kommen ſahen, die warnten und mit allen Mitteln ſich dagegen ſtemmten, nicht zur Geltung kommen können, ſie werden im Gegenteil als „Belaſtete" beſchimpft, verleumdet und mit Dreck beworfen.

Wenn man aber heute vielfach hört, es fehlten überhaupt die geeigneten Männer, ſo iſt das lächerlich. Der Krieg hat wahrlich bewieſen, daß Deutſchland ſtarke, kluge und pflichtgetreue Männer hat. —

Viele haben allmählich das Rennen aufgegeben und ſetzen auf die Jugend. Gewiß lebt in einem Teil derſelben (und zwar durch alle Kreiſe, Studenten, Kaufleute, Arbeiter hindurchgehend) ein neuer Geiſt, der Geiſt des Idealismus, des Willens und der Bereitwilligkeit zur Aufopferung. Aber es fehlt an Einigkeit, Unterordnung und Selbſtdiſziplin! Auch hier herrſcht unfruchtbare Kritik, Rechthaberei und — ſo hart es klingt — gegenſeitige Ehrabſchneiderei.

Zudem tritt auf der andern Seite eine Verrohung und eine ſo ungeheuerliche Verderbtheit der Jugend — als Ergebnis der liberaliſtiſch-materialiſtiſch-ſozialdemokratiſchen Irrlehren — zutage, daß die Hoffnung auf die Jugend als Ganzes nicht berechtigt iſt. —

Noch unbegründeter iſt die Hoffnung auf die Frauen. Dieſe Hoffnung iſt nur ein Zeichen der Effeminierung der Männer und Virilisierung der Weiber infolge des Materialismus. Nie würden wirkliche Männer ihre Hoffnung auf des Weibes Kraft ſetzen, denn Männer machen die Geſchichte.

Die Hoffnung auf die Frauen iſt nur die Bankrotterklärung des Mannes.

Freilich ſollten die Frauen zum Aufſtieg mithelfen. Auch für ſie gilt das Gebot der Pflichterfüllung, aber ihrer natürlichen Beſtimmung und ihren natürlichen Fähigkeiten nach. Und da ſteht

vorweg die Pflicht als treue Gehilfin des Mannes und als Mutter. Die Kraft jedes Staates hängt lediglich von der Familie und damit von den Müttern ab. Alles andere ist Torenwahn. Aber gerade die Mutter und die treue Gehilfin des Mannes gilt heute nichts.

Groß ist heute nur das unfruchtbare Dirnentum im schillernden Gewande der Dame. Und alle die Begleiterscheinungen, die blöde Gleichmacherei, „die Befreiung", „die Politisierung", das „Sichausleben" des Weibes — das alles sind Zeichen des Volksverfalls, wie sie fast stets beim Sterben von Völkern aufgetreten sind — bezeichnenderweise jedesmal, genau wie heute, als Fortschritt gepriesen. —

Wieder andere vertrauen auf Gott, „der Deutschland nicht verlassen wird". Nun, wir haben Gott verlassen, so ist die Sache! Vorläufig ernten wir die Saat des Unheils, die „Deutsche" gesäet haben. Und im übrigen hilft Gott nur dem, der sich selbst mit aller Kraft und reinem Herzen zu helfen sucht.

Auch ich baue auf Gottes Hilfe. Gottes Mühlen mahlen langsam. Aber sie wird kommen, die gottgesegnete schwere Not, und da werden wir noch einmal gewogen werden. Werden wir wieder zu leicht befunden? Alles deutet darauf hin! Dann stirb, entehrt und verachtet, deutsches Volk! Du hast Dein Schicksal verdient.

Man wende nicht ein, daß breite Teile des Volkes doch noch gut sind. Auch im alten Athen, Karthago, Rom gab es zur Zeit ihres Untergangs noch viele ganze Männer und edle Frauen, und der Untergang kam doch, weil Feigheit und Weichlichkeit zu lange gewirkt hatten. Und wenn anderswo einzelne Ursachen, z. B. in Karthago Pazifismus und Liberalismus, in Rom Dirnentum und Kapitalismus, die Staaten zu Fall gebracht haben, so haben wir tatsächlich gleichzeitig alle die Krankheitserscheinungen, die zum Völkertod führen. —

Schwarzer Pessimismus ist am Platze, freilich kein duldender, verzweifelnder, sondern ein aktiver, mannhafter. Beiß die Zähne zusammen, schließe ab mit allem und dann an die Arbeit! „Durch". Wir werden nicht alle den Aufstieg erleben, aber auf ihn hinarbeiten, das können wir alle. Dafür sorgen, daß Egoismus und Materialismus ertötet werden, daß der Idealismus, der Geist der Treue, der Pflichterfüllung, des Gehorsams wiederkehrt, das ist das

Gebot echten Sozialismus und echter Demokratie. Jeder, der reinen Willens und Herzens, ohne Rückſicht auf ſeine eigene werte Perſon dahin wirkt, legt den Grund zur Möglichkeit eines ſpäteren Aufbaues. Und ſo iſt dieſe Arbeit nötig und Vorausſetzung.

Ich jedenfalls gehe dieſen Weg! Die maßloſen, gemeinen Angriffe und Verleumdungen, die man gegen mich geſchleudert hat, machen mich nicht irre. Ich ſchreibe nicht um Gunſt oder Ungunſt der Jetztzeit. Bekennen vor der Geſchichte wollte und will ich, was mich getrieben hat und was mich noch heute treibt. Das Urteil anonymer Wichte iſt für mich völlig gleichgültig. Ich habe nach äußerer Ehrung nie gegeizt, Haß und Verleumdung laſſen mich kalt. Ich habe nur eins gekannt und kenne nur eines; den geraden Weg der Pflicht. Und im übrigen halte ich mich an das Wort Bismarcks: „Meine Ehre ſteht in Niemandes Hand, als in meiner eigenen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollſtändig und niemand iſt Richter darüber. Meine Ehre vor Gott und den Menſchen iſt mein Eigentum, ich gebe mir ſelbſt ſo viel wie ich davon glaube verdient zu haben und verzichte auf jede Zugabe.“

Ich habe mit den Zerſtörern deutſcher Herrlichkeit ſo wenig gemein wie mit denen, die jetzt aus der Not der Zeit Milliarden für ſich „verdienen“. Denen aber, die ohne mich auch nur zu kennen, ſich an der Verfolgung beteiligen, rufe ich zu: prüfet wenigſtens, nicht um meinetwillen, ſondern um Deutſchlands willen.

Dunkel iſt Deutſchlands Zukunft, freudlos die Gegenwart: der Reſt iſt Arbeit. Aber tragen ſoll mich dabei die Erinnerung! Ich habe dem Heere angehört, deſſen Heldenkampf noch in fernſten Zeiten die Bewunderung der Welt finden wird. Und dieſem Heere habe ich alle Kraft je und je gewidmet. Keine andere Rückſicht hat mich geleitet. Das iſt mein Stolz, meine Ehre, mein Troſt. Euch, die Ihr gleichen Sinnes mit mir ſeid, Euch inſonderheit, die Ihr für Deutſchland Euer Leben in Treue bis zum Tod dahin gegeben habt, Euch reiche ich im Geiſt die Hand.

Wie warſt Du herrlich und ſchön in Deiner Treue, Du unbeſiegtes, ſchmählich von Verrätern gemordetes

Du ſtolzes Kaiſerlich deutſches Heer!

# Personen- und Sachregister.


A.

Absolutismus 17. 134.
Abwehrschlacht, Vorschrift; die 119. 133.
Agadir 5.
Algeciras-Konferenz 4.
Alldeutsche 204.
Altersversicherung 7.
Allgemeine Wehrpflicht 19.
Amerikas
  Munitionslieferungen 98. 116 ff. 125.
  Truppenhilfe 126 ff. 162. 175. 189. 191. 201 ff. 230.
Amiens 175. 189. 202.
Angriffsschlacht, Vorschrift; die 180.
Annektionsfrieden s. Gewaltfrieden.
Antwerpen 62. 101.
Arabic-Fall 98.
Arbeiterlage 153. 182.
Arbeitsleistung der Arbeiter 190.
Argonnen 56. 58.
Asiatischer Kriegsschauplatz 117.
Aufschwung, wirtschaftlicher, vor dem Kriege 11.
A.- und S.-Räte s. Soldatenräte.
Aushungerungskrieg s. Blockade.
Ausrüstungs- und Bewaffnungsfragen v. d. Kriege 23.
Austropolnische Frage 165. 212.
Automobilkorps, Kais. 47.

B.

Balkankrieg, erster 5.
— zweiter 5.
Ballin, Generaldirektor 11.
Baralong-Fall 51.
Barth, U. Soz.-Dem. 140. 175. 183. 243. 261. 274 ff.
Beförderungsverhältnisse 78. 185.
Behrendt, v., General 83 ff.
Belagerungszustand, Gesetz über den 122.
Belfort 40. 99.
Belgien, Neutralität 40.
Benzin 151. 169 ff.
Benzol 121. 151. 169 ff.
Berliner Tageblatt 18. 21. 39. 123.
Bernhardi, v. General 76.
Beschlagnahme (von Schiffsraum) 226.
Besatzungsheer 262.
Beseler, v. General 62 ff. 130.
Bestialitäten, fdl. 50.
Bethmann Hollweg, v., Reichskanzler 52. 71. 79. 89. 90. 100. 123. 128. 130. 141 ff.
Bevölkerungspolitik 156.
Bier, Geheimrat 74.
Bildungsnachweis für Offz. 185.
Bismarck IX. 1. 2. 6. 7. 9. 10. 43. 179. 242. 315.
Blaukreuzgranaten 67.
Blockade, allgemein 91. 98.
— Hunger 42. 99. 115. 169. 286.
— Rohstoffe 169.
Bockelberg, v., Major 111. 197.
Bodenreform 156.
Boelcke, Major 181.
— Fliegeroffz. 231.
Boisseau, Fort de 49.
Bolschewismus 129. 133. 140. 150. 164. 167. 183.

Bombardement, Paris 196.
Borkenhagen, General 63.
Bosniaken (als Soldaten) 80.
Bosnische Krisis 5.
Breitenbach, v., Minister 35.
Breſter Frieden 164. 234.
Briey, Erzbecken 31. 211.
Bruſſilow, Offenſive 103. 106.
Bukareſt 118.
Bukareſter Frieden 233.
Buchanan, engl. Geſandter 129.
Buchholz, Major 63.
Bündnisangebot Englands 3.
Bulgariens Abfall 233.
Bülow, Fürſt v., 144. 213.
Burenkrieg, Englands 4.
Burian, öſterr.-ung. Staatsmann, 212. 235.
Busſche, Frhr. v. d., Major 34. 45. 86. 104 ff. 240.
Büxenſtein, Geh. Kommerzienrat 47.

C.

Cambon 162.
Cambrai 199.
canon de 75 mm 88.
Capelle, Staatsſekretär 140.
Chalons 195.
Chamberlain 3. 301.
Champagne-Offenſiven, ſdl. 84. 133.
Charakteriſtik Bethmanns 142 ff.
— des Kronprinzen 213 ff.
— Hindenburgs 107 ff.
— des Kaiſers 74 ff.
— Ludendorffs 109 ff.
— Tirpitz 99.
Charleville-Mezieres, Gr.H.Qu. 102 ff.
Chef des Generalſtabes des Feldheeres 33.
Chlorate (Sprengmittel) 73. 152.
Chlor, flüſſiges 69.
Claer, v., General 86.
Clauſewitz 145 ff.
Clémenceau 139. 162. 189. 191. 196. 252.
Cobienz, Aufenthalt in 39. 45.
Cohn, U. Soz.-Dem. 140. 238. 243.
Côte de Marre 102.
Côte lorraine 58.
Coulommiers 195.
Coupette, General 121.
Creuzot-Werke 104.
Czernin, Graf 162. 165. 169. 171.

D.

Dänemarks Haltung 1916 114.
Daimler, Induſtrieller 229.
Damaſchke, Adolf 156.
Dardanellen-Frage 5.
Deines, v., General 26.
Delbrück, Chef des Zivilkabinetts 257.
Demokratie, Begriffsbeſtimmung und Weſen 20. 134 ff. 314.
Demokratiſierung der Regierung 208. 248. 253.
Demoraliſation in der Heimat 155.
Denkſchrift des Kronprinzen 215 ff.
Deſtillationsprodukte (Kohle, Oel) 121. 151.
Dianiſidin 67.
Dieuze 53.
Diktaturfrage in Deutſchland 1917/18 180. 209.
Dinant 48.
Dittmann, U. S.-D. 128. 140. 264.
Dohna, Graf, Kapitän 24.
Donauübergang, Mackenſens 83. 118.
Donezbecken 171 ff.
Donkoſaken 168.
Douaumont, Fort de 102.
Drahn, Ernſt 261.
Dreger, Direktor 25.
III b. Abteilung 37.
Dreibund 2.
Dreiklaſſenwahlrecht ſ. Wahlrecht.
Drews, Miniſter 265.
Duisberg, Dr., Geheimrat 11. 61. 67 ff. 73. 205.
Dünger, künſtlicher 152.
Dünkirchen 64.
Durchhalten der Heimat 115. 150. 207.

E.

Ebert, Soz.-Demokrat 242. 267.
Eggeling, Oberſtleutnant 119.
Eisners Geſchichtsfälſchung 282.
Eierts, v., Major, 113.
Elſaß-Lothringen 31. 212.

Emmich, v., General 38.
Ems (Soldatenrattagung) 274.
Eppſtein, Dr. 68.
Ermordung des öſterr. Thronfolgers 24.
Ernährungsfragen 84. 90. 94. 152. 170 ff. 182. 186. 226.
Erſatzfragen 104. 190. 209. 216. 230. 232. 240. 246. 256.
Erſatznachſchub 56.
Erzberger, Zentr.-Abg. 30. 128. 130. 142 ff. 160. 233.

F.

Falkenhayn, v., General 57 ff. 62. 67 ff. 72. 76. 81 ff. 85. 88. 89. 101. 103 ff.
Farbwerke Bayer (Leverkuſen) 61.
Faſchoda 3.
Feldeiſenbahnchef 35. 38.
Feldflugchef ſ. Thomſen.
Feldmunitionschef 85. 113.
Feldtelegraphenchef 48.
Feldzugplan: Schlieffens 39. 55 ff.
— 1916 Herbſt 113.
— 17/18 174.
Fernſprechverkehr der O.H.L. 47. 71.
Fichte 287.
Finnland Expedition 168.
Fiſcher, Emil, Geheimrat 11.
Flammenwerfer 88.
Flandernſchlacht 1917 149.
Fleiſcher, Dr., Zentrumsabgeordneter 158.
Flieger, Leiſtungen der 231.
Flottenpolitik und Ausbau vor dem Kriege 3. 91 ff.
Flottenſtützpunkte, engliſche 96.
Foch 189. 199. 202. 241. 260.
Frahnert, Major 102. 105. 112.
Frankfurter Frieden 2.
Frankfurter Zeitung 18. 21. 39. 121. 153.
Frauenbewegung 22.
Frauenarbeit 153. 223.
Freihandel 7. 172. 301.
Freikorps 279.
Freizügigkeit 123.
Fremde Heere, Abteilung 36.
Freytag, v., General 72.
Friedensangebot 1916 124.
— Burians 235.
Friedensfühler Wilſons 1916/17 125.
Friedensheeresſtärken der Mächte 8.
Friedensreſolution 1917 141 ff.
Frieden um jeden Preis 211. 217. 242. 256. 262.
Friedensvermittlung, neutrale 211. 238.
Friedrich II. der Große X. 109. 148. 287.
Funkentelegraphie der O.H.L. 47.

G.

Gareis, Major 275.
Gasflaſchen 69.
Gasgeſchoſſe 67. 68.
Gaskampf 66. 73. 105.
Gaskampfſtoffe 68. 73.
Gasmasken 70.
Gastruppen 69. 70.
Geburtenziffer Rückgang 155.
Geldentwertung 159.
Generalſtab, deutſcher 27.
Generalſtreik ſ. Streik.
Generalſtab öſterr.-ung. 80.
Generaloffenſive, ſdl. 1918 199 ff.
Georgien 168.
Geſchlechtskrankheiten 155.
Geſchütz, Feld-/16 89.
— Inf.-Begleit- ſ. dort.
Gewaltfrieden 30. 31.
Gewerkſchaften und Führer 134. 140. 157 ff. 179. 182 ff. 256.
Geyer, Hauptmann 35. 45. 86. 119.
Gorlice, Offenſive 70. 72. 81. 105.
Goßler, v., Hauptmann 119.
Gothein 233.
Gröber, Abgeordneter 247 ff.
Groener, General 35. 123. 134. 168. 174. 179. 255. 265. 268 ff.
Gummi (natürlicher und ſynthetiſcher) 73. 161 ff.

H.

Haaſe, U. Soz.-Demokrat 243.
Haber, Geheimrat 11. 33. 61. 67. 70.
Haig, engl. General 199.
Harbou, v., Major 34. 38. 45. 86. 121. 199. 131. 174.
Hartmann, Eduard v. 20. 139. 143. 299.
Haſſe, Major 101.

Haſſelt in Belgien 69. 287.
Haußmann, Abgeordneter 247.
Heeresvermehrungen vor dem Kriege 22.
Hegel, Philoſoph 143. 287.
Heineken 11.
Helfferich, Staatsſekretär 123.
Hentſch, Major 36. 55. 83.
Hertling, Graf, Reichskanzler 157. 160. 187. 237.
Heſſe, Oberſtleutnant 48. 236. 238.
Heye, Oberſt 265.
Hilfsdienſtgeſetz 122 ff. 209. 216.
Hindenburg, v., Generalfeldmarſchall 45. 72. 81. 104. 107. 113. 130. 132. 141 ff. 180. 238. 268 ff.
Hindenburg-Programm 67. 113. 120. 121. 126.
Hintze, Staatsſekretär 210. 235. 238. 269.
Hochdruckſyntheſeverfahren (für Luftſalpeter) 61.
Hochheimer, Dr., Oberſtabsarzt 156.
Hochſeeflotte 92. 95. 115.
Höhn, General 119.
Hötzendorf, v., Conrad, öſterr.-ung. Generalſtabschef 27. 79.
Hoffmann, General 166.
Hollands Haltung 1916 114.
Hopmann, Admiral 174.
Humbert, General 199.
Hungerblockade ſ. Blockade.
Hungerkataſtrophe (ſ. a. Ernährungsfragen) 92.

J.

Jagow, Staatsſekretär 90.
Jaurès, franz. Sozialiſt 21.
Immelmann, Fliegeroffizier 231.
Indien, 301.
Infanteriebegleitgeſchütz 87. 111. 181. 128 ff.
Invalidenverſicherung 7.
Joffe, Ruſſiſcher Bolſchewiſt 184.
Jonas, Dr., Chemiker 68.
Jorès, 307.
Iſonzooffenſive 112. 163.
Judenfrage 21. 205. 260 ff. 265. 299.
Jugendparagraph 147. 157
Junkertum 17.

K.

Kaiſer ſ. Wilhelm II.
Kaiſerliche Tafel 131.
Kaiſerin Auguſta Viktoria 72. 131.
Kaiſerkrone, Befugniſſe 12.
Kaiſer-Wilhelm-Geſellſchaften 173.
Kaiſer-Wilhelm-Kanal 95.
Kakodyle 68.
Kant, Philoſoph 143. 287.
Kali 152.
Karl, Kaiſer von Oeſterr.-Ung. 162 ff. 234.
Karolyi, Graf 81. 235.
Kanone (ſ. auch Geſchütz)
— 3,7-cm- gegen Tanks 228.
— Feld- 96 n/A 23.
— Feld- 16 89. 229.
— 15-cm- i. Schirmlaffete 63.
— Infanterie-Geſchütz 87. 111. 181. 228.
— politiſche (120 km Schußweite) 196.
— 42-cm- 23. 38. 53. 55. 82. 83.
Kapitalismus 21 ff. 291.
Katholikenprotektorat, franzöſiſches 3.
Keim, General 69. 76.
Kerenski 129. 150. 303.
Kerſchbaum, Dr. 68.
Keßler, v., Major 174.
Kiew 168. 171.
Koeth, Major 115. 121.
Kohlenfrage 11. 121. 150 ff. 226.
Kohlenkommiſſar 121. 151.
Kolonien, deutſche 43.
Kowno 82. 83.
Kräftezerſplitterung angeblich 1917/18 167.
Krankenverſicherung 7.
Kreuzerkrieg 96.
Kreuznach Gr.H.Qu. 131.
Kriegsamt 120. 123. 134.
Kriegsgerätbeſchaffung (ſ. Hindenburg-Programm).
Kriegsgeſellſchaften 206.
Kriegsminiſterium 206.
Kriegsgewinne 204.
Kriegsgreuel 50. 98.
Kriegshetze, franz. v. d. Kriege 26.
Kriegskabinett 242 ff., 246 ff. 256. 272.
Kriegskoſten 185.
Kriegsleiſtungsgeſetz 122.
Kriegspolitik 75. 147.

Kriegsvermeſſungschef 181.
Kriegsvorbereitungen der Mächte 6.
Kriegsziele der verſchiedenen Staaten 29 ff. 211.
Kroaten als Soldaten 80.
Kronſtadt 118.
Kronprinz Wilhelm ſ. u. Wilhelm.
Krügerdepeſche des Kaiſers 3.
Krupp 11. 25. 74. 89. 205. 229.
Kühlmann 162. 165 ff. 207.
Kriegsrohſtoffabteilung 115.

L.

Landwirtſchaft, Produktion der 61.
— Sorge für 152.
Langemark, Angriff auf 65.
Leon 191.
Ledebour, U. Soz.-Demokrat 243.
Leichte Feldhaubitze 23.
Lenke, 307.
Lenin, Ruß. Bolſchewiſt 150.
Levée en masse 244.
Levetzow, Kapitän 227.
Liberalismus 20 ff. 292.
Liebknecht U. Soz.-Demokrat 233.
Linienſchiffbau, Einſtellung 97.
Litzmann, v., General 82.
Lloyd Georges 162. 189. 252. 305.
Löhne und Löhnung 183. 185. 209. 223.
Lothes, Major 87.
Lötzen 82.
Ludendorff, General VIII; IX. 23 ff. 38. 45. 55. 59. 81. 90. 104. 109. 112 ff. 117 ff. 123 ff. 130. 132. 142 ff. 151. 166. 187 ff. 197. 208. 210 ff. 238 ff. 247. 254.
Luft, flüſſige (Sprengmittel) 152.
Lukacs 81.
Luſitania-Fall 98.
Lüttich 38.
Luxemburg, Aufenthalt in 48.
Lyncker, v., General 78. 103.

M.

Mackenſen, v. General 83.
Manonvilier, Fort de 53.
Marokko 5. 45. 230.
Marne IX. 44. 54. 55. 104. 193. 202.
Marinebrigade 63.
Marſchall, v., General 269.
— Diplomat 2. 3.
Marx und Marxismus 21. 143. 291. 299.
Maſchinengewehre 111.
Maſchinengewehre 13ᵐᵐ 228.
Maſſow, v., Major 113.
Materialkrieg bzw. Schlacht 61. 85. 120. 125.
Maubeuge, Einnahme 48. 56. 101.
Max v. Baden, Prinz 238 ff. 253. 270.
Mechein, Wegnahme 63.
Mehrheitsblock(parteien) im Reichstag 143.
Ménéhould, St. 196.
Merkaptane 68.
Merſeburger Fabriken 152.
Merz v. Quirnheim, Oberſt 234.
Maſſow, v., Major 113.
Mezieres, Gr.H.Qu. 64. 71. 85.
Michaelis, Reichskanzler 140. 143. 157. 160.
Militarismus 15. 24. 134.
Minenwerfer, Beſchaffung und Konſtruktion 86. 87. 228 ff.
— Truppe 87.
Mobilmachung des Generalſtabes 38.
Mißſtände im Heer 1918 185.
Modlin 82.
Moltke, Generalfeldmarſchall 99.
— General 27. 33. 45. 53. 55. 57.
Monatsberichte der Gen. Kof. 185.
Monopolſtellung, wirtſchaftliche Englands 172.
Morgen, v., General 68.
Moſelkämpfe der 6. Armee 53.
Mücke, v. Kapitän 24.
Müller, v., Chef des Marinekabinetts 78.
Mumm, Vertreter des A.A. in Kiew 171.
Munitionsfertigung (ſ. a. Hindenburg-Programm) 60 ff. 85. 113. 121.
Munitionsmangel 55. 61. 65. 72. 104. 161.
Munitionsnachſchub 56.
Munitionsverbrauch 143. 231.
Munitionsvorräte im Frieden 23. 25.
Münter, Dr., Stabsarzt 156.
Muths, Major 113.

N.

Nachkrieg, wirtschaftlicher 172.
Namur 55.
Nancy-Frouard, Plateau 54.
Napoleon 42. 109.
Narew-Grenze 165.
— Linie, Angriff auf 82.
Nernst, Geheimrat 11. 67. 73.
Neuschapelle 51. 67.
Nicolai, Major 37.
Nieborow, Stabsquartier 68.
Nietzsche, Philosoph 143.
Northcliff 142. 279.
Noske, Sozialdemokrat 209. 266. 309.
Nowo Georgiewsk 82.

O.

Oel (s. Rohöl) 43. 84. 151. 169.
Oestr.-ung. Armee 80.
Offizierbeförderungen s. Beförderungsverhältnisse.
Offizierverluste und Mangel 190. 216.
O.H.K., deutsche, Zusammensetzung 30 ff.
— österreichische 72. 79.
Ohnesorge, Postrat 47. 71.
Oldenburg-Januschau, v., Abgeordneter 209.
Oldershausen, v., General 174.
Operationsabteilung, Zusammensetzung 33.

P.

Panzer, tragbare 87.
Papierinflation 183.
Papiervaluta 159.
Paris 54 ff. 191.
Payer, württemb. Demokrat 155. 240. 253. 272.
Petersen, Oberst 69.
Phosgen 69.
Piave 236.
Pitt 93.
Pleß, Aufenthalt in 72. 104. 130.
Plessen, v., General 77. 103 ff. 146. 268.
Poincaré 26. 162.
Polnisches Heer, Königliches 130.
Polen als Soldaten der k. u. k. Armee 80.
Polen, Königreich (1916) 129 ff.
Politik (Wesen und Begriff) 145 ff.
Politisierung der Massen 146.
Presse 18. 37. 90.
Prittwitz, v., General 44.
Propaganda 37. 213. 245.
Protestnoten, Amerika gegen England 92. 97.
Pseudosozialismus 21 ff. 279.
Psychologisches Moment in Volk und Heer 178.
Pufferarbeit (Schiffbau) 173.
Pulver und Sprengstofferzeugung (s. auch Munition) 61.
Pulkowski, Hauptmann 181.

R.

Radoslawow, bulg. Staatsmann 233.
Rauch, v., Major 36.
Rausenberger, Professor, Direktor 25. 61. 89.
Reddemann, Major 87.
Reichskohlenkommissar 121.
Reichstag, Befugnisse, Parteien, Mehrheit 9. 10. 12. 14. 18. 243. 248. 277. 294.
Reims 99. 191. 196.
Rennenkampf 44.
Rethel 197.
Revolution, russische 129.
Richthofen, v., Fliegeroffizier 231.
Rohöl 43. 84. 151 ff. 169 ff.
Rohstofffrage 68. 70. 115. 121. 169 ff. 205. 211. 226.
Rohr, Hauptmann (Sturmbatl.) 87. 271.
Rückversicherungsvertrag (russischer) 2.
Rumäniens Haltung 1915 84. 103.
— Kriegserklärung 104.
— Vorräte 84. 118. 151. 170.
Rumänischer Krieg 114. 118. 124.
Russisch-französische Anleihe 2.
Russisch-japanischer Krieg 4.
Rüstungen zum Kriege Deutschlands 6—8.
— Frankreichs 6—8.
— Rußlands 6—8.
Rüstungsindustrie 61.

S.

Saloniki 177.
Salpeter und Salpetersäure s. Stickstoff.

Samsonow, russischer General 44. 45.
Sansibar-Helgoland-Vertrag 2.
Schabel, General 68.
Scheer, v., Admiral 122. 227. 246.
Scheidemann, Sozialdemokrat 76. 128. 150. 159. 160. 162. 242. 245. 248. 309.
Schelling, Philosoph 287.
Scheuch, General 183. 187. 263. 272.
Schiffbau (Handels-) deutsche 173.
— feindliche 117. 226.
Schiffsraum, neutraler, Beschlagnahme 127. 226.
Schimonoseki, Frieden 3.
Schleffen, Graf v., Generalstabschef. VIII. 4. 25. 41. 44. 53. 55. 58. 76. 109.
Schlubach, Leutnant 174.
Schmauß, Dr., Meteorologe 181.
Schmidt, Dr., Kultusminister 185.
Schmidt, v., Knobelsdorff, General 58. 66. 101. 106.
Schröter, Dr. ing. 61.
Schulenburg, Graf v. d., General 103. 269.
Schutzzollpolitik Bismarcks 7.
Schwarzes Meer und Häfen 167. 173.
Schwefel 73.
Schwere Artillerie 23. 25. 65. 83. 84. 89. 231.
Seeherrschaft Englands 91. 93.
Seekriegsrecht 91. 97.
Serajewo 5.
Serbischer Feldzug 82. 83 ff.
Sereth 118.
Sieger, General 58. 85. 105.
Siegfriedstellung 132.
Silistria 118.
Skagerak, Schlacht 24.
Sloczow, Offensive 149.
Slowaken 80.
Soissons 191. 193.
Soldatenräte 163. 174. 260. 266. 271 ff.
Sommekämpfe 1916 103.
Sozialdemokratie 21. 134 ff. 208. 293.
Sozialismus, Begriffsbestimmung 19. 139. 288. 314.
Sozialpolitik, Bismarcks 7.
Spa, Gr.H.Qu. 198. 210. 225.
Spengler, Professor 19. 21. 299.
Spee, Graf, Admiral 24.
Sperrgebiet 97.
Spionage s. III b.
Stahlhelm 74. 87.
Stahlverteilung 121.
Stein, v., General 33. 45. 57
Stein, Frh. v. 79.
Steinhausen, Leutnant 265.
Steinmetz, General 49.
Stenay 101.
Stellungskrieg, Wesen des 59
Stellungsbau, Vorschrift 119.
Stickstoff 61. 73 ff. 121. 152.
Stinnes, Industrieller 11. 205.
Stoßtrupps 88.
Strategie, Wesen der 145.
Streiks 157. 159. 182. 209.
Studenten und Studentinnen 154.
Stülpnagel, v., Major 49.
Sturmbataillone 87, 271.
Stutz, Geheimrat 121. 151.
Szurduk, Paß 118.

## T.

Taktik, Angriffs- 1918 180.
Taktik des Festungskrieges 25.
— Verteidigungs- 1915. 86.
— Verteidigungs- 1916. 118.
Tanger 4.
Tank, Abwehrmittel 111. 222. 228.
— Angriffe 198.
— Bau 111. 121. 227. 229.
Tannenberg 44. 55.
Tappen, Chef der Operationsabteilung IX. 33. 36. 57 ff. 72. 81. 85. 101 ff. 106. 111.
Tappen, Dr. 68.
Tel.-Direktion der O.H.L. 71.
Teschen, öst.-ung. Hauptquartier 72.
Thieldonk 64.
Thomsen, Oberst 122. 232.
Thyssen, Industrieller 11. 205.
Tirpitz, v., Großadmiral 90. 94. 99 ff.
Tisza, Graf, öst.-ung. Staatsmann 235.
Toul 40. 53.
Treitschke VIII. 9. 139.
Trommelfeuer 85.
Trotzki, Russ. Bolschewist 150. 166. 303.

Digitized by Google

Truppenaufstellung 60. 65.
Tschechen (als Soldaten) 80.
T-Stoff 68.
Türkisch-Italienischer Krieg 5.
Two power standard 93.

U.

U-Boot, Abwehrmittel, fdl. 127. 227.
— Bau 91. 96. 226. 246.
— Entwicklung 96. 97. 127.
— Krieg 91. 97 ff. 116. 117. 124 ff. 245 ff.
— Wirkung 161. 174. 176. 226. 240.
U-Kreuzer 97. 227. 246.
Ungarische Truppen 80 ff.
Unternehmergewinne 183.
Unterstellung der Militärgewalt 249.

V.

Valentini, Chef des Zivilkabinetts 78. 123. 141. 144. 157.
Valuta 159.
Vatikan 10. 165.
Verbesserungen der Artillerie (s. auch Kanonen) 88.
Verdun 40. 58. 66. 99 ff. 105. 196.
Verlängerung der Westfront 1914 62.
Verpflegungsschwierigkeiten s. Ernährungsfragen.
— Zuschüsse aus besetztem Gebiet 84. 170 ff.
Verständigungsfrieden 30. 143. 159. 162. 204. 207. 240. 252. 256. 265.
Villers-Cotterets 193 ff. 232.
Völkerbund 280. 306.
Vorwärts, Zeitung 123.

W.

Waffengebrauch, Verbot des 256. 262. 267.
Waffenstillstandsangebot 136 ff. 236.
Wahlrechtsfragen, preußische 90. 147. 182. 208.
Waldemar, Prinz 47.
Washington 311.
Wallachei s. Rumänien.
Watter, Frhr. v., General 194.
Wehrfähigkeit Deutschlands 8.
Wehrpflicht, Erweiterung der 90. 209.
Weddigen, U-Bootführer 96.
Weltauffassung, deutsche 287.
— englische 289.
— materialistisch-kapitalistische 19. 297.
Wetterdienst 180.
Wetzel, Oberstleutnant 111 ff. 119. 163. 197.
Wild, v. Hohenborn, Kriegsminister 72. 103.
Wilhelm I., Kaiser X. 7.
Wilhelm II., Kaiser I. 7. 11. 18. 72. 74. 81. 103 ff. 123. 130. 142. 180. 187. 210. 213. 239. 246. 250. 254. 257. 265. 292.
Wilhelm, Kronprinz 58. 66. 101. 141 ff. 187. 213. 239. 257. 269.
Wilna 81.
Wilson 125. 241. 244. 250 ff. 280 ff.
Winterfeld, v., General 268.
Wirtschaftskrieg 172. 297.
Wirtschaftslage 1918 226.
Wörmann 11.
Wumba 121.

Y.

Ypern 64. 69 ff.

Z.

Zellulose 121.
Zentralabteilung beim Chef des Generalstabes des Feldheeres 36.
Zentrumspartei 10. 130.
Zensur 37. 90.
Zimmermann, Eugen, Generaldirektor 134. 144.
Zita, Kaiserin 162.
Zuchthausvorlage 8.
Zwehl, v., General 48.
42-cm-Kanone 25. 38. 53. 55. 82. 83.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

may be kept
DAYS


89018016162
b89018016162a

89018016162
b89018016162a